

# Horror-Date

KEIN THRILLER

(OBWOHL MAN BEIM DATING AUF VIELE PSYCHOS TRIFFT)



SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor

SEBASTIAN  
**FITZEK**

DROEMER

**Sebastian Fitzek**

# **Horror-Date**

**Kein Thriller**

**(Obwohl man beim Dating auf viele Psychos trifft)**

Mit Illustrationen von Jörn Stollmann

## Über dieses Buch

»The Walking Date« ist keine normale Dating-Plattform: Hier können sich Menschen, die nicht mehr lange zu leben haben, noch ein letztes Mal verlieben. Deshalb hat sich auch Patient Raphael bei TWD angemeldet, und tatsächlich funkts zwischen ihm und der ebenfalls erkrankten Nala. Doch am Tag ihres ersten Blind Dates geht es Raphael nicht gut. Kurzerhand überredet er seinen besten Freund, den erfolgsverwöhnten Start-up-Gründer Julius, an seiner Stelle zu dem Treffen zu gehen. Raphael zuliebe spielt Julius widerwillig den Schwerkranken – und das schlimmste Date seines Lebens beginnt. Schon nach wenigen Minuten ist Nala schwer enttäuscht von dem attraktiven, aber furchtbar oberflächlichen Kerl, der in seinen Mails doch so tiefgründig gewirkt hat. Als sie ihn auf seine protzigen Statussymbole anspricht, flüchtet er sich in die nächste Lüge: Julius gibt vor, sein gesamtes Hab und Gut in den letzten Tagen seines Lebens verschenken zu wollen. Eine Idee, die Nala begeistert. Und damit nimmt das Unheil endgültig seinen Lauf. Bald muss Julius alles verschenken, um nicht alles zu verlieren ...

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.droemer-knaur.de](http://www.droemer-knaur.de)

# Inhaltsübersicht

**1. Kapitel**

**2. Kapitel**

**3. Kapitel**

**4. Kapitel**

**5. Kapitel**

**6. Kapitel**

**7. Kapitel**

**8. Kapitel**

**9. Kapitel**

**10. Kapitel**

**11. Kapitel**

**12. Kapitel**

**13. Kapitel**

**14. Kapitel**

**15. Kapitel**

**16. Kapitel**

**17. Kapitel**

**18. Kapitel**

**19. Kapitel**

**20. Kapitel**

**21. Kapitel**

**22. Kapitel**

**23. Kapitel**

**24. Kapitel**

**25. Kapitel**

**26. Kapitel**

**27. Kapitel**

**28. Kapitel**

**29. Kapitel**

**30. Kapitel**

**31. Kapitel**

**32. Kapitel**

**33. Kapitel**

**34. Kapitel**

**35. Kapitel**

**36. Kapitel**

**37. Kapitel**

**38. Kapitel**

**39. Kapitel**

**40. Kapitel**

**41. Kapitel**

**42. Kapitel**

**43. Kapitel**

**44. Kapitel**

**45. Kapitel**

**46. Kapitel**

**47. Kapitel**

**48. Kapitel**

**49. Kapitel**

**50. Kapitel**

**51. Kapitel**

**52. Kapitel**

**53. Kapitel**

**54. Kapitel**

**55. Kapitel**

**56. Kapitel**

**57. Kapitel**

**58. Kapitel**

**Zum Buch und Danksagung**

Jeder Mensch hat zwei Leben.

Das zweite beginnt in dem Moment, in dem dir klar wird, dass du  
nur eins hast.



# 1. Kapitel

## Nala

Könnt ihr einfach mal die Fresse halten?«

Erstaunlich, Welch unterschiedliche Reaktionen dieser doch recht unmissverständliche Satz hervorrufen kann, je nachdem, in welcher Gesellschaft man ihn äußert. Vom schallenden Gelächter (auf der Grillparty, wenn die Freundinnen sich gefühlt seit Stunden über die missglückte Frisur lustig machen) über komplett Ignoranz (streitende Eltern am Frühstückstisch) bis hin zu offener Androhung von Gewalt, sollte es einem in Gegenwart einer jugendlichen Möchtegern-Gangsta-Rapper-Truppe rausrutschen, die ohne Text- und Taktgefühl schlechte Reime in ein überfülltes U-Bahn-Abteil brüllt.

Bei dem Pärchen auf dem Praxissofa gab es sogar eine körperliche Reaktion: Beiden klappte die Kinnlade herunter. Was Nala gut nachvollziehen konnte, hatten Franziska und Thorben Seligmann doch bestimmt nicht damit gerechnet, dass ihre gewöhnlich so sanft und verständnisvoll kommentierende Eheberaterin beim elften Termin auf einmal rumschnauzen würde wie ein Berliner Busfahrer.

»Ehrlich, ihr wohlstandsverwahrlosten Nichtsnutze! Ihr kotzt mich so an mit euren Erste-Welt-Problemen!«

Als spezialisierter Paartherapeutin war Nala bewusst, dass sie sich mit Wutausbrüchen zurückhalten sollte, wenn sie an der Aufrechterhaltung einer gesunden Therapeutin-Patienten-Beziehung interessiert war. Selbst dann, wenn die beiden Mittvierziger sich vor ihr wieder einmal wegen eines vor dem Spülen nicht heruntergeklappten Klodeckels anmotzten.

*Thorben: »Dir mag es ja egal sein, Franziska, dass die E.-coli-Bakterien durchs ganze Badezimmer fliegen, aber ich will mir mit einer Zahn- und nicht mit einer Klobürste die Zähne putzen.«*

*Franziska: »Sagt der, der seine Lunge mit einem Aschenbecher verwechselt. Du rauchst am Tag mehr Zigaretten als Helmut Schmidt in seinem gesamten Leben.«*

*Thorben: »Nikotin macht körperlich abhängig. Welche Entschuldigung hast du für deine Online-Shopping-Sucht? Wenn ich dir dein Handy wegnehme, hast du schlimmere Entzugserscheinungen als ein Crack-Junkie.«*

»Echt jetzt? Klodeckel und Online-Shopping? Das sind eure Probleme?« Nala zog sich an den hölzernen Lehnen ihres Sessels so weit nach vorne, bis ihr Po kaum noch die Polsterkante berührte, womit sie bei dem Ehepaar, das unwillkürlich vor ihr zurückwich, den Eindruck hinterlassen musste, als machte sie Trockenübungen für die nächste Skisprungsaison.

»Ihr nichtsnutzigen, von Geburt an auf den Beruf ›Erbe‹ vorbereiteten Privatschulschnösel habt einen Tross von Haushaltshilfen, Köchen, Gärtnerinnen und Nannys, die euch von morgens bis abends in eurer Grunewald-Villa den Arsch hinterhertragen. Mann, ihr habt so viel Kohle! Dass ihr zu viel

shoppt, merkt ihr doch nicht am Kontostand, sondern allenfalls an dem röchelnden DHL-Boten, der in eurem Vorgarten unter der Last der zu liefernden Pakete zusammengebrochen ist. Und, verdammt Hacke, es wird in eurer 450-Quadratmeter-Villa doch wohl ein zweites Bad geben, in dem deine Frau allein kacken gehen kann?«

Auch hier wusste Nala als studierte Psychologin sehr wohl, dass derartige Sätze nur selten zur Auflockerung einer angespannten Gesprächsatmosphäre beitragen. Doch als vierunddreißigjährige, alleinstehende Frau mit einer maximalen Lebenserwartung von vielleicht noch fünf Monaten war ihr das in diesem Moment herzlich egal.

*Scheiße.*

Der Schmerz durchzuckte ihre linke Schläfe. Die Augen tränten. Sie legte den Kopf in den Nacken und blinzelte die stuckverzierte Decke des Praxiszimmers in ihrer Charlottenburger Altbauwohnung an.

Die Symptome kannte sie. So fing es an. Unzumutbar wie eine Migräne. Tödlich wie Rattengift, nur schleichender.

Sie griff nach der Kleenexbox, die für ihre Klienten parat stand, und trocknete sich die Augen. Die Seligmans starrten sie weiterhin mit offenem Mund an.

Zugegeben. Die beiden hatten Pech. Hätte Nala das finale Gespräch mit ihrem Arzt nicht unmittelbar vor diesem Termin geführt, wäre sie vermutlich nicht so von der Rolle gewesen. Simon Schultz, ihr Ex-Freund, Neuroradiologe und so etwas wie der Hausarzt der Familie, hatte nur betroffen ihre Entscheidung

zur Kenntnis genommen und gar nicht erst versucht, sie umzustimmen. Wahrscheinlich hatte er gewusst, dass er es nicht geschafft hätte, sie zu überreden, doch noch einmal eine Chemo zu starten. Die Nebenwirkungen hatten sie beim ersten Mal schon fast umgebracht.

Haarausfall, Übelkeit, Erbrechen – das las sich so harmlos auf den Beipackzetteln, verglichen mit der Möglichkeit eines verlängerten Überlebens. Doch wenn man monatelang Symptome aushalten musste, gegen die die Lebensmittelvergiftung nach dem Fischrestaurantbesuch wie eine Spa-Behandlung wirkte, dann war »Nie wieder« ein willkommener Gedanke.

Und das hatte Nala sich geschworen.

*Nie wieder.*

Keine Tabletten mehr. Keine Spritzen, keine Bestrahlung.

Zweieinhalb Jahre lang hatte es den Anschein gehabt, als wäre das nicht mehr nötig. Doch dann hatte das besiegt geglaubte Drecksding in ihrem Kopf wieder zu wachsen begonnen.

*Verdammte Kontrolltermine.*

Die schlimmsten Prüfungen der Welt. Obwohl von ihnen das gesamte restliche Leben abhing, konnte man sich nicht auf sie vorbereiten. Hilflos war man dem ärztlichen Examenskomitee ausgeliefert und konnte nichts anderes tun als bangen und hoffen, bis die Noten verkündet wurden. Blutwerte und Kernspinergebnisse, die darüber entschieden, ob man ins nächste Lebensjahr versetzt wurde, die Schmerzklasse

wiederholen oder die Schule des Lebens ohne Abschluss verlassen musste.

Simon hatte bei der Notenverkündung vor drei Wochen nichts sagen müssen. Sie kannte ihren besten Freund so gut, dass sie es von seiner Miene ablesen konnte. Wie er auf den Monitor mit den MRT-Aufnahmen blickte, die er gerade von ihrem Schädel gemacht hatte. Die Trauer und die Angst in seinen Augen waren womöglich noch intensiver gewesen als die, die sie in diesem Moment selbst gefühlt hatte.

*Blöde Kuh, wieso bist du nur zu ihm gegangen?*

Weshalb hatte sie Simon damit belastet und für die Kontrolluntersuchungen keinen neutralen Arzt gewählt?, waren ihre ersten, sich selbst verfluchenden Gedanken gewesen. Ihr Ex – und heute noch guter Freund – hatte sie vor fast drei Jahren überredet, wegen ihrer Taubheitsgefühle im rechten Arm in seine Praxis in Berlin-Steglitz zu kommen. Dort hatte er das cerebrale Lymphom entdeckt. Ohne ihn und seine fürsorgliche Betreuung hätte sie die anschließende Behandlung nicht durchgestanden, bei der er in seinem Kummer fast genauso viel abgenommen hatte wie sie während der Einnahme ihrer Zytostatika-Tabletten.

Nun belastete sie ihn mit ihrer Entscheidung, dieses Mal nichts dagegen zu unternehmen.

*»Nein, Simon, das stehe ich nicht noch einmal durch. Mein Entschluss steht fest. Du hast selbst gesagt: Der neue Tumor wächst aggressiver als der erste. Die Erfolgsaussichten sind also sehr viel schlechter als beim letzten Mal. Zudem: Jetzt geht es mir*

*gut. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird mir bis zum finalen Stadium ein halbwegs normales Leben möglich sein. Deshalb: nein, keine weitere Chemo. Ich will die wenige mir noch verbleibende Zeit nicht mit einem Behandlungs- und Nebenwirkungsmarathon verbringen.«*

Das hatte sie ihm direkt vor der Sitzung am Telefon noch einmal endgültig bestätigt. Entsprechend aufgewühlt war sie zu den Seligmanns in die Paartherapiestunde gegangen.

*»Dann bleiben dir maximal noch vier erträgliche Monate. Vielleicht weniger!«, hatte Simon traurig festgestellt. Worte, die ihr wieder und wieder durch den Kopf gegangen waren, während die Seligmanns sich benahmen, als wäre Zeit ein nachwachsender Rohstoff.*

*»Ich höre euch nun schon seit Monaten einmal die Woche zu, und außer den ständig wechselnden Luxusklamotten an eurem Leib kann ich keine Veränderung feststellen. Das ist Lebenszeitverschwendug und damit sinnlos für uns alle.«*

*»Was soll das heißen?«, fragte Franziska, die als Erste ihre Stimme wiedergefunden hatte.*

Nala lächelte ihr zu. »»Tschüs dann«, soll das heißen.« Sie stand aus ihrem Sessel auf und ließ die beiden Backsteine glotzend auf dem Sofa sitzen, während sie sich zur Tür aufmachte.

*»Äh, wir haben noch vierzig Minuten!«, rief Thorben ihr schüchtern hinterher.*

*Was etwa 0,02 Prozent des mir noch verbleibenden Lebens wären.*

Nala drehte sich zu ihnen herum. Sprach jetzt wieder mit

ihrer freundlichen Therapeutinnenstimme: »Na, dann nutzt die Zeit. Keift weiter rum. Ruft eure Scheidungsanwälte an. Oder bestellt was Schönes. Einen abschließbaren Klodeckel vielleicht. Ich für meinen Teil hab jetzt Besseres zu tun.«

Sie schmetterte die Tür ins Schloss, kurz nachdem sie die beiden noch hatte wissen lassen: »Ich geh jetzt auf ein Date!«



## 2. Kapitel

### Julius

Ich fasse den Irrsinn noch mal zusammen«, sagte ich und setzte die Sonnenbrille ab, um im Gesicht meines besten Freundes nach Anzeichen suchen zu können, dass er nun auch noch sein letztes bisschen Verstand verloren hatte.

Wir lagen nebeneinander auf unbequemen Plastikliegen vor einem himmelblauen Baumarkt-Swimmingpool im Hintergarten eines Reihenendhauses in Zehlendorf, nahe Mexikoplatz. Es war Mitte Mai. Berlin hatte gerade erst eine Starkregenperiode überstanden, die nun von einer drückenden Hitzewelle abgelöst wurde, weswegen Raphael und ich Shorts und T-Shirts trugen. Bestes Badewetter, hätte es da nicht das klitzekleine Problem gegeben, dass der halb eingesunkene Planenpool vor uns leer war; die langsam verdunstenden Regenpfützen darin einmal ausgenommen.

»Du hast eine Frau im Internet kennengelernt und dich zum Blind Date verabredet. Und jetzt soll ich mich statt deiner mit ihr treffen?«

Die Idee, die mir Raphael gerade unterbreitet hatte, klang in meinen Ohren in etwa so attraktiv, wie wenn er mich

aufgefordert hätte, mein gesamtes Vermögen in einen Verleih für gebrauchte Ohrenstäbchen zu stecken.

»Tu es mir zuliebe«, sagte er grinsend. Wobei ich vermutlich der einzige Mensch auf dem Planeten war, der Raphaels herabgezogene Mundwinkel als Grinsen deuten konnte. Die meisten anderen würden darin eine schmerzverzerrte Grimasse sehen.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der sein Spitzname (Spargel) Menschen mit albernem Humor (wie mir) ein Lächeln hatte abringen können. Letztes Jahr noch, als er hundertfünfundzwanzig Kilo auf die Waage gebracht hatte und der Aktienkurs von Dr. Oetker in die Knie ging, weil der Umsatz an Tiefkühlpizza einbrach, sobald er im Urlaub war. (Nicht mein Spruch, sondern seiner. Anwaltshumor vermutlich.)

Heute wünschte ich mir die Tage zurück, in denen er wegen seines Gewichts gehänselt worden war. Die Momente, als er den dummen Idioten, die meinten, ihn wegen seines Äußeren in der Öffentlichkeit beleidigen zu müssen, mit seiner Schlagfertigkeit verbal eins vor den Latz ballerte. Wie etwa dem Kellner, der Raphael im Schnitzelrestaurant fragte: »Du brauchst keine Karte, oder? So, wie du aussiehst, bestellst du eh alles auf einmal!«

Während ich noch darüber nachdachte, ob ich das wirklich gehört hatte, hatte Spargel mir bereits die Pranke auf die Schulter geklatscht und mich mit seiner allerbesten Knochenbrecher-Imitationsstimme gefragt: »Julius? Was errr gesagt?«

Worauf ich ihm antwortete: »Lass dich nicht ärgern, Sergei.

Wir sind hier, um zu feiern, dass der Kronzeuge in deinem Mordprozess ganz plötzlich verschwunden ist.«

Okay, unsere Mafiosi-Impro-Show war vielleicht keine kreative Meisterleistung gewesen, zeigte jedoch Wirkung. Sie hätten sehen sollen, wie dem Kellner, der sich schon mit Betonschuhen am Grund des Landwehrkanals sah, das Blut aus dem Gesicht schoss. Womit er an jenem Tag in etwa so blass ausgesehen hatte wie Raphael heute. Sechzig Kilo leichter, nur noch ein Schatten seiner selbst.

Erwähnte ich bereits, dass mein bester Freund nicht nur auf einer unbequemen Gartenliege, sondern im Sterben lag?

Tut mir leid, aber wieso sollte ich es Ihnen schonend beibringen? Das Leben ist das Gegenteil von fair. Wer zur Untermauerung dieser These noch nach einem Beweis suchte, hatte ihn mit Raphaels Schicksal gefunden. Es gab Menschen, bei denen man lange nachdenken musste, wenn man sie im Nachruf in einem guten Licht zeichnen wollte, ohne von der Trauergemeinde als heuchlerischer Lügner entlarvt zu werden. Bei Raphael würde es umgekehrt sein. Hier würde man aufpassen müssen, nicht die eingeplante Rededauer um zweieinhalb Stunden zu überschreiten, weil man all seine Vorzüge aufzählen wollte. Keine Bange, ich will es an dieser Stelle kurz halten: Mir war kein großzügigerer, offenherzigerer und klügerer Mann bekannt als er. Raphael Nader, der zeit seines Lebens wieder und wieder grundlos gedemütigt wurde, ließ die Wut und Verzweiflung, die er darüber empfunden haben muss, nie an anderen aus. Nicht an seinem kleinen Bruder, der ihm

körperlich unterlegen gewesen wäre; nicht an seiner ersten und einzigen großen Liebe Kathrin, mit der er meines Wissens nie einen nennenswerten Streit hatte, selbst an dem Tag nicht, an dem sie ihn für ihre Kosmetikerin verließ. Und nicht einmal im Gerichtssaal, wo er selbst bei seinen pointierten Plädoyers nie die Grenze des Anstands überschritt.

Manchmal war ich versucht, ihm vor seiner Strafrechtskanzlei aufzulauern, um zu überprüfen, ob Raphael wirklich nach getaner Arbeit nach Hause ging oder nicht vielleicht wie Dexter 2.0, mit Knochensäge und Schweißerhaube ausgestattet, jenen Klienten einen Besuch abstattete, von denen er wusste, dass sie schuldig waren. Ich meine, irgendwo musste er doch mal seine Verzweiflung darüber rauslassen, dass er schon zu Schulzeiten gemobbt worden war. Warum nicht in einer schalldicht isolierten Garage eines verlassenen Industriekomplexes? Ja, richtig erkannt, ich schaue gerne True-Crime-Serien.

»Es ist doch nur ein Treffen«, sagte er, während ich in meinen Shorts vergeblich nach einem Taschentuch suchte. *Verdammter Heuschnupfen!*

Ich fragte ihn: »Weshalb schreibst du ihr nicht einfach die Wahrheit, die da lautet: ›Tut mir leid. Ich muss unser Date absagen, mir geht es heute zu schlecht.‹«

»Heute?« Raphael sah mich mit Augen an, deren Äpfel einst weiß gewesen waren, nun aber die Farbe von geronnenem Eigelb hatten. Eine der Spätfolgen seiner Krankheit. Was für eine Ironie des Schicksals. Er, dem es nie in den Sinn gekommen wäre, Spinnen mit dem Staubsauger einzusaugen (wie seine

Mutter es getan hatte), sondern der die Achtbeiner stets mithilfe eines Stücks Papier und einem Glas einsammelte, um sie im Garten in die Freiheit zu lassen, war zum Dank von exakt so einem Spinnentier getötet worden. Einer Zecke, genauer gesagt, deren Biss Raphael zuerst nicht einmal bemerkt hatte. Vielleicht hatte er eine Hautrötung festgestellt und später einsetzende Glieder- und Kopfschmerzen als harmlose Erkältung abgetan. Möglicherweise hatte er eine Ibu mehr als sonst eingeworfen. Bis er fünf Jahre später mit einem Mal nicht mehr die Augen bewegen konnte, wenn er nicht wollte, dass ihm die Schädeldecke wegflog. Da zu dieser Zeit gerade wieder eine Corona-Welle im Anmarsch war, tippte der erste Arzt auf Covid. Der nächste Mediziner vermutete Migräne, da waren seine Sprachstörungen schon kaum mehr zu überhören. Als die Symptome so qualvoll wurden, dass er mir gegenüber das Wort »Suizid« aussprach, zwang ich ihn zum wiederholten Mal in die Notaufnahme, wo er dann endlich an einen fähigen Neurologen geriet, der den richtigen Riecher hatte: Borreliose. Bakterielle Hirnhautentzündung.

Drei Monate lang wurde er im Krankenhaus mit allem beschossen, was die Intensivmedizin so im Köcher hat, und irgendwann schlug eines der Antibiotika auch an, doch da war es leider bereits zu spät. Zwar waren die Schmerzen mittlerweile wieder auszuhalten, doch wegen der verzögerten Behandlung waren seine Organe bereits irreversibel geschädigt. Operationen wurden nicht mehr durchgeführt, da das angegriffene Herz diese nicht mehr durchhalten würde. Weswegen Raphael, mein

fünfunddreißigjähriger bester Freund, der nach dem Verlust seiner ersten und einzigen großen Liebe nun schon seit zehn Jahren Single war, das einzig Richtige getan hatte. Er hatte sich auf einem Datingportal angemeldet.

»Du selbst hast mir doch TWD empfohlen«, sagte er, während ich mir die juckenden Augen rieb. Normalerweise reagierte ich erst Anfang Juni auf Gräser und Pollenflug, aber anscheinend hatte der Klimawandel auch meine Allergieuhrr durcheinandergebracht.

»Ja. Damit du auf andere Gedanken kommst. Nicht, damit ich deine Dates für dich wahrnehme.«

TWD war die Abkürzung für »The Walking Date«, eine Datingplattform für Menschen mit begrenzter Lebenserwartung, was in meinen Augen eine ebenso simple wie geniale Idee war. Die meisten Portale fokussierten sich auf eher junge Kundinnen und Kunden, die es verlernt hatten, von ihrem Handy aufzuschauen, um so etwas Verrücktes zu tun, wie sich für die Menschen in ihrer näheren Umgebung zu interessieren, ihr noch unbekanntes Gegenüber anzulächeln, mit ihm Augenkontakt zu halten und – jetzt wird's völlig absurd – eventuell sogar ein Gespräch anzufangen.

Tatsächlich gab es eine überwältigende Anzahl von Menschen, die zu einem Flirt im realen Leben nicht mehr in der Lage waren, sich aber von den Datingportal-Werbespots wenig angesprochen fühlten, die eng umschlungene, in einem Berliner Szeneclub tanzende Fitnessmodels zeigten. Schafften sie es doch als fünfundachtzigjähriger Witwer mit Rollator nicht einmal mehr

bis in den Zuweg zum Berghain, geschweige denn bis zum Türsteher. Bei TWD meldeten sich ältere Semester an, allerdings auch Menschen, die wussten, dass sie wegen einer schweren Krankheit in absehbarer Zeit nicht mehr am Leben sein würden. Leute wie Raphael, die nur noch einen großen Wunsch hatten, nämlich den, sich ein letztes Mal zu verlieben, ohne sich Sorgen darüber machen zu müssen, dass sie im Erfolgsfall jemanden in tiefster Trauer zurückließen. Denn bei TWD trafen sie ausschließlich auf Schicksalsgenossen.

Das Datingportal, das anfangs von den Medien als Rentner-Tinder belächelt worden war, hatte im Netz eingeschlagen wie eine Bombe, was mich persönlich aus mehreren Gründen freute. Zum einen, weil mein bester Freund darüber tatsächlich eine Seelenverwandte gefunden hatte. Eine bislang rein platonische Brieffreundschaft, die ihm in seinen dunkelsten Stunden Trost und in seinen hellen Momenten Hoffnung spendete. Zudem sicherte TWD mir mein Auskommen, war ich doch einer von zwei Eigentümern der Plattform. Ja, okay, ich gebe es zu: Vor diesem Hintergrund ist meine oben getätigte Bewertung »simple, geniale Idee« nicht ganz unvoreingenommen, aber jetzt ist die Katze aus dem Sack. Ich bin ein Online-Unternehmer, der sich auf ungewöhnliche Start-up-Ideen spezialisiert hat. Das Portal TWD hatte ich bereits vor drei Jahren gegründet, nachdem ich eine Reportage über Altenheime gesehen hatte. Darin waren die Bewohner gefragt worden, was sie an ihrem Lebensabend gerne noch einmal erleben würden, wenn sie einen einzigen Wunsch frei hätten. Tatsächlich waren sich viele Witwen und Witwer

einig: Sie wollten sich noch einmal verlieben. Eine Woche später hatte ich bereits das erste Seitenlayout von TWD. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, dass es Jahre später von meinem besten Freund genutzt werden würde.

»Lass es mich dir erklären«, sagte nun Raphael und erklärte es mir, nachdem einer seiner obligatorischen Hustenanfälle vorbei war. »Exupéria hat eine symptomfreie Phase. Ihr Lymphom wächst, aber momentan geht es ihr gut.«

»Du nennst sie noch immer Exupéria?«, hakte ich nach.

Er nickte. »Wir haben noch nicht unsere Klarnamen ausgetauscht. Auch nicht unsere Fotos. Sie kennt mich nur als PetitPrince35.« Er lächelte, zumindest glaubte ich das in dem Blecken seiner Zähne zu erkennen. Auch ich musste schmunzeln, denn ich wusste, woran er dachte. Er hatte es mir schon oft erzählt. Wie sie beide schon vor dem Austausch der ersten Privatnachricht erkannt hatten, dass sie ein Match waren. Allein an ihren Profilnamen, die auf ihr Lieblingsbuch zurückzuführen waren: »Der kleine Prinz« von Antoine de Saint-Exupéry.

»Deswegen wird unser Tausch klappen«, sagte er. »Sie weiß nicht, wie du heißt und wie du aussiehst. Du kannst dich ihr als Julius Leineweber vorstellen und musst dir nichts aus den Fingern saugen.«

»Abgesehen davon, dass ich kerngesund bin«, rutschte es mir heraus. Einen Atemzug später musste ich mehrfach niesen.

»Auch darüber musst du dir keine Sorgen machen. Ich hab ihr nichts von meinem Zeckenbiss erzählt.«

»Sondern?«

Seine ohnehin schon brüchige Stimme wurde traurig.

»Mann, ich wusste doch, dass ich ihr nie unter die Augen treten kann. Aber ich wollte es so sehr. Sie sehen, mit ihr persönlich sprechen. Real, nicht über einen Bildschirm. Ganz am Anfang unseres Nachrichtenaustauschs hat sie mir von ihrer Diagnose erzählt und dass sie deshalb schon einmal bei TWD angemeldet gewesen war, ihren Account dann allerdings zwei Jahre lang stillgelegt hatte, weil sie dachte, der Tumor wäre besiegt. Doch dann kam er zurück, und jetzt lehnt sie eine weitere Chemo ab. Weil sie nicht ihre Tage auf Erden verlängern, sondern die wenigen Tage intensivieren will, verstehst du?«

Ich nickte, enthielt mich aber jedes Kommentars, weil ich als Nichtbetroffener gelernt hatte, dass auch das ausgeprägteste Einfühlungsvermögen mich niemals in die Lage versetzen würde, das zu verstehen, was mein bester Freund gerade durchlitt. Tränen traten ihm in die Augen, während er weitersprach. »Exupéria ist nicht naiv. Sie weiß, wie unwahrscheinlich es ist, dass aus einer Brieffreundschaft mehr wird als nur ein netter Nachmittag. Aber genau darum geht es ihr. Das hat sie von Anfang an klargemacht. Sie will ein reales Treffen. Ihrem Gegenüber beim Reden in die Augen sehen. Gemeinsam lachen, vielleicht, wenn es richtig gut läuft, etwas flirten. Ich hab gewusst, wenn ich ihr sage, dass ich dazu nicht in der Lage bin, weil ich ja schon für den Weg in den Garten eine halbe Stunde brauche, wird sie weiterscrollen. Zu einem nächsten Match, weil sie einfach nicht die Zeit hat, sich mit mir abzugeben.« Er zog die Nase hoch. »Deswegen habe ich sie

angelogen. Ihr gesagt, ich hätte dasselbe wie sie. Ein cerebrales Lymphom. Wäre auch in einer Phase ohne Symptome. Und könnte mit ihr gemeinsam die letzten Tage genießen.«

Ich griff nach seiner Hand, die sich wie ein Stück trockenes Holz anfühlte. »Hör mal, Spargel. Ich glaube, du irrst dich. Wenn sie ein guter Mensch ist, wird sie es verstehen. Sie wird sich trotzdem freuen, dich zu sehen. Mit dir zu reden, anstatt nur zu schreiben.«

»Ich schaff das nicht.«

Ich dachte nach. »Wo soll das Date denn steigen?«

»In Halensee. Sie hat das Restaurant ausgesucht.«

»Ich fahre dich hin, okay? Meinetwegen bin ich am Nebentisch die Anstandsdame. Wovor hast du Angst?«

»Vor ihrem Blick.«

»Du hast Angst, dass sie dich zurückweist?«

Raphael hob müde zwei Finger der rechten Hand, was wohl eine abwinkende Geste darstellen sollte. »Es geht hier nicht um mich.«

Und wie sollte es auch anders sein? Er, der sich zeit seines Lebens mehr um andere als um sich selbst gekümmert hatte, war natürlich auch im Sterben nicht egoistisch. »Ich fürchte mich davor, ihre Hoffnung zu zerstören. Auch wenn wir nicht ständig über den Elefanten im Raum sprechen, wissen wir doch, dass unsere Tage gezählt sind. Aber wir wissen auch, dass ein ehrlich empfundenes, tiefes Glücksgefühl die beste Medizin ist, während negative Emotionen unsere Lebenszeit verkürzen. Und mein Anblick ist nun mal die sicherste Methode, einem Menschen vor

Augen zu führen, dass das Ende schneller kommen kann, als man denkt.

Als Gesunder hältst du das aus, Julius. Du schaffst es, mich und mein Elend zu verdrängen, sobald du hier raus und wieder unter den Lebenden bist. Aber eine Krebspatientin wie Exupéria hat keine Wohlfühlzone mehr, in die sie sich zurückziehen könnte. Jede Stunde, ach was, jede Minute jedes verdammt Tages dreht sich nur noch um den Tod. Um Tabletten, Untersuchungen, Testamente, Patientenverfügungen, Lebensversicherungen. Die Trigger-Liste ist unendlich: Zigarettenwerbung, küssende Pärchen, der Reisepass, den es sich nicht zu verlängern lohnt. Du bist froh, wenn du den Tod wenigstens kurz verdrängen kannst, weil du dich auf ein erstes letztes Date freust. Und dann stehe ich vor ihr. Und sie denkt: *Scheiße, so ende ich auch bald.*

Das zerstört alles. Das verkürzt ihr Leben. Das will ich ihr nicht antun. Und halt!«, sagte er, als er sah, dass ich den Mund öffnete. »Bevor du jetzt wieder sagst, du verstehst ... was du wirklich tust, Julius, das sehe ich dir an, und das liebe ich so an dir, dein Mitgefühl und deine Empathie. Aber bevor du mich unterbrichst und ich wieder husten muss, lass dir gesagt sein, dass Absagen keine Lösung ist.«

Er hustete, aber nur kurz. »Sie freut sich schon so lange auf unser Date«, sagte er mit einer Stimme, die erkennen ließ, dass es bei ihm genauso war. »Ich kann jetzt nicht Knall auf Fall absagen. Sie würde sich fühlen, als wäre sie versetzt worden, und das verkraftet man schon im gesunden Zustand nur schwer!«

Ich nickte unwillentlich.

»Und deswegen musst du für mich da hingehen. Das ist deine leichteste Übung. Im Gegensatz zu mir haben dir die Frauen schon immer zu Füßen gelegen. Du wirst sie zum Lachen bringen, ihr eine gute Zeit bereiten, ihr Hoffnung schenken. Bitte, tu es für mich. Nenn es meinen letzten großen Wunsch, den ich an dich als meinen allerbesten Freund habe!«



## 3. Kapitel

Ich stand auf und setzte mich auf seine Liege, die noch bis vor wenigen Monaten nicht einmal sein Gewicht allein ausgehalten hätte. »Ich danke dir. Für deine Worte, deine Liebe, deine Ehrlichkeit. Aber ich hasse dich auch. Für deine Erpressung. Mann, ernsthaft, du kommst mir mit der ›Das ist mein letzter Wunsch‹-Keule?«

»In meinem Zustand muss man zu jedem Mittel greifen, um sein Ziel zu erreichen. Außerdem ...«, er atmete schwer, »... außerdem bist du uns beiden etwas schuldig. Immerhin haben Exupéria und ich dich auf deine nächste Geschäftsidee gebracht.«

Womit er recht hatte. Als Raphael mir erzählte, dass die beiden sich über ihr gemeinsames Lieblingsbuch kennengelernt hatten, kam mir ein Gedanke, der mich elektrisierte. Was, wenn es eine Datingplattform gäbe, auf der Menschen ihre Bücherregale abfotografierten und online stellten? Eine Software überprüfte dann die Regale der Liebessuchenden. Und die Kandidaten, die die größte Übereinstimmung in der Auswahl ihrer Lieblingsbücher hatten, wurden verkuppelt. Keine schlechte Idee für jemanden, der weniger Bücher in seiner Wohnung hatte als ein Papierallergiker, oder? Auch in den

Namen, der mir spontan für das Datingportal in den Sinn gekommen war, war ich schockverliebt: *Das Lesen ist schön!*

Der hatte im Übrigen auch Dr. Hartmuth von Vierlaken überzeugt, seines Zeichens Multimillionär und bauernschlauer Bauunternehmer, den ich letzte Woche zu einem Gründungsinvestment hatte überreden können.

»Mit TWD schreibst du eine schwarze Null. Aber mit DLIS kannst du dir den Porsche endlich auch leisten, den du fährst«, sagte Raphael.

Ich seufzte und signalisierte mit meiner nächsten Frage, dass er mich geschlagen hatte. »Und wie zum Teufel soll ich das Jessica erklären?«

Raphael verzog das Gesicht. Er hatte noch nie einen Hehl daraus gemacht, dass er meine Verlobte nicht leiden konnte, die ich in drei Wochen heiraten würde. »Jessy ist zwar nicht besonders eifersüchtig, aber ich fürchte, sie wäre auch nicht besonders amüsiert zu erfahren, dass ich mir die Zeit vor der Hochzeit mit Speed-Datings vertreibe.«

Raphael zog die rechte Augenbraue hoch. »Glaub mir, wenn es jemanden gibt, der das versteht, dann sie!«

»Was willst du damit andeuten?«, fragte ich, obwohl ich natürlich genau wusste, dass er nichts andeutete, sondern mit dem Holzhammer um sich schlug. In seinen Augen ging Jessica viel zu oft ohne mich feiern, gab viel zu viel Geld für Unnötiges aus und war eine viel zu sehr nach außen gerichtete Persönlichkeit. Als ich ihm erzählte, wie sie mir auf dem Pariser Eiffelturm einen Antrag gemacht hatte, tat er nicht eine Sekunde

so, als würde er sich für mich freuen – wie meine anderen Freunde, die Jessica dafür bewunderten, dass sie so selbstbewusst war, nicht auf den Mann zu warten. Stattdessen hatte Raphael es folgendermaßen kommentiert: »Sie hat dir die perfekte Falle gestellt. Ein Antrag in der Öffentlichkeit vor Zuschauern, womöglich einem halben Dutzend mit Smartphone bewaffneter Zeugen? Sie weiß, wie du tickst. Es wäre dir viel zu peinlich gewesen, ihn abzulehnen.«

Meinen Einwand, dass ich pure Freude empfunden hätte, nahm er schweigend zur Kenntnis; mit ebenjenem spöttischen Blick, den er mir jetzt wieder zuwarf, nur aus gelbstichigeren Augen.

»Wieso sagst du Jessica nicht die Wahrheit? Deiner Meinung nach ist sie die Richtige. Dann wird sie es wohl verstehen, dass du mir einen Gefallen tust.«

»Ich würde es Jessica ja sagen, aber sie feiert mit ihren Freundinnen einen Detox-Junggesellinnenabschied auf Hiddensee.« Eine Woche Ostseeinsel-Einsamkeit ohne Kohlenhydrate, ohne Internet und ohne Handy.

»Und das glaubst du?«

»Natürlich.«

»Bestens, dann wird sie es ja auch nicht mitbekommen«, sagte er. »Du gehst auf das Date, ihr habt eine gute Zeit, und niemand wird je davon erfahren. Es wird nicht das geringste Problem geben.«

Tja, was soll ich rückblickend dazu sagen? Außer:  
Auch Sterbende können sich in ihren Einschätzungen

dramatisch irren, wie ich in den folgenden Stunden, die mein Leben für immer veränderten, auf drastische Art und Weise erfahren sollte. Das hätte mir schon in der Sekunde klar sein müssen, als Raphael auf meine Frage »Also gut, wann soll das Date denn steigen?« auf die Uhr sah und mir mit müder Stimme antwortete: »In knapp zwanzig Minuten etwa.«



## 4. Kapitel

Dafür, dass es bei diesem ersten erzwungenen Blind Date bleiben würde, sorgte ich schon mit meinem Outfit, in dem ich im Restaurant aufschlug und das sich mit einem einzigen Wort treffend beschreiben lässt: peinlich!

Ich schämte mich bereits auf dem Weg vom Parkplatz bis zu dem Lokal in der Damaschkestraße, das ich natürlich zehn Minuten zu spät betrat. Aber hätte ich zuvor noch einen Umweg zu mir nach Hause gemacht, hätte ich noch einmal eine halbe Stunde dranhängen müssen, um den Weg von Zehlendorf über Schöneberg nach Charlottenburg zu schaffen. Wenigstens wäre ich dann frisch geduscht und in anständigen Klamotten aufgetaucht und nicht in Flipflops und einem mir seit der letzten Wäsche viel zu kleinen, weil eingelaufenen schwarz-gelben Trainingsanzug. Den hatte ich aus meiner Fußballtasche im Kofferraum gekramt und ihn nach kurzer, verzweifelter Abwägung für grauenhaft, aber immer noch für besser befunden als die durchgeschwitzte kurze Khakihose, die ich mir beim Aufstehen von Raphaels Gartenliege an einer rostigen Kante am Hintern aufgerissen hatte.

Irgendwie paradox.

Obwohl sich alles in mir sträubte, überhaupt zu diesem Date zu gehen, legte ich seltsamerweise Wert auf einen guten ersten

Eindruck. Dass ich den bei Exupéria eher nicht erzielte, erkannte ich an ihrem überraschten Gesichtsausdruck, als ich das Lokal betrat.

Das Restaurant hieß Maya-Grill und lag unweit vom Kurfürstendamm. Es sollte eine »Neuinterpretation europäischer Küche« servieren und erinnerte mich an ein Gewächshaus mit Bistrotischen. Die Wände waren mit Efeuflächen und Moosbildern tapeziert. Statt Parkett wandelte man auf echtem Rollrasen. So gesehen hätte ich mir Stollenschuhe anziehen können, um mein Fußball-Outfit zu komplettieren. Die irritierte Miene des einzigen allein sitzenden weiblichen Gastes hätte das kaum noch mehr verstärken können.

Sie saß in der hintersten linken Ecke des Restaurants mit dem Rücken zur Mooswand am Fenster und sah mich aus großen schwarzen Augen an. Ihre ebenso dunklen wie dicken Haare trug sie zu einem losen Zopf, aus dem ihr vereinzelte Strähnen ins ebenmäßige Gesicht fielen.

»Exupéria?«, fragte ich, als ich in Hörweite war. An dem Tisch neben ihr sah mich ein blond gescheitelter Mitt dreißiger erschrocken an und wandte sich sofort wieder ab, als könnte mein Outfit ansteckend sein.

Die Angesprochene, die sich für ihre Verabredung deutlich besser zurechtgemacht hatte als ich, nickte. Es gibt ja Modedesigner, deren Kunden offensichtlich eine enorme Sehschwäche haben, weswegen sie ihre Markenlabel so groß auf T-Shirts, Pullover oder Handtaschen drucken, dass man sie selbst von der ISS aus noch erkennen könnte. Mama (Gott hab sie selig)

hatte sich gern über die lebendigen Reklametafeln lustig gemacht; besonders über die, die mit einer Handtasche von Louis Vuitton den dicken Maxe markierten, anstatt sich zu schämen, für einen Plastikbeutel im Wert von zwei Euro fünfzig das Zweitausendfache berappt zu haben. Zu dieser Sorte zählte mein Blind Date schon mal nicht. Sie trug das, was meine Verlobte Jessica den »Old Money Style« nennen würde: ein schlichtes, aber sicher teures Sommerkleid mit Wildblumenornamenten, dazu helle Segelsneaker. Eine auf ihr Outfit abgestimmte Handtasche baumelte an ihrer Stuhllehne. Ich hingegen sah in meinem schwarz-gelben Trainingsanzug wie Willi aus, der aus allen Nähten platzende beste Freund von Biene Maja.

»Sorry«, sagte ich und setzte mich. »Ich weiß, ich bin zu spät, und ich sehe unmöglich aus, aber ich hab im Stau gesteckt (*Notlüge*) und es nach dem Sport nicht mehr rechtzeitig nach Hause geschafft (*immerhin eine Halbwahrheit*).«

»Kein Problem.« Sie lächelte. Exupéria sah hundemüde aus, aber nicht krank. Hätte mich Raphael nicht über ihre Diagnose aufgeklärt, hätte ich vermutet, sie wäre eine frischgebackene Mutter, die letzte Nacht nur drei Stunden Schlaf abbekommen hatte – und die nicht am Stück.

»Julius«, stellte ich mich ihr vor und reichte ihr die Hand über den Tisch, die sie mit erstaunlich festem Händedruck ergriff.

»Nala.« Sie lächelte noch immer. »Super, dass du wieder angefangen hast.«

»Womit?«, fragte ich irritiert.

»Mit dem Sport. In deiner letzten Nachricht hast du doch

geschrieben, du wärst oft zu schwach dafür.«

*Ach ja, stimmt.* Ich war ja nicht ich, sondern Raphael. Na, das fing ja gut an. Keine zwanzig Sekunden, und ich hatte meine Rolle schon vergessen.

»Hatte heute einen positiven Schub. Den wollte ich nutzen. Ich hoffe, du hast hier nicht zu lange gewartet?« Ich deutete auf ihr leeres Wasserglas.

»Anderthalb Stunden«, sagte sie, und ihr Lächeln wurde noch breiter, als sie die Bestürzung in meinen Augen las. »Keine Sorge, ich war zu früh. Bin etwas unüberlegt aus meiner Therapiestunde gestürmt, weil mir das, Entschuldigung, dumme Gelaber meiner Klienten so was von auf die Nerven ging und ich meine Zeit nicht mit ihren Erste-Welt-Problemen vergeuden wollte. Und dann war ich zu früh dran und wusste nicht, wohin. Typisch Nala eben.«

»Du bist Psychologin?«

Sie lachte und sagte: »Ich mag deinen Humor«, worauf ich mir erst keinen Reim machen konnte, bis mir bewusst wurde, dass sich Exupéria und PetitPrince35 in ihren zahlreichen Briefwechseln bestimmt auch über ihren Beruf ausgetauscht hatten.

*Moment mal,* hieß das dann, ich war Strafverteidiger?

*Oh Mann.* Ich war auf dieses Treffen schlechter vorbereitet als eine Qualle auf ein Schachturnier. Hier zeigte es sich, dass ich vollkommen im Recht gewesen war, als ich Raphael den ganzen Weg hierher im Auto über meine Freisprecheinrichtung angebrüllt hatte.

*»WORÜBER SOLL ICH DENN MIT IHR QUATSCHEN?  
ICH HAB JA NICHT MAL DIE GERINGSTE AHNUNG VON  
IHRER KRANKHEIT!«*

*»Mach dir keine Sorge. Das wird kein Thema werden. Sie hat momentan kaum Beschwerden. Außerdem nutzen wir die Zeit nicht für den Tod, sondern, um über das Leben zu sprechen. Meistens haben wir über Bücher diskutiert.«*

*»BÜCHER??? Willst du mich veräppeln? Ich hab nur eines freiwillig gelesen, und das war die Biografie von Arnold Schwarzenegger. Und selbst die hab ich abgebrochen.«*

*»Ich kann mir unsere Freundschaft auch nicht erklären, Julius«,* hatte Raphael allen Ernstes gewitzelt, ohne mir zu sagen, wie ich auch nur zehn Minuten Small Talk überstehen sollte, ohne dass ich mich als literarische Nullnummer entlarvte.

Das Einzige, was ich von ihm als Kurzbriefing mit auf den Weg bekommen hatte, war, dass Nala kulturell sehr interessiert war. In ihrem TWD-Profil hatte sie Hobbys angegeben, die mich zum sofortigen Weiterwischen animiert hätten, nämlich Ballett- und Opernbesuche, Museumsspaziergänge, Bibliotheksnachmittle und Arthouse-Kino. Bei mir hätten dort Grillen, Kicken mit den Jungs, Gin Tonic und Thriller gestanden, Letztere als Film.

*»Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich habe noch nichts im Magen!«,* sagte ich und öffnete eine von zwei Speisekarten, die von einem Kerzenständer beschwert zwischen uns auf dem Tisch gelegen hatten.

*»Okay, du kannst jetzt gehen«,* zischte sie.

*»Hä?«,* rutschte es mir raus. Sinnfrei, zugegeben, was aber

bestens zu meinem bestimmt verwirrten Gesichtsausdruck passte. Hätte es eine Kategorie für das kürzeste Blind Date im Guinnessbuch der Rekorde gegeben, hätte ich über eine Bewerbung nachgedacht. Wobei ich mir nicht sicher war, was ich getan hatte, um diese Blitzabfuhr zu verdienen. Vielleicht hatten sie und Raphael sich nächtelang in ihren Chats darüber ausgetauscht, dass Nalas Mutter von einem kannibalischen Serienkiller verspeist worden war, der der Polizei auf die Frage nach seinem Motiv gestand: »Ich hatte heute noch nichts im Magen.«

»Es ist alles gut, wirklich!«, sagte Nala als Nächstes, und erst da wurde mir klar, dass sie nicht mit mir, sondern mit dem Blondscheitel neben mir sprach. Tatsächlich stand der Typ vom Nachbartisch auf und verließ das Lokal, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

»Was war das denn jetzt?«, fragte ich, während ich ihm verblüfft hinterherstarrte.

»Simon. Mein Ex. Mein Arzt. Mein bester Freund. Ich hab dir doch erzählt, wie fürsorglich er ist. Er hatte Angst, ich könnte an einen Internet-Irren geraten, und hat darauf bestanden, mich zu begleiten.«

»Ah«, sagte ich, noch immer perplex über das soeben Erlebte, auch weil mir besagter Simon bekannt vorkam. Ich war mir sicher, ihn schon einmal gesehen zu haben, konnte ihn aber nicht einordnen.

»Sorry, ich hab es nicht geschafft, ihm seinen Plan auszureden, und die erstbeste Gelegenheit gesucht, ihn von

seinen ›Pflichten‹ zu entbinden.« Sie lächelte. »Immerhin bin ich kein Teenager mehr und kann auf mich selbst aufpassen. Ich hoffe, du bist nicht böse?«

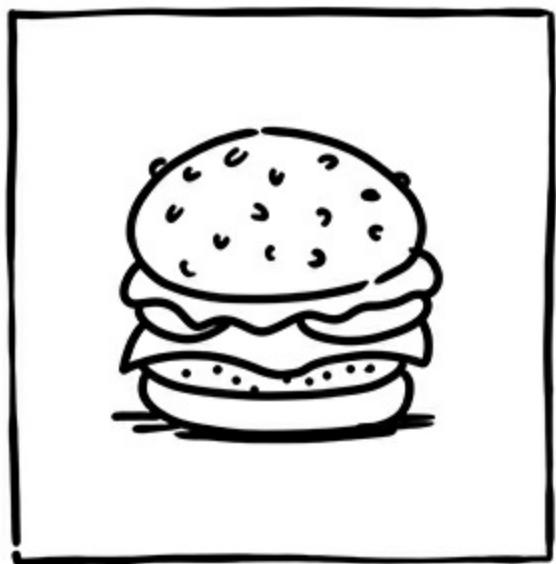
»Böse? Nein. Nur solltest du dir andere beste Freunde suchen.«

»Wieso?«

»Das fragst du? Schau mich doch mal an. Der lässt dich mit mir allein? Einem Typen, der in Jogger und Flipflops zum ersten Date kommt? Wie hätte ich denn kommen müssen, damit er bleibt? Mit abrasierten Augenbrauen und einem Kinderwagen, in dem ich eine Kettensäge an deinen Tisch schiebe?«

Sie lachte.

»Habt ihr schon was gefunden?«, hörte ich eine Stimme in meinem Rücken. Positiv überrascht, dass ich von der Kellnerin nicht auf Englisch angequatscht wurde, wie es in den meisten Berliner In-Lokalen mittlerweile üblich war, selbst wenn die Bedienung Sieglinde Müller hieß, drehte ich mich um. Nicht ahnend, dass mein Schicksal in nicht einmal zehn Minuten besiegt sein würde.



## 5. Kapitel

Die Kellnerin trug die weltgrößten künstlichen Wimpern. Falls sie ihr mal ausfielen, konnte sie sie problemlos als Staubwedel benutzen.

»Ich nehm das Übliche«, bejahte Nala ihre Frage.

Ich hingegen war versucht zu sagen, sie solle bitte in fünf Minuten noch einmal wiederkommen, aber ich hatte mein Date nun schon lange genug warten lassen, deshalb entschied ich mich blind für das erste Hauptgericht, das auf der Tageskarte stand. »Den Spezial-Burger, bitte.«

»Den Burger?«, fragte Nala und schüttelte den Kopf. Das Wort »Burger« betonte sie, als hätte ich die Bedienung gebeten, mir eine Portion Baby-Delfin-Gulasch zu bringen. »Den will er bestimmt nicht«, fügte sie hinzu.

*Ach nein?*

Die Kellnerin sah genervt von ihrem Smartphone auf, in das sie unsere Bestellung eintippen wollte. (Wann hatte man es eigentlich gesetzlich verboten, dafür Papier und Block zu benutzen?)

»Doch, hätte ich schon ganz gerne«, wagte ich zaghaft zu widersprechen.

Hatte Raphael vergessen zu erwähnen, dass mein Date eine militante Veganerin war? Nichts gegen eine gesunde

Lebenseinstellung, aber wieso hatte sie sich dann ausgerechnet diesen Laden hier ausgesucht? Auf der Karte des Maya-Grill gab es zwei Salate, ansonsten las sich das Menü, als wäre es von einem Fleischfetischisten zusammengestellt worden: Cordon bleu, Jägerschnitzel, Zürcher Geschnetzeltes, Rinderfilet, Ćevapčići und der bereits erwähnte Burger.

»Was will er denn dann?«, fragte die Bedienung über meinen Kopf hinweg, als hätte ich mich a) in ein allein nicht entscheidungsfähiges Kleinkind verwandelt und sie b) eine Spontanamnesie erlitten. Immerhin hatte ich meine Bestellung nun mehrfach kundgetan.

»Den Burger, medium, bitte«, insistierte ich ein drittes Mal.

»Auf keinen Fall!«, widersprach Nala mir erneut, sanft, aber mit Nachdruck.

Ich seufzte lauter und tat etwas für mich eher Untypisches. Normalerweise ging ich Konflikten aus dem Weg. Ich hasste Streit und wollte nichts sehnlicher, als dass Menschen mich mochten. Deswegen war ich in unserer Firma die ideale Besetzung als kreativer Geschäftsführer. Ich war dafür zuständig, Geschichten zu erzählen, mit denen ich die Gelder einsammelte, die Sylvio Fink, mein linkshirnhälftiger Geschäftspartner, in die technische Umsetzung meiner Ideen investierte. Ich war der Mann fürs Grobe, fürs Entertainment; der, der die Investoren begeistern sollte. Und das schaffte ich hervorragend, da ich, was sich immer wieder bestätigte, Everybody's Darling war. Und das wiederum war ich, weil ich die Gabe hatte, den Menschen das zu sagen, was sie hören wollten;

selbst dann, wenn ich von der Materie kaum oder gar keine Ahnung hatte. Ein gutes Beispiel dafür sind die Bücher, die ich zwar nicht las, aber dennoch zur Grundlage einer Geschäftsidee machen konnte wie in »Das Lesen ist schön«.

Nur selten fiel ich aus der Rolle und suchte Streit. Und wenn, dann nur mit mir bestens vertrauten Menschen wie Raphael, bei denen ich nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen musste. Freunde, die wussten, wie sie mich zu nehmen hatten, und bei denen ich mich entschuldigen konnte, falls ich mich mal im Ton vergriffen haben sollte. Fremden gegenüber verlor ich die innere Ruhe lediglich im absoluten Ausnahmefall, und meist nur dann, wenn ich den ganzen Tag über schon gestresst und zusätzlich noch hungrig gewesen war – und mich zudem respektlos behandelt fühlte. So wie jetzt, in diesem Augenblick. Und so fragte ich Nala mit für mich selbst überraschend provozierender Stimme: »Lass mich raten: Wasserverbrauch? Tierwohl? Klimawandel?«

Sie schüttelte den Kopf. »Den Spezial-Burger garnieren die hier mit Dill. Lecker, aber das klebt wie Teer an den Zähnen. Kein schöner Anblick und nicht gerade einladend, falls man sich näherkommen will.«

*Ups.*

Sie wollte mich nicht erziehen, sondern mir einen Gefallen tun.

»*Da hat wohl jemand auf dem falschen Bein Hurra geschrien*«, hätte mein Vater jetzt gesagt.

Ich fühlte mich schlecht. Da sagte man einmal, was man

dachte, und tat sofort jemandem unrecht. Um wieder Boden gutzumachen, fragte ich Nala nach einer Empfehlung, die natürlich »Fitnesssalat mit Essig-Öl-Dressing« lautete.

»Sehr gut, den nehme ich«, sagte ich und reichte der Kellnerin die Karte.

»Hör doch auf!«, hörte ich Nala sagen.

Ich sah mich um. Saß hier noch jemand, dem sie wie Blondscheitel Befehle an den Kopf warf, die ich nicht verstand? Nein. Simon war weg, und der nächste belegte Tisch befand sich außer Hörweite.

»Ich meine dich«, sagte sie und nickte mir zu, als hätte es des Beweises noch bedurft.

»Äh«, fragte ich in formvollendeter Eloquenz, »womit bitte soll ich aufhören?«

Sie seufzte. »Den Salat zu nehmen.«

»Äh ...«, schon wieder dieses Füllwort, das ich hasste, das sich aber zunehmend verselbstständigte, wenn ich nervös wurde, »... aber du hast ihn mir doch eben erst empfohlen?«

»Ja und?«

Ich sah mich erneut um. Jetzt prüfte ich, ob irgendwo Kameras montiert waren. Oder Ärzte bereitstanden, die sich bei mir entschuldigten, dass sie bei Nala die Dosis zu hoch angesetzt hatten und sie deshalb wirr redete. »Ich verstehe nicht.«

»Nein, das tust du augenscheinlich nicht. Du verstehst nicht, dass es völlig egal ist, was *ich* will. Das Leben ist zu kurz, um es anderen recht machen zu wollen. Schon gar nicht Menschen, die

du nur aus Online-Briefen kennst wie mich. Was weißt du denn schon über mich?«

*Tja, damit hast du den Finger in exakt die richtige Wunde gebohrt!*

»Dass ich im Gegensatz zu dir Eichendorff mag, wir gerne gemeinsam bis spät in die Nacht philosophische Paradoxe diskutieren und ich anders als du mit dem *Fänger im Roggen* nichts anfangen kann?«

*Aha.* Ehrlich gesagt, hatte ich das bislang nicht einmal über mich selbst gewusst.

»Aber was, wenn ich nachts benutzte Erwachsenenwindeln in die Briefkästen meiner Nachbarn stopfe oder ein Bild von Adolf Hitler über dem Bett hängen habe?«

*Das wäre beides ziemlich braun,* lag mir auf der Zunge, aber ich war noch zu sehr damit beschäftigt, mir einen Reim auf diese abstrusen Bilder in meinem Kopf zu machen, um in der Lage zu sein, mich vernünftig zu artikulieren.

»Würdest du dann noch immer meinen Empfehlungen folgen? Oder meinst du nicht, du solltest besser deine eigenen Entscheidungen treffen?«

*Aha. Gehe deinen eigenen Weg. Wer immer in den Fußstapfen eines anderen läuft, kann nie Erster werden.* Auf so etwas lief das also hier hinaus. *Oh Mann.* Nicht mal zehn Minuten waren vergangen, und ich wünschte mir einen Hebel an meinem Stuhl, der mich schleudersitzartig aus dem Lokal katapultieren würde. Diesem Date würde ganz bestimmt kein zweites mehr folgen. So gesehen, lief es gar nicht schlecht.

Fand auch die Kellnerin, die nun kommentierte: »Herzlichen Glückwunsch, das wird ne lange Ehe.«

»Wieso das denn?«, rutschte es mir heraus.

»Ihr hört euch an wie meine Eltern, und die feiern nächsten Samstag Goldene. Ich mach's euch mal romantisch.«

Mit diesen Worten zündete sie die Kerze zwischen uns an, und das, obwohl es draußen taghell war. »Und dann bring ich euch erst mal die Salate«, entschied sie weiter und verschwand.

Auf der Damaschkestraße hupten Autofahrer, weil sich ein Kleintransporter mitten auf die Fahrbahn gestellt hatte, um Flaschen mit flüssigem Stickstoff abzuladen, vermutlich für das Schönheitsstudio gegenüber, das im Schaufenster großflächig mit Kryotherapie warb. Meines Wissens eine Behandlung, in der sich leicht masochistisch veranlagte Probanden zum Zwecke der Gewichtsreduktion in einer Eisbox bei minus hundertachtzig Grad schockfrosten ließen.

Auf etwa diesen Wert sank meine Körpertemperatur, als ich einen rothaarigen Zweimetermann in der für große, hagere Personen typischen gebeugten Haltung vor unserem Fenster vorbeischlaksen sah.

Anselm Vogt.

Mein ältester Kindergartenfreund und der Hauptorganisator meines Junggesellenabschieds in zwei Wochen.

»Ist was?«, fragte mich Nala, deren Antennen nicht besonders empfindlich sein mussten, um meinen Stimmungsumschwung wahrzunehmen. Immerhin hatte ich mich in einem spontanen Schreckimpuls unter den Tisch gebeugt und tat nun so, als

müsste ich dringend meine Schuhe binden. Zur Erinnerung: Ich trug Flipflops.

»Äh, nein. Alles gut«, sagte ich, sicher etwas schwer verständlich, drückte ich mir mit dem eigenen Oberkörper doch gerade die Luft ab. Damit Anselm mich nicht sah und auf die Idee kam, hier hereinzuspazieren, hatte ich die Körperhaltung eingenommen, die Flugbegleiter ihren Passagieren bei einer Notlandung empfehlen.

Am liebsten hätte ich Nala gefragt, ob Anselm weitergegangen war, aber wie hätte ich das erklären sollen? Daher sagte ich nur: »Ich fürchte, mir ist eine Kontaktlinse rausgefallen. Aah ... da ist sie ja.«

Ich tauchte wieder hoch und atmete erleichtert auf. Kein Anselm mehr vor dem Fenster. Und im Restaurant stand er auch nicht. Weiß der Geier, was er hier zu suchen hatte. Er wohnte im sieben Kilometer entfernten Spandau, und wie jeder waschechte Spandauer verließ er seinen Kiez nur, wenn der wegen einer Bombendrohung evakuiert wurde.

»Ich geh sie mir mal einsetzen«, nutzte ich meine Kontaktlinsen-Notlüge und verschwand auf der Toilette.



# 6. Kapitel

## Nala

**N**a, das läuft ja prima, dachte Nala enttäuscht, während sie Julius hinterherblickte, der sich nach einem kurzen Zögern für die Tür entschied, auf der nur ein »Bla« stand. Und nicht »Bla, bla, bla, bla, bla, bla« wie auf der für die Damentoilette. Ein sicheres Zeichen dafür, dass der Restaurantbesitzer ein Mann war.

»Was hast du denn erwartet?«, fragte sie sich selbst in Gedanken. »Einen Prinzen auf einem weißen Ross, der noch besser duftet als der Strauß Rosen, den er dir zur Begrüßung überreicht?«

»Blödsinn«, gab sie ihrem inneren Kritiker kontra. »Aber auch keinen Sport-Macker, der glaubt, gut auszusehen mache jede weitere Vorbereitung auf das erste Treffen entbehrlich. Immerhin bin ich auch nicht ganz unansehnlich und habe mir dennoch schon gestern meine Klamotten für heute rausgesucht.«

»Wusste gar nicht, dass du so oberflächlich bist. Ich dachte, du hast dich auf anregende Gespräche gefreut.«

»Zu denen er auch nicht gerade willens ist, oder nicht? Hast du gehört, wie er mich angepflaumt hat bei der Bestellung?«

»Ich hab eher dich gehört!«

»Wie meinst du das?« Nala seufzte, und ihre innere kritische Stimme setzte zur Erklärung an.

»Erstens: Du bist sterbenskrank. Logisch, dass man da wütend ist. Diese Wut hat sich vorhin in deiner Therapiesitzung entladen. Aber das Ventil war nicht voll aufgedreht. Es ist noch immer Dampf auf dem Kessel. Mit anderen Worten: Du steckst in deinem Wutausbruch fest.«

»Papperlapapp.«

»Siehst du, du widersprichst sofort, ohne den Gedanken zuzulassen.«

Nalas Trotz-Ich beschloss einen kurzen Moment zu schweigen, wenn auch widerwillig.

»Du hast für dich den Entschluss gefasst, keine Lebenszeit mehr mit Zeit- und Energiefressern verschwenden zu wollen. Das ist gut, richtig und wichtig. Aber du schiebst hier wohl etwas über das Ziel hinaus. Versetz dich doch mal in die Lage von Julius.

Er ist im Stau gestanden. Und er schämt sich bestimmt dafür, dass er im Trainingsanzug vor dir sitzen muss, während du wie aus dem Ei gepellt bist. Ergo: Er ist nervös. Doch anstatt ihm ein Gefühl der Sicherheit zu geben, benimmst du dich, als wäre er einer deiner Klienten. Mischst dich mit Spitzfindigkeiten in seine Essensauswahl ein und lässt ihn von der ersten Sekunde eures Treffens an spüren, dass du etwas anderes erwartet hast.«

Nala dachte nach. Das klang nicht angenehm, aber schlüssig.

»Auch wenn man nicht mehr viel Zeit hat, muss man es langsam angehen lassen, sonst nutzt man sie nicht besser, sondern nur

*schneller*«, kam ihre linke, analytische Gehirnhälfte zu einem vorläufigen Fazit.

*Hm.* Da war was dran. Sie musste das anders angehen. Am liebsten hätte Nala das Date noch einmal von vorne begonnen.

*Ich muss Julius mehr Raum geben, ihn sich öffnen lassen.*

*Nur wie stelle ich das an?*

Die Stimme der Vernunft in ihr hatte eine geniale Antwort:

*»Wieso fragst du ihn nicht nach den roten Autos?«*

Nala schlug sich gegen die Stirn, was die Bedienung, die gerade die Salate an den Tisch brachte, innehalten ließ.

*Natürlich, die roten Autos!*

»Doch den Burger?«, fragte die Kellnerin irritiert, bereits im Begriff, die Bestellung wieder abzuräumen.

»Nein, nein, ich hatte nur gerade eine Idee.« Nala schüttelte lächelnd den Kopf. Die Kellnerin beim Weggehen ebenfalls, allerdings mit grimmiger Miene.

*Das war's! Ihr Insider.*

Julius hatte sie zu Beginn ihrer Internet-Brieffreundschaft gefragt, wie viele rote Autos sie heute gesehen habe.

Und Nala hatte ihm ehrlich geantwortet: »Keine Ahnung, ich habe nicht darauf geachtet.«

»Und genauso ist es mit dem Glück«, hatte er zurückgeschrieben. »Das, was uns glücklich macht, befindet sich immer direkt vor unseren Augen. So wie rote Autos auf unseren Straßen. Wir halten nur nicht gut genug danach Ausschau. Deswegen rauschen die Glücksglegenheiten an uns vorbei, weil wir sie nicht beachten.«

Seit diesem Tag zählte Nala rote Pkws im Straßenverkehr. Acht waren es auf dem Hinweg zum Date gewesen. Und Nala war gespannt darauf zu erfahren, wie viele Julius heute entdeckt hatte ...



## 7. Kapitel

### Julius

Raphael, jetzt hör mir mal zu, du verdammte Mistmade ...«, brüllte ich ins Telefon, nachdem ich mich in einer nach Zitronen-Duftsteinen stinkenden Kabine eingeschlossen hatte. »Das hier ist der absolute Horror. Ich sitze vor ihr wie ein Idiot in einem Beklopptenoutfit und klinge wie ein Schwachsinniger, der von nichts eine Ahnung hat, was ja auch stimmt, weil ich nicht einmal weiß, mit wem ich es hier zu tun habe. Außer, dass Nala, so heißt sie übrigens, eine megaintelligente, wenn auch verständlicherweise angeschlagen wirkende Klugscheißerin ist, die im Gegensatz zu mir offenbar große Lust an Spitzfindigkeiten hat. Also, Spargel: Du holst mich jetzt sofort hier raus. In zwei Minuten bin ich wieder an unserem Tisch, dann rufst du mich an und sagst: ›Sorry, dass ich dich störe, aber die Hausverwaltung hat angerufen. Bei dir zu Hause gab es einen Wasserrohrbruch. Du musst sofort heimkommen!‹ Hast du das verstanden?«

Die Frage war rhetorischer Natur, da ich Raphael gar nicht in der Leitung hatte. Der Empfang in den Waschräumen war zu schlecht für ein Gespräch, reichte aber aus, dass meine Sprachnachricht durchging.

Zur Sicherheit schickte ich ihm noch eine WhatsApp hinterher, die aus einem einzigen Wort bestand:  
LÖSCHKANONE!

Unser Codewort für Situationen, in denen wir sofort Hilfe vom anderen brauchten.

Kaum hatte ich es abgeschickt, hatte ich schon wieder ein schlechtes Gewissen.

Dieses Notfallwort hatten wir erst kürzlich vereinbart, wohl wissend, dass es nur einen Grund für Raphael geben würde, es zu benutzen: um mir zu signalisieren, dass mir nicht mehr viel Zeit bliebe, wenn ich mich noch von ihm verabschieden wollte.

Ich tätigte eine Alibi-Spülung, wusch mir die Hände und ging zu Nala zurück. Das Restaurant war voller geworden, Simons Platz neben uns hatten zwei Teenagermädchen eingenommen, die sich nebeneinander gesetzt hatten, um einen besseren Blick auf ihr geteiltes Smartphone zu haben.

Zumindest konnte man der Küche des Maya-Grill nicht vorwerfen, von der langsamen Truppe zu sein. Unsere Salate standen bereits auf dem Tisch.

»Danke, dass du gewartet hast.« Ich goss uns ein Glas von dem Sprudelwasser ein, das in der Zwischenzeit ebenfalls gebracht worden war, ohne dass ich mich erinnern konnte, es bestellt zu haben.

Wir stießen an. Nala lächelte und legte nach dem ersten Schluck den Kopf etwas schräg. Ihre Stimme klang freundlicher als vor meinem Weggang.

»Und, wie viele?«, fragte sie mich.

Ich lächelte zurück, ahnungslos wie ein Schaffner, der von Passagieren im ICE gefragt wird, ob man die Anschlusszüge auch sicher erreichen wird.

»Wie bitte?«, fragte ich.

»Wie viele hast du auf dem Weg hierher gesehen?«

Ratlos blickte ich zur Toilette zurück.

Das Klo war ein standardweiß gefliestes Restaurant-WC gewesen. Was hatte ich darin an Sehenswürdigkeiten verpassen können – die außerdem so zahlreich sein mussten, dass man sich darüber beim Essen austauschen wollte.

»Ist das ein Insider?«, fragte ich.

Sie lächelte wissend. »Unser roter Insider!«

Mein Hals fühlte sich an, als würde er von einer viel zu engen Krawatte gequält.

*Was zum Geier war ein roter Toiletten-Insider?* Zählten Raphael und sie etwa WC-Steine?

Ausgeschlossen. Wovon sonst konnte Nala reden?

Ich beschloss, auf gut Glück eine Zahl zu sagen.

»Drei?«

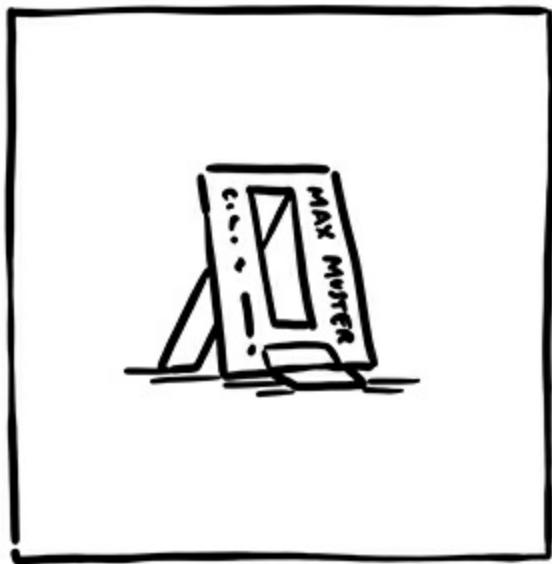
»So wenig? Ich habe gedacht, du musstest durch halb Berlin fahren?«

»Äh, nein. Ich war nur eben kurz den Gang runter«, war ich versucht zu sagen, fand diese Antwort aber dann seltsamer als ihre Frage. In der Hoffnung, das Thema wechseln zu können, eröffnete ich ihr schulterzuckend: »Sorry, ich hab nicht so drauf geachtet. Lass uns von was anderem sprechen, okay?«

*Volltreffer.* Ich hatte das komplett Falsche gesagt. Es sei denn,

es wäre mein Plan gewesen, die Stimmung vollständig ruinieren zu wollen. Das war mir nämlich gelungen.

Nalas Gesichtsausdruck hatte sich schlagartig verändert. Eine tiefe Traurigkeit hatte sich in ihre Augen geschlichen, und einen kurzen Moment dachte ich, sie würde anfangen zu weinen. Stattdessen spießte sie wortlos das erste Salatblatt auf. Ich tat es ihr gleich, die Hand auf meinem Handy. Und nun wechselte Nala tatsächlich das Thema – und eröffnete damit ein noch schlimmeres Kapitel unserer Katastrophen-Kommunikation.



## 8. Kapitel

Wie war eigentlich die Ausstellung?«  
»Hm?«

Da ich nicht davon ausging, dass sie auf die Fliesenausstellung im Berliner Bädermarkt anspielte, auf die ich mit Jessica letzte Woche gegangen war, krallte ich verzweifelt die Hand um das Telefon in der Jogginghosentasche – in der Hoffnung, es würde vibrieren, weil Raphael endlich seinen Erlösungsanruf tätigte. Was natürlich nicht geschah.

»Die Ausstellung?«, fragte ich.

»Ja. Was hat dir am besten gefallen?«

Um nicht antworten zu müssen, schob ich mir rasch mehrere aufgegabelte Salatblätter gleichzeitig in den Mund.

Uuh, war das sauer. Essig und Öl mochte als Dressing ja gesünder sein als irgendeine cremige Mayopampe, aber das hier zog einem fast die Zähne raus.

»Mir ist es auch etwas zu sauer«, lächelte Nala über mein Zitronengesicht.

In dieser Sekunde tauchte Frau Langwimper wieder auf und stellte im Vorbeigehen die falsche Frage: »Schmeckt's?«

»Bestens«, erwiderte ich gegen das Sodbrennen ankämpfend.

»Wieso sagst du das?«, fragte Nala, nicht unfreundlich, aber immerhin so nachdrücklich, dass die Kellnerin stehen blieb.

»Na ja ...«, setzte ich an, doch Nala unterbrach mich.

»Du hast dich doch gerade darüber beschwert, dass das Dressing zu sauer ist.«

»Beschwert?«, fragte die Bedienung.

»Was heißt hier beschwert ...?«, versuchte ich zu relativieren.

»Oh Mann, schon wieder!« Nala rollte mit den Augen. »Das ist echt schade, weißt du? Du verschwendest deine Lebenszeit mit Verlegenheitslügen. Und meine auch. So macht unser Date keinen Sinn.«

Ein weises Wort, gelassen ausgesprochen!

Erleichtert ging ich ans Telefon, das in meiner Hose vibriert hatte, und hätte beinahe »Na endlich!« gerufen. Was zu einiger Verwirrung auf der anderen Seite geführt hätte, denn es war nicht Raphael.

»Julius?«, fragte mich die wohlvertraute Quietschstimme von Jessicas bester Freundin Lydia. Sie war so hoch, dass ich stets Sorge hatte, sie würde streunende Vierbeiner anlocken, die auf die menschliche Hundepfeife reagierten.

»Ja?«

»Hey, Julius. Ich steh gerade in einer Umkleidekabine und bräuchte Jessies Rat, kann sie aber nicht erreichen. Ist sie bei dir?«

»Nein, sie ist doch auf Hiddensee.«

Pause.

»Ah ja. Natürlich«, quäkte sie in den Hörer. Kein Zweifel, hätte Vincent van Gogh noch gelebt und ihre Stimme gehört, hätte er sich auch das zweite Ohr abgeschnitten.

»Das hab ich ja total vergessen.«

»Vergessen? Hast du das nicht für sie organisiert?«

»Ja, nein. Ja, doch. Aber mir ging es bis gestern nicht so gut. Deshalb habe ich nicht mitkommen können. Also, nichts für ungut. Wir sehen uns auf der Hochzeit!«

Das letzte Wort dieses seltsamen Gesprächs hatte Nala zum Glück nicht mitbekommen. Die Kellnerin schon gar nicht, denn die war kopfschüttelnd zwei Tische weiter gegangen.

»Wo waren wir stehen geblieben?«, fragte ich Nala. Und ich kam nicht dazu, über Lydias irritierenden Anruf nachzudenken, da Nala dort weitermachte, wo wir aufgehört hatten. Mit Vorwürfen.

»Du denkst, du tust anderen einen Gefallen, wenn du ihnen nach dem Mund redest. Aber in Wahrheit stiehlst du ihnen die Lebenszeit. Vielleicht wäre der Koch dankbar gewesen, wenn du ihn darauf hingewiesen hättest, dass was im Dressing falsch ist.« Sie zeigte auf meinen Salat.

Ich seufzte. »Hör mal. Ich kann dich ja verstehen. Carpe diem und so. Gerade in deiner, äh, also in unserer Lage. Aber ich habe einfach Angst, dass die Kellnerin mir den Salat abnimmt, in die Küche geht und alle Angestellten bittet, in die dressinglose Neuauflage mal ordentlich reinzupopeln.«

»Ha!« Ihre Augen blitzten triumphierend auf. »Genau das ist dein Problem. Du hast Angst. Du bist ein Schisser. Mann, wie oft hatte ich Kandidaten wie dich in der Eheberatung, die sich nicht *ein einziges Mal* getraut haben, etwas zu sagen, die immer nach der Pfeife des Partners getanzt und sich am Ende gewundert

haben, dass er oder sie sich nach jemandem mit Eiern in der Hose umgeschaut hat.«

»Ich hab Eier!«, protestierte ich, worauf die Mädchen am Nachbartisch laut zu kichern begannen, und das wegen mir und nicht wegen irgendeines TikTok-Videos, auf dem ein Mann im Supermarkt Kunden mit einem Furzkissen erschreckte oder was sonst gerade auf der Plattform für lustig befunden wurde.

»Erzähl du mir nichts von Angst und Mut und Eiern. Vor ein paar Jahren erst hab ich fast mein gesamtes Erspartes für *Kriechzeugs* riskiert.«

»Wofür?«

»Du kennst doch diese Mähroboter.«

»Ja.«

»Ich hatte die Idee, sie mit lustigen Hüllen auszustatten. Spinnen- oder Dino-Kostümen. Die kannst du den Robotern anziehen, und dann sieht es aus, als ob sich überlebensgroße Taranteln über deinen Rasen schieben.«

»Damit verplemperst du deine Zeit? Ich dachte, du bist Strafverteidiger.«

*Autsch. Stimmt ja.* Hatte ich völlig vergessen. Wann klingelte endlich das blöde Handy?

»Na ja, das Jura-Ding mache ich eher als Hobby.«

»Du vertrittst sozial schwache Opfer häuslicher Gewalt als Hobby und verkaufst hauptberuflich lieber Rasenmäher-Kostüme?«

Hm. So, wie sie es sagte, klang es tatsächlich nicht besonders cool. »Ist doch jetzt egal«, wehrte ich ab. »Was ich sagen wollte:

Ich habe schon oft sehr viel riskiert. Als Student hab ich sogar sprichwörtlich alles auf eine Karte gesetzt. Schon mal was von Handy-Halter-Visitenkarten gehört?«

Sie schüttelte den Kopf, was mich dazu veranlasste, mein Vorführmodell hervorzuholen.

»Es sieht aus wie eine normale Visitenkarte.« Ich zeigte ihr die mit meinem Namen und unserer Firma »White Umbrella« bedruckte Vorderseite.

»Nur dicker«, sagte sie.

»Genau. Sie ist dicker. Das liegt daran, dass man hinten eine Lasche aufklappen kann, wie bei einem Stand-Bilderrahmen.« Meine nachfolgende Demonstration ließ sie unbeeindruckt über sich ergehen.

»Wozu soll das gut sein?«, fragte sie mit Blick auf meine nun schräg vor ihr auf dem Tisch stehende Karte.

»Ich zeig's dir«, sagte ich, stand auf und trat wagemutig zu den Teenagern am Nebentisch.

»Darf ich mal kurz euer Handy haben?«, fragte ich.

Sie sahen mich an, als hätte ich sie gebeten, mir eine Niere zu spenden.

Nachdem ich ihnen versichert hatte, dass sie keine einzige Millisekunde den Bildschirm aus den Augen verlieren würden, gestatteten sie mir, ihr Smartphone an meine Stand-Visitenkarte zu lehnen.

»Alter!«, sagten sie anerkennend, als ihnen klar wurde, dass sie ihr Telefon nun nicht mehr in den Händen halten mussten, um ihre Reels weiter zu schauen.

Ich setzte mich zurück zu Nala. »Wie gesagt: eine Handy-Visitenkarte. Die meisten Business-Cards landen im Papierkorb. Diese nicht, die steht immer auf dem Schreibtisch, weil sie einen Zusatznutzen hat.«

»Schön«, sagte Nala, wenig begeistert. »Und was hat das damit zu tun, dass du die Bedienung angelogen hast?«

»Du hast gesagt, ich hätte keine Eier, dabei bin ich in meinem Leben schon viele Risiken eingegangen und hab Dinge getan, für die andere mich ausgelacht haben. Und so habe ich gelernt, dass es sich nicht lohnt, jede Schlacht zu kämpfen.«

Sie schüttelte den Kopf. »Eine Essensbestellung ist ja wohl kein Krieg. Und du bist doch angeblich so ein großer Fan von Reinhold G. Sprenger.«

*War ich das?*

»Dann erinnere dich mal bitte an eines seiner besten populärpsychologischen Zitate: ›Jemanden zu schonen heißt ...‹«

Sie blieb mit der Stimme oben, offenbar in der Erwartung, dass ich den Satz vollendete.

»... äh, ein netter Mensch zu sein?«

»Hör auf, mich zu veralbern. ›Jemanden zu schonen heißt, ihn zu bevormunden.‹ Wie soll das Essen hier denn besser werden, wenn du dem Koch oder der Köchin keine Gelegenheit dazu gibst, weil du sie mit deinem ›Schmeckt alles bestens‹ anlüstigst.«

*Alles klar*, dachte ich und triumphierte innerlich. Immerhin wusste ich ja jetzt, dass sie Paartherapeutin war, und damit hatte sie mir eine Steilvorlage geliefert.

»Du willst also nicht bevormundet werden, Nala? Gut, dann

stelle ich dir jetzt mal eine schonungslos ehrliche Frage: Wenn du eine so hervorragende Eheberaterin bist, wie kommt es dann, dass du selbst als Single durchs Leben gehst?«

Ihre Mimik fror ein. Ich rechnete damit, dass sie nach ihrem Wasserglas greifen und es mir ins Gesicht schütten würde, aber genau genommen tat sie das Gegenteil. Sie nahm es und prostete mir lächelnd zu. »Gut, sehr gut. So kenne ich dich aus unseren Chats. Ich hatte schon Angst gehabt, du hättest deine argumentative Kraft komplett verloren, Julius.«

Sie trank einen Schluck und tupfte sich mit einer Serviette zart die Oberlippe ab. »Ich habe das Thema nicht ohne Grund in unserer Online-Konversation ausgespart. Es ist mir unangenehm. Weißt du, Simon ...«

»Der vom Nachbartisch?«

»Exakt der. Er ist Neuroradiologe. Wir waren drei Jahre zusammen und haben uns getrennt, weil ich Kinder wollte und er nicht. Dann stellte er bei mir das Lymphom fest. Das erste, das ich behandeln ließ. Ich denke, während der Phase hatte er Hoffnung, dass wir wieder zusammenkommen. Aber als ich glaubte, den Krebs besiegt zu haben, wollte ich nicht mehr zurück in mein altes Leben. Ich wollte meine neu gewonnene Zeit genießen. Ich habe mich in Abenteuer gestürzt, bin viel ausgegangen, habe nur noch halbtags gearbeitet und bin viel gereist. Dann kam der Krebs zurück, und nun ja, jetzt sitze ich hier. Auf meinem vielleicht letzten Date.«

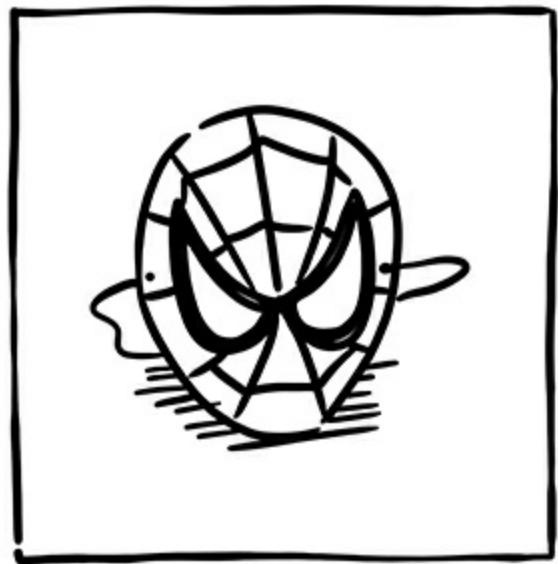
*Das du an einen Lügner und Heuchler verschwendest.*

Ich schluckte. Gleichsam beschämt wie wütend auf Raphael,

der noch immer nichts von sich hören ließ.

In einer spontanen Geste griff ich nach Nalas Hand. Ich spürte, dass sie überlegte, sie zurückzuziehen, doch am Ende tat sie es nicht. Stattdessen sah sie mir in die Augen und fragte: »Und seit wann bist du Single, Julius?«

Exakt in dieser Sekunde trat Anselm zu uns an den Tisch.



## 9. Kapitel

O *h verdammt. Verdammt. VERDAMMT!*

Ich brauchte dringend eine halbe Stunde, um nachzudenken. Ich bekam nicht einmal eine halbe Sekunde.

»Julius?«, schrie der Organisator meines Junggesellenabschieds meinen Vornamen, als wäre er die Hunderttausend-Euro-Antwort in einer Gameshow.

»Ich hab dich durchs Fenster gesehen und dachte mir: Hey, was machst *du* denn hier?«

Ich öffnete den Mund und überlegte, wie ich meinem Freund diese hochkomplexe Situation erklären sollte, in die ich mehr oder minder unfreiwillig geraten war. Ausgerechnet ihm! Dem Mann, der mich einst fragte, weshalb die Australier nicht die Zukunft vorhersagen könnten, wenn sie uns doch zehn Stunden voraus wären. Seine Naivität, gepaart mit seinem infantilen Humor machte ihn zu einem anstrengenden Zeitgenossen.

Weshalb ich dennoch mit ihm befreundet war?

Gute Frage. Ich bin mir sicher, Sie kennen das auch: Immer-da-Freundschaften. Menschen, die man zum Geburtstag einlud, einfach, weil sie schon immer da waren.

Vor zweiunddreißig Jahren hatte es ausgereicht, dass Anselm ein Spiderman-Kostüm im Kita-Morgenkreis trug, um ihn zu meinem besten Freund zu erklären. Heute wäre ich froh

gewesen, er hätte sich eines angezogen, als er das Haus verließ. Auf den ersten Blick sah man ihm nämlich nicht an, dass er intellektuell irgendwo auf halber Strecke zwischen Pubertät und Führerscheinprüfung stehen geblieben war. Das merkte man allerdings schnell, wenn er den Mund aufmachte, so wie jetzt.

»Julius, du Pfoten verknotende Kojotenhode!«, bellte er mich an. »Das ist ja ein irrer Zufall. Weißt du, wo ich herkomme?«

Von einem Knigge-Seminar wohl kaum, sonst hätte er sich Nala erst einmal vorgestellt. Ich war trotzdem dankbar, dass er es unterließ, denn bislang hatte ich mir noch keine Erklärung zurechtgelegt, weshalb ich kurz vor meiner eigenen Hochzeit mit einer wildfremden Frau in der hintersten Ecke eines Restaurants bei Kerzenschein Händchen hielt. Zumindest keine, die ich in Nalas Anwesenheit darlegen konnte, ohne dass mich beide für komplett durchgeknallt halten würden.

*»Darf ich vorstellen, Anselm, das ist Nala alias Exupéria, wir haben uns über TWD kennengelernt, ja, genau. Das Datingportal für Menschen, die bald sterben. Ach, wie jetzt? Hab ich dir das nicht erzählt? Sorry, Mensch, war echt viel los, das muss mir durchgerutscht sein. Aber ja, ich geb bald den Löffel ab.«*

Zu meinem Glück war Anselm so aufgeregt, dass er meine Antwort nicht abwartete. Zu meinem Pech trug er eine Tragetasche bei sich, deren Reißverschluss er jetzt öffnete, um ein T-Shirt hervorzuziehen. »Ich komm aus dem Copyshop. Gehört meinem Cousin, der hat den neu aufgemacht und mir nen Freundschaftspreis geboten. Sieh mal. Das hab ich für die Nacht der Nächte für uns vorbereitet. Wie findest du es?«

*Oh Gott.*

Selbst unter anderen Umständen hätte ich nichts anderes als »furchtbar und geschmacklos« antworten können. In diesem Moment aber war der Anblick des frisch bedruckten T-Shirts mehr, als ich ertragen konnte.

»Ach, Mist, hätte ich dir das überhaupt zeigen dürfen?«

»*Nein, Hättest du nicht!!!*«, wollte ich den Schwachkopp anschreien.

Ich wandte mich ab, auch, um Nalas Bestürzung nicht mehr sehen zu müssen. Fuhr mir in einer unkontrollierten Übersprunghandlung durch die Haare. Viel zu nervös, um einen klaren Gedanken fassen zu können, verbrauchte ich all meine Energie, um den Impuls zu unterdrücken, sofort aufzustehen und aus dem Lokal zu rennen.

*Okay, das Spiel ist aus. Peinlich, aber im Grunde gut, denn du hast hier nichts zu suchen,* dachte ich und war dennoch zutiefst beschämt. Raphael hatte mich um einen letzten Gefallen gebeten, der im Kern darin bestand, einer sterbenden Frau ein schönes Date zu bereiten, mit einem netten Essen und einem Gespräch, das sie wenigstens für eine kurze Zeit von ihrer Krankheit ablenkte. Und ich hatte es ruiniert. Sie würde sich betrogen und belogen fühlen, und das vollkommen zu Recht. Die Absicht, sie auf andere, gute Gedanken zu bringen, ihr eine positive Erinnerung zu verschaffen, war in jeder Hinsicht fehlgeschlagen. Im Gegenteil: Die Erinnerung an diesen Abend würde wohl eher eine negative Auswirkung auf ihren Allgemeinzustand haben.

*Himmel!*

Ich traute mich weder Nala noch Anselm in die Augen zu schauen, geschweige denn, mir das T-Shirt auch nur eine Sekunde länger anzusehen. Das tat Nala für mich.

Mit einem dicken Fragezeichen in der Stimme las sie die auf die Baumwolle gedruckten Großbuchstaben ab. Diese rankten sich um die Zeichnung einer Frau, die einen jungen Mann an einer Hundeleine Gassi führte. »JGA?«

Nun, jeder wusste, dass die Abkürzung für Junggesellenabschied stand.

»Geil, was?« Anselm strahlte. »Die T-Shirts werden wir alle tragen. Wobei ... ach verdammt. Mist.« Er schlug sich gegen den Kopf. »Ich hab das Datum vergessen!«

Wenn es einen Gott gab, war er es, der erst Anselms Handy klingeln ließ und danach die Empfangsstärke im Restaurant drosselte.

»Wie, was? Ich höre nichts«, kreischte Anselm in sein Mobiltelefon, was eine weitere Kicherwelle bei den Nachbarmädels auslöste, die längst nicht mehr auf ihr Smartphone starrten, da an unserem Tisch das weitaus bessere Entertainment geboten war.

»Wer ist da? Moment, ich versuch's draußen mal.« Er nickte mir zu. »Sorry, ist wichtig«, sagte er und ließ mich mit Nala und dem Junggesellenabschieds-T-Shirt, das sich jetzt in ihren Händen befand, wieder allein.

Und Nala stellte mir natürlich die in dieser Situation einzig relevante Frage: »Du heiratest?«



## 10. Kapitel

J a. Jessica Kalkgruber. Von Beruf Personalberaterin bei der Deutschen Bahn. In drei Wochen etwa, am 6.6. um 16 Uhr 6. Folgerichtig beantwortete ich Nalas Frage hysterisch kieksend mit: »Ich? Heiraten? Quatsch. Wie kommst du denn darauf?«

Womöglich hätte es noch bescheuertere Fragen als diese gegeben, aber ich bezweifle es sehr, immerhin hielt Nala den Beweis für ihre Hochzeitsthese unmittelbar in den Händen.

»Und was hat JGA dann zu bedeuten?«

Sie schob den Salat beiseite und legte das T-Shirt auf den Tisch, um besser auf die Großbuchstaben tippen zu können.

»JGA, also, das J, das steht für ... äh.«

*Na klar.*

»Für Julius.«

»Julius?«

»Ja.«

»Und wie weiter?«

»Äh ...«

Mein Verstand ratterte auf Hochtouren. Fieberhaft ging ich mögliche Kombinationen durch.

*Julius ... geht angeln.*

*.... gehört arschversohlt.*

»Gibt ... äh«

*Hah! Das war's!*

Wenn ich eines konnte, dann mir Geschichten ausdenken. Und das hatte ich offensichtlich auch unter Druck nicht verlernt.

»... gibt alles!«, lachte ich, erfreut, eine sinnige Erklärung gefunden zu haben. »Julius gibt alles.«

»Was gibst du?«

*Gute Frage, nächste Frage.*

»Na ja«, improvisierte ich weiter. »Alles eben. Ich gebe alles weg.« Ich war versucht, in die Hände zu klatschen, weil ich die Geschichte, die ich ihr auftischen konnte, plötzlich glasklar vor Augen sah. »Sieh mal«, erklärte ich Nala. »Auch wenn man mir meine Krankheit heute nicht ansieht ...«

»Tut man«, widersprach sie.

»Wie?«

Sie zeigte auf mein Gesicht. »Na ja, die roten Augen.«

Ich nickte.

»Tja, ich kenne diese Nebenwirkung.«

*Aha, wozu Heuschnupfen doch alles gut sein kann.*

»Okay. Aber sonst geht's mir ja gut. Im Moment. Dennoch weiß ich, dass mein Ende naht. Und deshalb gebe ich alles.«

»Was denn alles?« Mittlerweile wirkte sie eine Spur genervt.

»Alles, was ich habe. Ich verschenke meinen gesamten Besitz.«

Nala zog misstrauisch die Augenbrauen zusammen. »Dein Geld?«

»Das und meine Uhr, mein Auto, meine Wohnung, meine Geschäftsanteile, einfach alles.«

»An wen?«

Ich zuckte mit den Achseln und baute meine spontan fabulierte Geschichte weiter aus. »Na ja, an meine Verwandten, soweit sie noch leben, dann an Freunde, Bekannte.«

*Halt, nein.* Mir kam eine bessere Idee: »Hauptsächlich verschenke ich mein Eigentum an die, die ich in meinem Leben enttäuscht habe. Menschen, die von mir verletzt wurden. Ich hab da so ne Liste, und die will ich abarbeiten.«

Ihre Stirn glättete sich, aber ganz zufrieden schien Nala noch nicht mit der Erklärung, denn sie fragte: »Was soll die nackte Frau auf dem Shirt?«

»Das musst du den Trottel da fragen.« Ich zeigte auf Anselm, der vor unserem Fenster wild gestikulierend und in sein Handy schreiend auf dem Bürgersteig auf und ab lief. Ich hoffte, dass er vom Gehweg abkommen und auf der Straße von einem Tanklaster überrollt werden würde.

*Ja, ja, ja.* Natürlich hoffte ich das nicht, aber es wäre schon schön gewesen, wenn etwas verhindert hätte, dass Nala ihn ins Kreuzverhör nehmen konnte. Und tatsächlich, so, wie es aussah, hatte ich Glück im Unglück, denn er winkte mir durchs Fenster zu, machte das kulturübergreifende Handzeichen für »*Tschüs dann, ich ruf dich an, muss jetzt aber los*« und verschwand aus meinem Blickfeld.

Ich drehte mich zu Nala, um meiner Geschichte den letzten Schliff zu verpassen: »Ich hab Anselm gesagt, ich sollte da nackig drauf zu sehen sein, wie das Sterntalerkind, das alles verschenkt, weißt du. Aber der Idiot hat das offenbar falsch verstanden. Das

muss natürlich geändert werden. Das Shirt hier ...«, nun tippte ich auf die Buchstaben, »... können wir wegschmeißen.«

Ich wollte es an mich nehmen, aber Nala hielt es fest. Offenbar hatte meine improvisierte Story bei ihr verfangen, denn sie lächelte mich nun freundlicher an. »Jetzt weiß ich wieder, weshalb ich dich so gerne hab.«

Ach ja? Weil ich mir spontan Blödsinn zusammenreimen konnte?

»Ich will ehrlich sein. Ich war mir unsicher. Immer wieder habe ich während unserer Unterhaltung gedacht, du bist ein Fake. Ein Troll. Das konnte nicht der echte PetitPrince35 sein, der Mann, der mich durch seine klugen Bemerkungen und Ideen so oft zum Nachdenken und zum Lachen gebracht hat. Ich weiß aber auch, dass ich heute schräg drauf bin. Ich hatte eine miserable Therapiesitzung, in der ich beschlossen habe, in meinem Zustand keine Zeit mehr zu verschwenden. Vor allem nicht an die falschen Menschen.«

*Tja, wenn du wüsstest ...*

»Ich glaube, du hast meine Mikroaggressionen gespürt und dir sicher auch gedacht, verdammt, wie werde ich die Tussi los, oder?«

Ich wusste nicht, ob ich nicken oder den Kopf schütteln sollte, also blieb ich starr sitzen, voller Angst vor dem, was als Nächstes kommen mochte.

»Bis eben noch wollte ich aufstehen und gehen. Aber diese JGA-Idee?« Sie schenkte mir ein strahlendes Lächeln.

»Wieso hast du mir nicht schon früher davon erzählt?«

*Weil ich sie mir eben erst ausgedacht habe?*

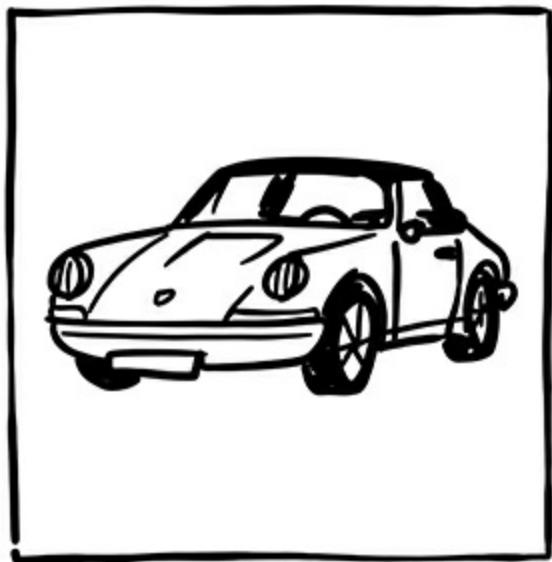
»Das ist wunderbar. Damit zeigst du Größe und Herz.«

Mein Ganzkörperkrampf wurde intensiver. Wie meine Angst.

»Komm, lass uns bezahlen, und dann gehen wir.«

»Äh, wohin?«, wollte ich wissen.

Sie kicherte. »Scherzkeks. Du hast mir doch versprochen, mich dorthin zu begleiten.«



# 11. Kapitel

Dorthin.

Bis zu diesem Moment hatte ich nicht gewusst, welch unheilvolle Bedrohung in diesem Wort mitschwingen konnte. Wobei das Wort »begleiten« das womöglich noch toppte, zumal Nala offenbar davon ausging, dass ich aufgrund der unserem Treffen vorangegangenen Kommunikation über Anlass und Ziel bereits bestens im Bilde war.

Jedenfalls verlor sie den ganzen Weg zum Parkplatz kein Wort darüber, wohin genau unsere gemeinsame Fahrt denn gehen sollte.

Zuvor hatte der Bezahlvorgang im Restaurant mit anderthalb Peinlichkeiten geendet. Zum einen hatte ich nur mein Kreditkartenportemonnaie und kein Bargeld. Der Maya-Grill akzeptierte aber nur Letzteres, weswegen Nala die Rechnung übernehmen musste. Beim Nachsehen, ob sich nicht doch ein Schein zwischen meine EC- und Visakarte verirrt hatte, fiel mir ein (natürlich noch versiegeltes) Kondom aus der Brieftasche. Jessica vertrug die Pille nicht, Verhütung war meine Aufgabe. Zum Glück konnte ich den in einer quietschgrünen Folie versiegelten Pariser von Nala unbemerkt wieder einstecken, und so blieb mir die volle Peinlichkeit erspart, ihr zu erklären,

weshalb ich bereits beim ersten Date erwartungsfroh mit Kondomen um mich warf.

Trotzdem hatte ich noch immer Puls, als wir mein Auto erreichten.

Irgendein Spaßvogel hatte unter den Vorderreifen meines Autos drei »Kleiner Feigling«-Glasflaschen gelegt, damit ich mir beim Zurücksetzen die Reifen aufschnitt. Berliner Humor. Ich bückte mich und sammelte die Flachmänner auf.

»*Damit sollen wir fahren?*«, fragte Nala.

Irgendwie klang es nicht so, als wäre ein grüner Porsche Targa ihr Lieblingsfahrzeug.

»Das ist ein Oldtimer«, rechtfertigte ich mich in der Annahme, sie würde jeden Porsche als Protzkarre einstufen.

»Eben. Hast du nicht gesagt, du kannst in deinem Zustand nur noch Automatik fahren? Immerhin ist das ja schon ne Strecke.«

*Ach was!*

»Ja, genau«, murmelte ich sinnbefreit und stammelte etwas davon, dass mein anderes Auto in der Werkstatt wäre und mir das Fahren überraschend gut gelänge. Auch wenn *dorthin* offenbar nicht um die Ecke lag. Was sich mir mit Blick ins Innere meines Wagens als mein zweitgrößtes Problem herausstellte.

Mein größtes war, wie ich Nala die DLIS-Kataloge auf dem Beifahrersitz erklären sollte. Hochglanzbroschüren, mit denen ich Banken und private Investoren wie Dr. Hartmuth von Vierlaken überredet hatte, den Geldhahn für »Das Lesen ist schön« aufzudrehen.

Mir schwante: Noch mal kam ich nicht so glücklich davon wie

mit dem Kondom. Sobald ich ihr die Tür aufhielt, würde ihr das Originalcover ihres Lieblingsbuchs förmlich ins Gesicht springen. Darunter die sehr großen Buchstaben, die folgenden Satz ergaben:

*Der Buchmarkt in Deutschland macht einen Umsatz von 8,4 Milliarden Euro. Der Datingmarkt 3 Milliarden. Lassen Sie uns beides kombinieren!*

Ich versuchte es mit dem ältesten Ablenkungstrick der Welt, indem ich den Kopf in den Nacken warf, in den leeren Himmel zeigte und »Krass!« rief.

Während sie nach oben blickte, riss ich die Beifahrertür auf, schmiss die Flachmänner mit einer Hand ins Handschuhfach und mit der anderen in Windeseile die Broschüren nach hinten in den Fußraum.

»Was ist denn da?«, fragte sie, und ich wollte ansetzen, dass ich einen Adler gesehen hätte, der aber wohl schon weggeflogen wäre, als mir klar wurde, dass mein Täuschungsmanöver gescheitert war. Sie starnte durch die hintere Seitenscheibe, mit perfektem Blick auf mindestens ein Dutzend Werbebroschüren.

»Ist das ›Der kleine Prinz‹?«

»Was, echt? Wow, jetzt, wo du es sagst, fällt's mir auch auf.  
Was für ein Zufall!«

»Woher hast du die?«

»Äh, kennst du die Typen, die dir an Ampeln immer die Scheiben putzen wollen, obwohl die meisten Autos seit 1972 eine Wischanlage haben? Irre Geschichte. Ich gebe einem von denen am

*Stutti zwei Euro Trinkgeld, und der hat mir zum Dank hundert Hochglanzprospekte geschenkt.«*

Nein, so verlief unser Dialog natürlich nicht. Ich bin vielleicht bescheuert, aber nicht lobotomisiert. Ich wusste, dass mir nach unserem Einstiegen nichts anderes übrig blieb, als ihr eine unserer »Das Lesen ist schön«-Broschüren zu geben.

Und so runzelte sie kurz darauf beim Blick auf den Prospekt die Stirn, und ich suchte die Flucht nach vorn.

»Ich muss mich entschuldigen«, sagte ich mit starrem Blick auf den Späti in der Sybelstraße, vor dem wir parkten. »Ich hab dir immer nur von meinen Justizfällen erzählt, Nala. Die Wahrheit ist, dass ich sehr viele Bedürftige ohne Honorar verteidige.«

Sie nickte, wie mein ADHS-Bruder immer nickte, wenn er sich im Grunde einen Dreck darum scherte, was andere von ihm wollten, während er selbst mit etwas beschäftigt war, was ihn sehr viel mehr interessierte. Möbel zum Beispiel, Julian war Innenarchitekt.

(Ja, ja. Julius und Julian, ganz richtig, wir waren der J-Wurf, wie mein Vater auf Familienfeiern schallend lachend zu sagen pflegte.)

»Dafür brauche ich Geld, das ich mir über meine Internetaktivitäten wieder reinhole.«

Ich spürte, dass sie mich ansah, also gab ich mir einen Ruck und wagte es endlich, Blickkontakt mit ihr aufzunehmen.

»Das Lesen ist schön?«, fragte sie mich.

Ich nickte.

»Nach dem Film von Roberto Benigni?«

»Ganz genau.«

Sie lächelte so sanft, wie ich sie noch nie hatte lächeln sehen, was vielleicht nicht ganz so außergewöhnlich war in Anbetracht der Tatsache, dass wir uns erst knapp eine Stunde kannten.

»Das ist eine schöne Idee«, sagte sie. »Würde ich nicht bald ...« Sie brauchte einen zweiten Anlauf, um das für junge Menschen unfairste aller Wörter auszusprechen. »Würde ich nicht bald sterben, wäre das genau mein Portal.«

»Ich weiß. Du hast mich dazu inspiriert«, sagte ich den vielleicht ersten komplett ehrlichen Satz unseres Dates.

»Sucht ihr noch Investoren?«, fragte Nala.

Ich lachte. »Na ja, zu viel Geld kann man nie haben, oder? Wieso fragst du?«

»Das kannst du dir doch wohl denken!« Sie forderte mich auf, den Wagen zu starten. »Noch ein Grund mehr, dorthin zu fahren. Hast du deinen Anzug und Wechselwäsche mit?« Sie zeigte nach vorne, womit sie bei mir weitere Pluspunkte sammelte. Nur wenige Nicht-Porsche-Fahrer hatten eine Ahnung, dass der Kofferraum bei dieser Marke vorne lag.

»Meinen Anzug?«, wiederholte ich mit einem großen Fragezeichen. Welchen meinte sie? Einen hellen, sommertauglichen, einen dunklen, festlichen? Gar einen Smoking? Ausschließen konnte ich nur den Trainingsanzug, denn den trug ich bereits am Leib.

»Haben wir noch die Zeit, bei mir vorbeizufahren?«

Sie nickte und legte die Broschüre zu den anderen hinter sich. »Klar, gut. Fahren wir zu dir. Dann kannst du mir gleich deine

signierte Hemingway-Erstausgabe zeigen, du weißt schon: ›Der alte Mann und das Meer‹.«



## 12. Kapitel

Raphael, bist du von allen guten Geistern verlassen?«, bellte ich in mein Handy, nachdem ich das Treppenhaus des Schöneberger Altbau betreten hatte, in dem sich meine Wohnung befand. Ich hatte Nala gebeten, unten in zweiter Reihe zu warten und den Wagen wegzufahren, falls jemand aus seiner Parklücke wollte, was zugegebenermaßen sehr unwahrscheinlich war. Hier im Akazienkiez gab man eher sein Erstgeborenes als den Parkplatz weg.

»Du hinterlistige Mistmade!«

»So nanntest du mich bereits in deiner WhatsApp.«

»Wieso hast du nicht angerufen?«, herrschte ich ihn an.

»Weshalb hast du mich nicht wegen des Wasserrohrbruchs nach Hause zitiert, so wie ich es verlangt habe?«

Ich nahm die Treppe in den vierten Stock, weil ich nicht riskieren wollte, dass im Lift die Verbindung abriß.

»Meine Pflegerin war gerade bei mir«, sagte Raphael. »Ich war beschäftigt.«

*Ja, klar.* »Offenbar hattest du aber genug Zeit, meine Nachricht abzuhören.«

»Was willst du?«, seufzte er.

»Wissen, ob du nicht ein kleines, winziges Detail vergessen hast zu erwähnen!«

»Welches?«

»Dass ich dein Date irgendwohin BEGLEITEN soll.«

»Ach ja, die Feier.«

*Feier?*

Ich schloss die Wohnungstür auf und schoss an Stulle vorbei, meinem WG-Mitbewohner, der nur mit Unterhose bekleidet im gemeinsamen Wohnzimmer lag und Big Bang Theory sah. Wie immer war ich mir nicht sicher, ob er in Rückenlage vom Sofa aus überhaupt über seinen Bierbauch hinwegschauen konnte. In unserer gemeinsamen Uni-Zeit hatte er sich seine Kugel so tätowieren lassen, dass sie wie ein Fußball aussah.

»Was für eine Feier?«, wollte ich von Raphael wissen.

»Keine Ahnung.«

»Soll das ein Witz sein?«

Ich befand mich mittlerweile in meinem Zimmer und öffnete den Kleiderschrank.

»Exupérias Vater ist ein Exzentriker. Einmal im Jahr ruft er die Familie samt Anhang zu einer Feier in seinem schlossartigen Anwesen zusammen.«

»Ein Schloss?«

»Ja, sie scheint stinkreich zu sein!«

Was Nalas teuren Klamottengeschmack schon mal erklärte.

»Seine Gäste erfahren erst nach dem Eintreffen, was für einen Anlass für die Party er sich diesmal hat einfallen lassen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Und mich darüber in Kenntnis zu setzen, ist dir vorhin im Garten nicht in den Sinn gekommen?«

Ich entschied mich für einen dunkelblauen Sommeranzug, zu

dem ich ein T-Shirt und helle Segelschuhe anziehen wollte. Sofern es keine Beerdigungsfeier war, war ich damit zu neunzig Prozent aller Anlässe weder over- noch underdressed.

»Hätte ich dir gesagt, dass du sie begleiten musst, hättest du dich niemals mit Exupéria getroffen.«

»Aus verdammt gutem Grund!«

Meine Flipflops flogen in die Ecke, dann zog ich mir die Trainingshose aus. Raphael räusperte sich mehrmals, ohne hörbaren Erfolg, und sagte kehlig: »Wenn ich ehrlich bin, war das der Hauptgrund, warum ich dich gebeten habe, dieses Date für mich zu übernehmen.«

»Du hast mich nicht gebeten, du hast mich erpresst.«

»Weil ich Exupér...«

»Sie heißt Nala.«

»Weil ich Nala versprochen hatte, sie zu begleiten. Sie liebt ihren Papa und ihre Omi, aber sie fühlt sich unwohl in der Familie, so ganz ohne Anhang.«

»Ja, ne, ist klar. Jährliche Familienfeier und schlossartiges Anwesen klingt superleger und ungezwungen. Logisch, dass du mich in Trainingsanzug und Badelatschen da aufschlagen lassen wolltest.«

Ich streckte den linken Arm hoch, um meinen Achselgeruch zu überprüfen. *Ging so.* Am liebsten wäre ich unter die Dusche gesprungen, doch dazu war keine Zeit mehr. Deospray und Eau de Toilette mussten ausreichen, wenn ich nicht wollte, dass Nala unten mitsamt meinem Targa abgeschleppt wurde.

»Ich hab dir doch gesagt, ihr Vater ist ein Exzentriker. Würde

mich echt nicht wundern, wenn der mit dir im Jogginghosen-Partnerlook auftritt.«

Hinter mir spürte ich einen Schatten, den ich als Stulles identifizierte, als ich mich zur Tür drehte. Er ignorierte mein wildes Gestikulieren, das jeden anderen auf dem Planeten dazu bewegt hätte, seinem Mitbewohner etwas Privatsphäre zu gönnen.

»Partnerlook wird es schon mal deswegen nicht geben, weil ich mich gerade umziehe!« Ich schlüpfte in die Anzughose und stellte mich dabei mit dem Handy am Ohr ähnlich geschickt an wie beim Sackhüpfen damals im Kindergarten. »Außerdem werde ich dort nicht lange bleiben. Ich setze Nala ab, und dann ist meine Pflicht hier ja wohl erledigt. Apropos ...«, ich angelte mir das Sakko, »... wo ist *dort* überhaupt?«

»Hab ich vergessen«, log Raphael mich unter Garantie schamlos an.

Irritiert stellte ich fest, dass Stulle sich von der Tür aus auf mich zubewegte.

»Vergessen? Komm schon, bitte. Verarsch mich nicht. Was ziehst du hier mit mir ab? So etwas vergisst man doch nicht!«

»Hör mal, vielleicht hast du vergessen, dass du mit einem Sterbenden telefonierst«, sagte er und legte hustend auf.

*Verdammmt.*

Ich hatte mich bei Raphaels letzten Worten einmal im Kreis gedreht und stand nun am Ausgangspunkt meiner Dreihundertsechzig-Grad-Bewegung direkt vor Stulle. Wir waren

uns so nah, dass wir uns geküsst hätten, wäre mein Körper nicht von seinem Fußballbierbauch auf Distanz gehalten worden.

Ich wollte ihn gerade bitten, die Albernheiten zu lassen und mir von der Pelle zu rücken, als er die Arme um mich schlang.

»Oh, oh, oh, Kleiner, was ist denn los?«, fragte ich ihn.

War er etwa doch traurig, dass wir in wenigen Wochen nicht mehr zusammenwohnen würden? Die ganze Zeit über hatte er beteuert, ihm mache es nichts aus, dass Jessica an seiner Statt einzog. »*Anselm und ich gründen eine neue Männer-WG, das wird lustig. Außerdem ist es deine Eigentumswohnung, Julius. Ich bin dir lang genug auf der Tasche gelegen!*«, hatte er mir versichert.

»Es tut mir so leid«, sagte er.

Hm. Das klang irgendwie nicht nach »*Können wir noch mal über meinen Auszug reden?*«.

Ich ging die Optionen durch, was er in meiner Abwesenheit diesmal angestellt haben mochte.

Stulle war wie ein Kind. Ließ man ihn mit Schere und Filzstiften alleine, konnte man davon ausgehen, dass die Vorhänge löchriger und bunter waren, wenn man nach Hause kam.

»Scheisse, Mann, das Leben ist so unfair!«, schluchzte er.

»Ich verstehe nicht ...«

Er rieb sich die Augen, zog die Nase hoch, drückte mich noch einmal fest und bewegte seine schlecht rasierte Mundpartie so nah an mein Ohr, dass ich Angst hatte, er würde an meinen Ohrläppchen knabbern wollen. In Wahrheit aber flüsterte er nur: »Ich hätte gerne deine Omega, wenn's so weit ist.«



## 13. Kapitel

**M**ann, waren denn heute alle um mich herum auf Spaßvogel-Mission?

»Lass den Quatsch!« Ich schob Stulle von mir weg, der allerdings in seiner Rolle blieb (welche auch immer das war). Doch daran war ich gewöhnt. Normalerweise liebte ich meinen Freund sogar für seinen oft extremen, aber stets extrem lustigen Humor. Mit ihm durchs Leben zu gehen war, wie einer 3-D-Komödie als Statist beiwohnen zu dürfen. Kleine Kostprobe?

Anselm, Sie haben ihn bereits kennengelernt, betreibt in Spandau eine kleine Souterrainkneipe, die »Keine-Karte-Nur-Bar«. Eines Tages wurde er nach Kneipenschluss ausgeraubt und dabei schwer vermöbelt. Stulle begleitete Anselm zur Polizei, wo einer der Ermittler fragte: »Sagen Sie mal, Herr Vogt. Wir haben Ihr Handy ausgewertet. Kann es sein, dass Sie die Täter kannten?«

»Nee, nee. Auf keinen Fall«, protestierte Anselm energisch.  
»Ich hab keinen von denen je zuvor gesehen!«

»Ach ja? Könnte nicht ein gewisser Robert Stullensky unter den Tätern sein?«

»Dit bin ick«, entfuhr es Stulle, der, wenn er aufgereggt war, zu berlinern begann.

Der vernehmende Beamte sah ihn verblüfft an. »Sie sind Herr Stullenky? Dann haben Sie in der Tatnacht Herrn Anselm Vogt folgende Textnachricht geschickt? Ich zitiere:

Pass mal auf, du Hirnamöbe, ich komm gleich vorbei und klopp deinen Saftladen zusammen, wenn ich kein Freibier bekomme.

Worauf Sie, Herr Vogt, antworteten: Komm nur, ich zertrümmer dir dein Fressbrett, dann siehst du aus wie deine Mutter.

Der Beamte las den Chatverlauf meiner beiden Chaotenfreunde bis zum bitteren Ende vor:

Stulle: Lass meine Mutter aus dem Spiel, dann lass ich deine aus dem Keller.

Anselm: Ich will ehrlich zu dir sein, ich halte dich für einen dummen Idioten, aber nicht jeder denkt so positiv über dich.

Stulle: So, ich komm jetzt und zieh dir die Krücke deiner Schwester rüber, dann pfeift's in deinem Hohlschädel noch drei ATÜ lauter.

Tja, was soll ich sagen. Stulles Erklärung – »Das war alles nur eine harmlose Neckerei. Das ist unser Humor unter Freunden, Herr Wachtmeister!« – war zwar die Wahrheit, überzeugte den Polizisten aber erst mal nicht, Stulle von der Liste der Haupt verdächtigen zu streichen.

Auf jeden Fall können Sie jetzt erahnen, weshalb Jessica mich gefragt hat, ob es wirklich unabdingbar sei, Stulle zur Hochzeit einzuladen, was ich zu ihrem Leidwesen bejahren musste.

Niemand brachte mich so zum Lachen wie er, und ich wusste

schon jetzt, ich würde seine Verrücktheiten vermissen, sobald ich nicht mehr mit ihm zusammenlebte.

Nur heute konnte ich auf seine Comedy-Showeinlagen gut verzichten, weshalb ich ihn in meinem Zimmer stehen ließ und zur Haustür hinauseilte.

Wo ich dem Mann meiner Ex-Freundin und damit meinem Todfeind in die Arme rannte.



## 14. Kapitel

Konkretisierung: Wenn ich »Todfeind« sagte, war das nicht *meine* Sichtweise. Ich persönlich hatte nichts gegen Jochen Polanz. Im Gegenteil war ich ihm sogar dankbar, dass er heute mit Colette verheiratet war, meiner ersten großen Liebe. Ich war mit ihr von der Abi- über die Studienzeit bis vor knapp vier Jahren zusammen gewesen, als ich einen kleinen, aber entscheidenden Fehler machte. Nun gut, aus Colettes Perspektive war der Fehler vielleicht nicht ganz so winzig gewesen. Immerhin war es unser siebzehnter Jahrestag, als sie mich bei unserem Stammitaliener fragte, ob wir heiraten wollten. Wir waren also bereits exakt 6205 Tage offiziell zusammen, als ich ihr mit der Gegenfrage antwortete, ob ich vielleicht noch etwas Bedenkzeit bekommen könne.

Ja, ja, ich weiß, was Sie denken. Im Restaurant den Salat runterwürgen, um den Koch nicht zu verärgern, aber mit der Langzeitbeziehung verhandeln wollen. Doch das erklärte ich Ihnen ja bereits: Schonungslos ehrlich kann ich nur zu Menschen sein, die ich sehr gut und sehr lange kenne. Wie Raphael heute oder Colette damals.

»*Diese Abfuhr hat ihr Leben zerstört*«, war der meistzitierte Satz ihrer Freundinnen, nachdem sie noch beim Italiener mit mir Schluss gemacht hatte.

»Sie wollte eine gemeinsame Zukunft, Kinder, ein Leben mit dir, und du hast es einfach weggeworfen«, zählte ebenfalls zu dem Vorwurfsrepertoire aller, die im Team Colette spielten. Wie Jochen.

Er lauerte mir eines Tages vor Anselms Bar auf und rieb mir unter die Nase, was für ein Charakterschwein ich sei und wie gut es Colette jetzt mit ihm habe.

Worauf ich versuchte, ihm a) zu sagen, wie sehr ich mich für sie freue, und ihm b) zu erklären, dass es einen Grund für mein Zögern gegeben habe: Colette hatte mich kurz vor ihrem Antrag betrogen, und das zum dritten Mal in unserer Beziehung. Ich hatte sie geliebt, da hatte ich keinerlei Zweifel. Manchmal lag ich sogar heute noch wach und dachte darüber nach, ob es ein Fehler war, wenn ich Jessica statt ihrer zum Traualtar führte. Mein Zögern hatte nicht daraus resultiert, dass ich nicht gewusst hatte, was ich für sie empfand. Sondern ich war mir ihrer Gefühle mir gegenüber nicht sicher gewesen.

*Hm.* Wenn ich noch einmal so darüber nachdachte, verstand ich schon, weshalb Jochen versucht hatte, mich vor der »Keine-Karte-Nur-Bar« zu ohrfeigen. Ich würde auch nicht gerne von Jessicas Ex über ihre wiederholten außerhäuslichen Libido-Verfehlungen aufgeklärt werden wollen. Zu meinem Glück hatte Jochen vorher bereits gut getankt und war nicht mehr so zielsicher, weshalb er meine Wange um etwa einen halben Meter verfehlte, was Stulle (der beschwipst als Zeuge danebenstand) zu der Bemerkung veranlasste: »Alter, das ist unfair. Du darfst doch nicht so rumfuchteln, Julius erkältet sich noch!«

Seit dieser Demütigung hatte ich nie wieder etwas von Jochen gehört, außer, dass er mir den Arsch versohlen wolle, wenn er mir mal wieder auf offener Straße begegnete. Weshalb ich in dieser Sekunde nicht besonders erfreut über seine Anwesenheit war, die ich mir zudem nicht im Geringsten erklären konnte.

»Sorry, ich hab es echt eilig«, versuchte ich erst gar kein Gespräch im Hausflur aufkommen zu lassen und zog die Tür hinter mir zu.

»Ich bin nur hier, um zu sagen, dass es mir leidtut.«

*Wie jetzt?*

Ich drehte mich zur Tür und war sicher, dass Stulle hinter dem Spion stand und sich einen abfeixte.

»Was wird das?«, fragte ich Jochen. »Seit wann steckst du mit Stulle unter einer Decke, was Scherze angeht?«

»Hä?«, fragte er, nicht schlecht geschauspielert. Den Ahnungslosen mimte er erstaunlich gut.

»Hör mal, ich steig nicht durch, was ihr da ausgeheckt habt. Es ist sicher urkomisch, aber ich habe heute leider keine Zeit für Albernheiten.«

»Ich verstehe kein Wort. Ich bin hier, weil ich dir sagen wollte: Es tut mir leid, dass es dir so schlecht geht.«

»Wie jetzt?«, sagte ich, stabil auf dem Schlauch stehend.

»Hut ab. Ich finde, es ist nie zu spät, Reue zu zeigen. Als Krankenpfleger auf der Intensivstation weiß ich, wovon ich spreche. Wie gut es tun kann, ein Kriegsbeil zu begraben.«

»Ich weiß wirklich nicht ...«

Ich hörte, wie der Fahrstuhl hinter Jochen zu surren begann.

»Das ist ein mutiger, wichtiger Schritt. Und wenn du den ernst meinst ...«, er trat fast so dicht an mich heran wie Stulle eben, »... dann solltest du in erster Linie Colette bedenken.«

»Wer ist Colette?«

Das sagte natürlich nicht ich, denn ich hatte nicht plötzlich einen Schlaganfall bekommen. Die Worte stammten aus Nalas Mund, die mit einem Mal hinter Jochen stand. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass die Fahrstuhltüren sich geöffnet hatten.

»Was machst du denn hier?«, entfuhr es mir.

»Unten wurde eine Lücke frei, da bin ich rein.«

Na klar. Wunder passierten dann, wenn man sie unter gar keinen Umständen brauchte.

»Colette ist meine Ehefrau und war mal seine Freundin«, erklärte Jochen ihr bereitwillig.

Nala legte die Stirn in Falten. »Ich dachte, die hieß Kathrin.«

*Würde sie heißen, wenn ich Raphael wär.*

»Er hat sie ziemlich verletzt«, führte Jochen weiter aus. »Und da ich davon gehört habe, dass Julius sich bei allen entschuldigen will, denen er in seinem Leben unrecht getan hat, dachte ich, ich komm mal vorbei und erinnere ihn an seine erste große Liebe.«

*Ach du meine Güte.* Jetzt fiel der Groschen. Er spielte auf meine JGA-Impro im Maya-Grill an. Allerdings konnte ich mir beim besten Willen nicht erklären, wie er von »Julius gibt alles« gehört haben sollte.

Anselm konnte es ihm nicht gesagt haben, der war ja gar nicht mehr im Restaurant gewesen, als ich mir das ausdachte. Die Einzige, die davon wusste, stand zwischen mir und Jochen.

Nala.

*Moment mal.*

Kannten die beiden sich etwa? Hatte sie ihn in der Zwischenzeit angerufen und zu mir zitiert? Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden.

»Von wem weißt du das?«, fragte ich ihn aufgereggt, mindestens zehn Dezibel lauter als mit meiner normalen Sprechstimme.

Trotzdem konnte mich Jochen nicht verstehen, weil zeitgleich Nala in die Hände klatschte und noch lauter rief: »Das ist eine wunderbare Idee!«

Dann aber schien auch sie erfreulicherweise an einer Gesprächsabkürzung interessiert, denn sie sagte: »Tut mir sehr leid, wir sind spät dran und haben noch einen langen Weg vor uns.«

Zu meinem Entsetzen drückte sie Jochen eine Visitenkarte in die Hand, auf der in goldenen Lettern »Schloss Alt-Freudental« stand. »Da feiern wir heute. Kommen Sie doch mit Ihrer Frau Colette vorbei, und wir besprechen alles in Ruhe. Bringen Sie Schlafsachen mit. Papa hat genug Platz und freut sich über spontane Gäste!«



## 15. Kapitel

Gut. Immerhin wusste ich jetzt, wohin die Reise ging. Schloss Alt-Freudental. Laut meinem Handy-Navi knapp fünfzig Kilometer entfernt, am Schwielowsee hinter Potsdam. Etwa eine Stunde Fahrt.

»Kennst du Jochen?«, fragte ich, kaum dass wir losgefahren waren.

»Wer ist Jochen?«

»Der Typ am Fahrstuhl.«

»Ah, Colettes Mann. Er scheint dich nicht besonders zu mögen.«

Die Einschätzung war so falsch nicht. Ich wunderte mich nur, woran Nala das heute erkannt haben mochte. Bei unserer letzten Begegnung hatte er mich erst angebrüllt und dann zu einem Schlag ausgeholt. Heute hatte er seine Begrüßung immerhin mit »Es tut mir leid« begonnen.

»Es lag ein grimmiger Ausdruck in seinem Gesicht, der immer dann etwas weicher wurde, wenn er nicht mit dir sprach.«

Gut möglich. Als Therapeutin achtete sie natürlich auf mimische Feinheiten. Ich war dazu nicht in der Lage gewesen. Jessica machte sich gerne über meine fehlende Multitaskingfähigkeit lustig, zum Beispiel, wenn ich beim Rückwärtseinparken das Autoradio leiser drehen musste. Im

Treppenhaus hatte ich mich einzig und allein auf die Frage konzentrieren können, wie Jochen von meiner »Ich verschenke alles«-Notlüge Wind bekommen haben konnte. Tatsächlich lähmte mich diese Frage noch immer und erklärte vielleicht, weshalb ich mit Tempo dreißig durch eine Fünfziger-Zone kroch. Nala wunderte Jochens Auftritt natürlich kein bisschen, musste sie doch davon ausgehen, dass ich meinen JGA-Plan bereits vielen Leuten erzählt hatte, zumal meine besten Freunde diesen sogar schon auf T-Shirts druckten.

»Hast du sie auf der Liste?«, fragte sie kurz vor der Auffahrt zum Stadtring.

»Wen?«

»Colette.«

»Auf welcher ...?« Ah, meine »Ich entschuldige mich und verschenke mein gesamtes Vermögen an Menschen, denen ich Schlechtes angetan habe«-Liste. Wenn es einen Tag gab, an dem ich mein vielleicht einziges Talent verfluchen sollte, mir aus dem Stegreif Geschichten ausdenken zu können, dann war der heute gekommen.

Nein, natürlich hatte ich sie nicht auf der Liste. Ich hatte noch nicht einmal ihre aktuelle Telefonnummer, die ich mir aber würde besorgen müssen, um ihr zu sagen, dass sie sich unter gar keinen Umständen auf den Weg ins Brandenburgische machen sollte.

Sobald ich Nala am Schloss Alt-Freudental abgesetzt hätte, hatte ich meine Pflicht als Freund erfüllt und würde schneller wieder abhauen, als ich gekommen war.

»Wieso willst du dich nicht bei ihr entschuldigen?«, fragte Nala mich.

»Ich bin mir bei ihr keiner Schuld bewusst«, begann ich, ausnahmsweise wahrheitsgetreu, die Umstände meiner Trennung von Colette zu schildern. Nicht ahnend, dass ich damit die Büchse der Pandora öffnete, hatte ich doch vergessen, dass Eheprobleme Nalas Steckenpferd waren.

»Vielleicht war es die beste Entscheidung, dass sie dich verlassen hat.«

»Wieso das denn?«

»Ist doch egal«, sagte sie und sah zum Seitenfenster hinaus.

Wir krochen auf der rechten Spur im unvermeidlichen Stadtautobahn-Stop-and-go Richtung Norden.

»Nein, nein. Halt dich nicht zurück. Sprich ruhig Klartext: Was habe ich bei Colette falsch gemacht?«

Sie seufzte. »Alles.«

»Findest du nicht, dass das eine sehr generalisierende Aussage ist, gemessen an der Tatsache, dass du sie überhaupt nicht kennst?«

Sie sah wieder zu mir. »Hör mal, ich hab mir den Tag mit dir etwas anders vorgestellt. Ich habe gedacht, wir führen anregende Unterhaltungen und keine Streitgespräche.«

»Dann solltest du vielleicht nicht mit Pauschalurteilen um dich werfen.«

»Ja, du hast recht. Es tut mir leid. Ich weiß, ich trage meinen Teil dazu bei, dass das hier so seltsam läuft. Aber du triggerst auch immer wieder die Therapeutin in mir.«

»Und die denkt nicht, dass immer zwei zu einem Problem in der Partnerschaft gehören?«

Ihre ebenso knappe wie eindeutige Antwort verblüffte mich.

»Nein.«

»Nein?«

»Nein!«

Das hätte vermutlich ewig so weitergehen können, hätte ich wegen des wieder einsetzenden Fahrflusses nicht beinahe die Ausfahrt zur Avus verpasst und etwas abrupt die Spur wechseln müssen.

»Okay, du wurdest betrogen«, sagte Nala.

»Dreimal.«

»Dreimal. Meinetwegen. Und deshalb warst du dir nicht sicher, ob sie dich wirklich liebt. Das Risiko, dass ihr heiratet und sie dir kurz danach endgültig den Laufpass gibt, war dir zu groß.«

Ich nickte.

»Damit hast du sämtliche Verantwortung für dein Leben einem anderen aufgehalst.«

»Quatsch«, wagte ich zu widersprechen. Eindeutig im Ergebnis, wenn auch ein wenig knapp in der Begründung, also schob ich hinterher: »Colette hat damals den Schlussstrich gezogen. Damit hat sie eine Entscheidung für sich selbst und nicht für mich getroffen.«

»Ich rede doch nicht von dem Laufpass beim Italiener. Ich rede von den Jahren zuvor, in denen du dir schon unsicher warst, aber nie etwas unternommen hast. So lange, bis dann

Colette eine Entscheidung traf, die du längst selbst hättest treffen müssen, aus Feigheit aber vor dir hergeschoben hast. Denn wie die meisten Menschen ziehst du das sichere Elend dem unsicherer Glück vor.«

»Also, elendig würde ich unsere Beziehung jetzt nicht nennen. Wir hätten nur ein wenig an uns arbeiten ...«

»Arbeiten!«, unterbrach sie mich vorwurfsvoll. »Siehst du. Du triggerst mich schon wieder.«

Wir passierten die Avus-Tribünen, die ein Investor aufgehübscht hatte, obwohl hier nie im Leben noch einmal Autorennen stattfinden würden.

»Neunundneunzig Prozent aller Menschen, die zu mir kommen, denken, wenn der andere Teil in der Partnerschaft an sich arbeiten würde, wäre das eigene Leben besser. Aber das ist absurd. Du bist mit Colette doch nicht zusammengekommen, um sie zu verändern, oder?«

»Nein. Aber auch nicht, um von ihr eine SMS aus dem Winterurlaub zu bekommen mit dem Text: ›Sorry, die Privatstunden mit dem Skilehrer sind vielleicht doch etwas intensiver gewesen, als du es womöglich erwartet hast.‹«

Nala lächelte. Auch wenn ich sie nicht überzeugt hatte, hatte ich sie immerhin zum Schmunzeln gebracht.

»Eine Beziehung, die nur funktioniert, wenn der andere sich ändert, ist für mich keine Beziehung, sondern ein Arbeitsverhältnis«, stellte sie fest, und das hätte ich im Grunde unterschreiben können.

Ein Mietlaster überholte mich, und der Fahrer zeigte mir den

Mittelfinger, weil ich es gewagt hatte, mich an die Geschwindigkeitsbegrenzung zu halten.

»Ich habe eine Frage an dich«, sagte sie nach einer kurzen Pause. »Was ist für dich in einer Partnerschaft unverhandelbar?« Offenbar wollte sie mir auf die Sprünge helfen und schlug vor: »Treue, Humor, politische Ansichten, gemeinsame Freizeitaktivitäten? Wo darf eine Partnerin mit dir auf keinen Fall über Kreuz liegen?«

»Äh ...« Ich überlegte. Für Nala offenbar eine Spur zu lang.

»Sei ehrlich. Du hast bis heute nicht darüber nachgedacht. Du weißt gar nicht, was dir in einer Beziehung so wichtig ist, dass du sofort die Reißleine ziehen würdest, wenn es dir fehlt.«

»Und?«

»Und deswegen ziehst du sie nie«, antwortete sie mir.

Wir fuhren jetzt Höhe Nikolassee, falls es Sie interessieren sollte.

»Warum hätte Colette sich damals für dich verändern sollen, wenn du selbst nicht weißt, was du willst?« Sie stieß mir den Zeigefinger wie ein Messer gegen den Brustkorb. »Ich finde, dafür, wie du sie behandelt hast, solltest du ihr den Porsche schenken, wenn sie kommt.«



## 16. Kapitel

Die Feststellung traf sie mit einem Lächeln in der Stimme, was mich unsicher machte, ob sie es ernst meinte oder als Scherz. Nala schloss die Augen und lehnte den Kopf ans Seitenfenster.

*Mein Auto?*

»Auf keinen Fall«, rutschte es mir heraus.

Sie blieb in ihrer Schlafhaltung, fragte aber: »Wieso nicht? Wer kriegt denn das Auto?«

Niemand. Auf das hatte ich in meinem ersten Job jahrelang hingespant. Eher hätte ich den Tank leer getrunken, als dieses Schmuckstück grundlos zu verschenken. Jessica hatte mich ausgelacht, aber ich hatte es ernst gemeint, als ich ihr sagte, dass ich irgendwann, in hoffentlich ferner, ferner Zukunft, in ihm begraben werden wolle.

»Na sag schon, wer?«, fragte Nala, noch immer mit geschlossenen Lidern.

»Das ist ein Firmenwagen«, antwortete ich wahrheitsgemäß, denn er lief über die Bücher von White Umbrella, der Beteiligungsgesellschaft, in der Sylvio und ich alle unsere Aktivitäten von *Kriechzeugs* über *The Walking Date* bis *Das Lesen ist schön* bündelten. »Nach meinem Ableben fällt der automatisch ins Betriebseigentum.«

»Von der Kanzlei?«

*Wie, was? Äh, ja ...*

»Genau.«

Die nächste halbe Stunde verbrachten wir schweigend. Sie, weil sie tatsächlich eingeschlafen war, was ich daraus schloss, wie sich ihre Sommersprossennase kräuselte, wann immer sie einen Laut von sich gab: das vielleicht niedlichste Schnarchen, das ich je gehört hatte.

Plötzlich – wir hatten Potsdam bereits verlassen und fuhren gerade durch Caputh an einer Kirche vorbei – erschreckte sie mich fast zu Tode, weil sie unvermittelt wieder zu sprechen begann, und das in einer unerwarteten Lautstärke. Nicht verschlafen oder müde, sondern wach wie nach drei Litern Red Bull.

»Was mich wundert, Julius: Wir kennen uns doch erst seit drei Wochen.«

*Himmel.* Ich bewunderte mich für meine Selbstbeherrschung, nicht vor Panik schreiend gegen einen Alleebaum gerast zu sein.

»Ja«, keuchte ich und fasste mir an mein schmerhaft pochendes Herz.

»Und unser Match bei TWD hat dich zu *Das Lesen ist schön* inspiriert?«

»Ja?« Mein Misstrauen wuchs. Worauf lief das hinaus?

»Du hast das neue Datingportal gegründet, obwohl du bald stirbst?«

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich weiß die Firma bei meinem Partner in guten Händen.«

Sylvio Fink. Den ich in Wahrheit nicht leiden konnte, was ich allerdings besser nicht erwähnte, wenn ich mir nicht gleich noch eine Analyse meiner Geschäftsbeziehung anhören wollte. Nala würde gewiss lückenlos nachweisen, dass ich als verlogener Opportunist auch hier eine Zweckgemeinschaft eingegangen war, in der ich mich wegen des schnöden Geldes selbst verleugnete. Was in diesem Fall aber zu kurz griff. Es hatte eine Zeit gegeben, da waren Sylvio und ich gut befreundet gewesen. Logisch, sonst hätten wir uns ja nie zusammengetan. Doch dann verliebte sich mein Partner in Jessica und konnte es nie verwinden, dass wir ein Paar wurden. Je näher die Hochzeit rückte, um so feindseliger wurde die Stimmung zwischen uns, was den Investoren natürlich gleichgültig war. Sie sahen in uns das perfekte Duo: kreativer Kopf (ich) und Erbsenzähler (Sylvio). Ihre Investitionen waren daran gekoppelt, dass wir uns nicht trennten. *Leider.*

»Wissen denn die Geldgeber, dass sie dich als Geschäftspartner womöglich an den Krebs verlieren werden?«

»Ja«, log ich.

»Da hast du Glück, dass sie trotzdem eingestiegen sind. Meine Brüder arbeiten beide bei Privatbanken. Die lassen mittlerweile ihre Kunden von einem Arzt durchleuchten, bevor sie denen einen Kredit geben.«

»So war das bei mir auch«, rutschte es mir heraus.

Tatsächlich hatte ich in einer Steglitzer Praxis das Vorsorge-Vollpaket über mich ergehen lassen müssen, inklusive Magen- und Darmspiegelung, großem Blutbild, Ganzkörperscan, EEG

und EKG. »*Gesund wie das blühende Leben*«, war das Fazit meiner Komplett-Analyse gewesen. Ein etwas unpassender Vergleich für einen Allergiker wie mich, wie ich fand.

»Und trotz deines Lymphoms haben sie investiert?«, fragte Nala überrascht.

Ich lachte hohl auf und überlegte, ob ich das Ding, das ich in meinem Kopf haben sollte, überhaupt richtig buchstabieren könnte.

»Der Investor ist zum Glück völlig meschugge. Liebt das Risiko. Wir konnten es selbst kaum glauben. Sylvio hätte beinahe die Gelder für eine Firmenfeier freigegeben. Apropos ...«, ich zeigte auf das Navi, laut dem wir in zwei Kilometern rechts abbiegen sollten und nach einer kurzen Strecke durch den Wald unser Ziel erreicht hätten, »... du kennst wirklich nicht den Anlass der heutigen Party?«

»Glaub mir, da bist du nicht der Einzige, der das seltsam findet.« Sie lächelte. »Meine Brüder schließen jedes Jahr Wetten ab, was mein Vater wohl feiern könnte, und noch nie hat jemand den wahren Grund erraten.«

»Welche Anlässe waren es denn bisher – und was hattet ihr getippt?«

Nala winkte ab. »Constantin denkt immer konservativ naiv und hofft jedes Jahr aufs Neue, unser Vater würde einen spektakulären Aktiengewinn oder den Neuerwerb einer Immobilie feiern. Gerome ist da wesentlich realistischer und setzt auf peinlichere Party-Gründe. Letztes Jahr lag er mit der

Wette, Papa würde uns mit Anfang siebzig eröffnen, er habe seine Sekretärin geschwängert, knapp daneben.«

»Was war es stattdessen?«, wagte ich zu fragen.

»Wir sollten seine Unsterblichkeit feiern!«

»Was?«

»Papa war in der Schweiz und hatte dort einen Vertrag mit Kryo-Corp geschlossen, einer Kryo-Konservierungsfirma, die sich auf das Einfrieren menschlicher Körper nach dem Hirntod spezialisiert hat. So lange, bis in tausend Jahren die Menschheit vielleicht so weit ist, den Körper wiederzubeleben.«

»Verrückt.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Auf den ersten Blick vielleicht. Wenn man aber weiß, wie sehr mein Vater das Leben liebt, versteht man, weshalb er alles tut, um es zu verlängern. Bis zum letzten Atemzug und über den Tod hinaus.«

»Wie kommt er dann mit deiner Diagnose klar?«

»Gar nicht.«

*Verständlich.*

»Kann ich mir denken«, sagte ich also.

Sie korrigierte meinen Irrtum. »Er weiß es nicht. Ich habe es ihm nicht gesagt.«

»Ach ja?« Ich drehte mich zu ihr. »Wie war das mit ›jemanden zu schonen heißt, ihn zu bevormunden‹?«

Sie seufzte, wie Eltern seufzen, deren Kinder nach drei Erklärungsversuchen die Matheaufgabe noch immer nicht verstanden hatten. »Immer die Wahrheit zu sagen, entbindet einen doch nicht davon, aufs Timing zu achten. Erinnere dich an

den Auftritt deines besten Freundes in dieser Hafenbar, von dem du mir geschrieben hast.«

*Aha*, Raphael hatte ihr also auch von mir berichtet. Genauer gesagt von der Cover-Band, mit der ich als Schlagzeuger hin und wieder auf der Bühne stand.

»Er dachte, er hätte einen grandiosen Auftritt hingelegt. In Wahrheit aber war er katastrophal.«

Mir klappte die Kinnlade runter.

*Echt jetzt?* Raphael hatte mir doch gesagt, wie sehr es ihm gefallen hatte, mich auf der Bühne zu sehen.

»Nach dem Auftritt ist dein Kumpel zu dir gekommen und wollte wissen, wie es war. Und, was hast du gesagt?«

Ich rief mir die Situation vor Augen. »Ich hab ihn in den Arm genommen und ihm gesagt, wie stolz ich auf ihn bin«, sagte ich zähnekirschen.

»Genau. Und dass du seine Freude am Spiel gespürt hast und dass du froh warst, das miterleben zu dürfen.«

Ich nickte energisch, während meine Finger sich immer kräftiger um das Lenkrad schlossen, als wäre es ein Waschlappen, aus dem ich auch noch den letzten Tropfen auswringen wollte.

»So war es. Also ...«

*... hat Raphael mich angelogen, die Mistmade?*

»... hast du ihm die Wahrheit gesagt, ohne zu lügen«, sagte Nala. »Als guter Freund hast du dich über seinen Enthusiasmus beim Spielen gefreut. Du hast kein Wort darüber verloren, dass

er sein Solo verhunzt und nie das Tempo gehalten hat. Einfach weil ...«

Ich wollte schreien:

*... er ein dreckiger Heuchler ist!!!*

»... weil es nicht der richtige Moment war. Die Endorphine rauschten noch durch die Blutbahn deines Freundes, da war nicht die Zeit für eine kritische Analyse. Die wolltest du ja am nächsten Tag in Ruhe nachholen, wäre da nicht dein Krankenhausaufenthalt dazwischen gekommen.«

Ich kniff die Augen zusammen und überlegte.

Ja. Die zeitliche Abfolge stimmte.

Das Konzert war das letzte, das er besucht hatte. Ich erinnerte mich daran, dass er am Tag danach Blut spuckte und ich ihn (wieder einmal) ins Benjamin Franklin fahren musste.

Das Lenkrad dankte es mir, dass ich mich etwas entkrampfte.

Eine Zeit lang fuhren wir schweigend am See entlang, dann wagte ich Nala zu fragen: »Seit wann weißt du noch mal von deiner Diagnose?«

Ihre Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. »Drei Wochen, vier Tage.«

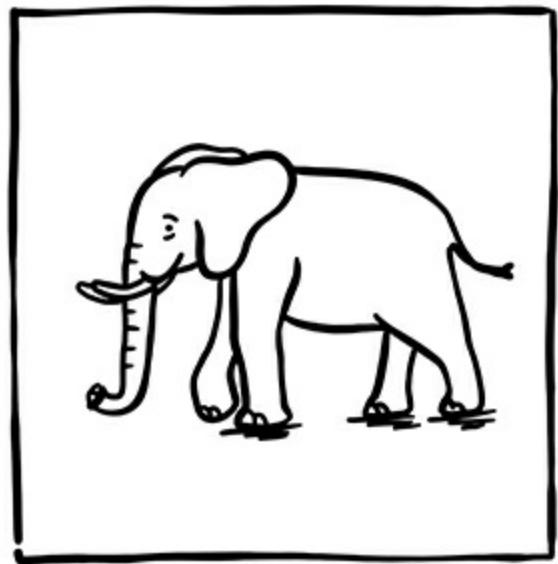
»Und seither hat sich kein Moment gefunden?«

Sie verstand sofort, worauf ich hinauswollte, und schüttelte den Kopf. »Papa war die ganze Zeit unterwegs. Ich wollte das nicht am Telefon besprechen, ich weiß ja, dass es ihm den Boden unter den Füßen wegziehen wird. So was bespricht man persönlich unter vier Augen.«

»Und wann willst du es ihm sagen?«

Ihre Antwort, gleichwohl ich mit ihr rechnete, war wie ein Schnitt mit einem Küchenmesser. Eine Millisekunde spürte man nichts, dann kam der Schmerz.

»Dieses Wochenende. Deswegen will ich dich ja an meiner Seite haben.« Sie sah mich an und lächelte sanft wie jemand, der sich auf einen gemeinsamen Wochenendausflug freut, sich aber etwas unsicher ist, ob der andere das ausgewählte Ziel ebenso mag. Ich lächelte zurück wie jemand, der das Lenkrad herumreißen und am liebsten in den See steuern würde. Erst recht, als sie hinzufügte: »Ich brauche an diesem Wochenende jemanden in meiner Nähe, der versteht, wie es mir geht. Weil er mein Schicksal teilt.«



## 17. Kapitel

In diesem Moment tauchte am Ende des Weges ein gewaltiges schmiedeeisernes Gittertor vor uns auf. Ein weiteres Zeichen des offenbar völlig absurden Reichtums von Nalas Familie, den Raphael mir – wie so vieles andere – verschwiegen hatte. Elegant geschwungen, grün lackiert und mit Rosenornamenten verziert, wirkte es dennoch so einschüchternd wie ein mit NATO-Stacheldraht umwickelter Grenzzaun.

Ich suchte nach einer Möglichkeit zu klingeln. In Filmen stand bei solchen Anwesen immer irgendwo ein Pfosten wie bei einem Drive-in, wo man in die integrierte Kamera lächeln musste, bevor sich das elektrische Tor auftat. Hier war davon nichts zu sehen.

Dennoch öffnete es sich.

Das schmiedeeiserne Ungetüm klappte nach hinten auf und mir die Kinnlade nach unten.

Nicht wegen des gewaltigen Springbrunnens. Nicht wegen der überlebensgroßen Figuren, römischen Statuen nachempfunden, die ein talentierter Gärtner in die gewaltigen Hecken geschnitten hatte und die die Kiesallee säumten, auf der ich mit meinem Porsche langsam knirschend vorantuckerte.

Sondern wegen des gewaltigen Tiers, das in vielleicht fünfzig Metern Entfernung unter einer bestimmt hundertjährigen Linde

mit einem Heuballen spielte.

»Ist das ein Elefant?«, stellte ich die unnötigste Frage meines Lebens. Ich hätte auch fragen können: »Ist das eine Wolke da am Himmel?« Oder: »Atmen wir gerade Sauerstoff?«

Das Tier war dick, grau und hatte einen Rüssel und Segelohren. Was sollte es sonst sein?

»Papa ist ein großer Tierfreund«, erklärte mir Nala.

*Ah ja, klar!* Das erklärte natürlich alles.

»Der bin ich auch«, wagte ich einzuwenden. »Allerdings hatten meine Haustiere bislang eher Katzen- und Hundegröße und nicht die eines Sattelschleppers.«

Nala kicherte. »Er hat Bruno aus einem Zirkus befreit, in dem er nicht artgerecht gehalten wurde. Für Montag ist der Transport in den Berliner Tierpark organisiert. So lange steht Bruno noch bei uns.«

»Ah, okay«, sagte ich und zeigte auf einen Weiher, der auf der anderen Seite der Zufahrt angelegt war. »Nur aus Interesse. Da hält dein Vater seine Alligatoren?«

Tatsächlich nickte sie, und das offenbar nicht, um mich zu veralbern. »Da war wirklich mal ein Riesenwaran drin. Aber das ist lange her.«

Ich sah im Rückspiegel, wie sich das Tor hinter uns langsam schloss.

*Raphael, wo hast du mich hier nur reingeritten?*

»Dein Vater muss ein interessanter Mann sein!«, meinte ich lagonisch.

»Das ist er tatsächlich.« Nala zeigte auf die Gestalt, die uns in

der Auffahrt mit ausgestreckten Armen entgegeneilte.

Sonnengebräunt, vollständig in Weiß gekleidet, ein Grinsen im Gesicht, das immer blendender wurde, je näher er uns kam und je deutlicher er seine Tochter durch die Windschutzscheibe erkannte. Ein Lächeln, das ebenso jäh erstarb, wie mir der Schreck in die Glieder fuhr, als wir uns gegenseitig in die Augen sahen.

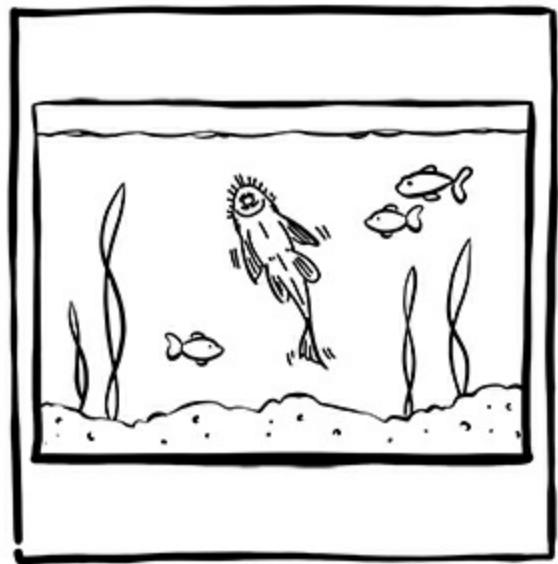
»Du wirst ihn in wenigen Sekunden kennenlernen!«, sagte sie.

Was nicht der Wahrheit entsprach.

Denn ich kannte Nalas Vater längst.

Dr. Hartmuth von Vierlaken.

Der Hauptinvestor von *Das Lesen ist schön*.



## 18. Kapitel

E r trug einen Leinenanzug, der maßgeschneidert sein musste, wenn er ihn nicht in der Kinderabteilung gekauft hatte. Man musste kein Psychologe sein, um zu erahnen, dass Vierlaken einen Großteil seines Vermögens wohl seinen Minderwertigkeitskomplexen verdankte, die er unter anderem mit seinem Kontostand komensierte.

Nalas Vater ging den meisten Menschen nämlich nur bis zur Schulter. Seine Stimme hingegen war so tief, dass man mit geschlossenen Augen den Eindruck haben musste, sich mit einem Zwei-Meter-Koloss zu unterhalten.

»Mitkommen!«

Das war das einzige Wort, das er zu mir sagte, kurz nachdem wir ausgestiegen waren und er seine Tochter innig in die Arme geschlossen hatte.

»Ach, Papa!«, sagte Nala in gespielt entrüstetem, eher belustigtem Tonfall, der wohl deutlich machen sollte, dass sie schroffe Begrüßungen männlicher Verehrer durch ihren Vater gewohnt war. Allerdings konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie auch nur im Ansatz erahnte, in was für eine Katastrophe ich hineinschlitterte, und das mit jedem Meter tiefer, den ich Vierlaken ins Haus folgte.

Haus war natürlich Quatsch.

Menschen, die mit ihrem Dispo das Finanzdefizit mittelgroßer Staaten Südamerikas ausgleichen konnten, wohnten nicht in Häusern. Genau genommen wohnten sie niemals *in* etwas, sondern immer *auf*. Wie hier *auf* Schloss Alt-Freudental, gegen das Downton Abbey wie eine Hundehütte wirkte.

Hunderte Jahre alt und bestimmt unter Denkmalschutz stehend, sah es trotzdem so aus, als wäre es gestern erst aufgeschlossen worden, mit seinen frisch gesandstrahlt wirkenden Gemäuern, den gewaltigen mehrflügeligen Fenstern und den wie lackiert funkeln den Biberschwanzschindeln hoch über uns auf den Turmdächern.

»Du lässt ihn nicht Katscheng machen, oder?«, rief Nala uns hinterher, kurz bevor wir durch das bronzebeschlagene Eingangstor in eine Vorhalle schritten, in der man zur Not auch den Privatjet hätte parken können.

*Katscheng?*

Nicht, dass mich diese Vokabel noch ratloser gemacht hätte, als ich es ohnehin schon war.

Wie zum Teufel sollte ich Vierlaken meine Anwesenheit erklären? Auf seiner Party!

Er hatte nicht nur meine Gesundheit, sondern auch mein Privatleben unter die Lupe genommen und wusste natürlich, dass ich verlobt war und kurz vor der Hochzeit stand. Und zwar nicht mit seiner Tochter, die sich gerade vor seinen Augen aus meinem Porsche geschält hatte.

»Los, los, los!«

In dem Bemühen, mit dem drahtigen Energiebündel vor mir

Schritt zu halten, hastete ich über die obligatorische, selbstverständlich aus weißem Marmor geschaffene zweiflügelige Treppe in ein Museum. Jedenfalls erinnerte es mich mit seinen meterhohen Ölgemälden an ein solches.

Ich vermutete in den grimmig von den Wänden blickenden Leinwandgestalten längst verstorbene Angehörige der Vierlaken-Familie, hätte mich aber auch nicht gewundert, wenn mich der Hausherr höchstselbst von der Wand aus mit seinem Blick aufgespießt hätte.

»Hier entlang!«, bellte er weiter, drei Schritte voraus, laut genug, um die leicht gewölbten Scheiben zum Vorgarten erzittern zu lassen. Im Inneren roch es nach Flieder. Im restlichen Brandenburg mochte es kaum noch welchen zu kaufen geben, so viele Büschel wie hier in den zum Teil meterhohen Vasen verteilt waren.

Ich folgte Vierlaken in einen turnhallengroßen Raum mit vertäfelten, mintfarben gestrichenen Wänden. Der Zweck des Saales erschloss sich mir nicht auf den ersten Blick. Vielleicht war er im Allgemeinen für Bälle und andere Festivitäten vorgesehen. Das hochglanzpolierte Fischgrätparkett würde sich gut zum Tanzen eignen, man müsste nur die wenigen, aber wuchtigen Möbel zur Seite räumen. Trotz ihres Volumens wirkten die bordeauxroten Polstersessel etwas verloren vor dem offenen Kamin.

Der Schlossherr gab mir zu verstehen, dass wir uns setzen sollten, dann verlangte er, dass ich mein Handy in den Flugmodus schaltete. Offenbar wollte er bei unserer Unterredung

nicht gestört werden, die er sogleich mit der Frage einleitete:  
»Was haben Sie für eine Erklärung?«

Er saß wie zum Absprung bereit auf der äußersten Kante des Polsters. Entweder, um angriffslustig zu wirken. Oder, weil sonst seine Füße über dem Boden gebaumelt hätten. »Was zum Teufel machen Sie hier?«

*Gute Frage. Wo fange ich an?*

»Ich bin mir bewusst, wie sehr Sie mein Erscheinen verwundern muss«, begann ich mich der Unterredung zu stellen und fragte mich, ob es der einschüchternde Blick Vierlakens war oder die antiquierte Umgebung, die mich dazu brachten, so gestelzt zu reden.

»Verwundern? Hätten Sie bei Ihrer Firmenpräsentation einen fahren lassen, auf mich gezeigt und gesagt: ›Wer es hat zuerst gerochen, dem ist es aus dem Loch gekrochen‹, dann wäre ich vielleicht verwundert gewesen. Aber jetzt bin ich entsetzt.«

»Ja, äh. Danke für die Klarstellung.« Ich räusperte mich.

»Also, für die Erklärung muss ich etwas ausholen, und bitte lassen Sie mich betonen, dass ich das alles hier nicht wollte und dass da kein großer Plan dahintersteckt. Das ist eine Verkettung ungünstiger Umstände, motiviert von den besten Absichten, die sich leider in ihr Gegenteil verkehrt haben.«

*Großer Gott, es musste der Ort sein. So geschwollen hatte ich noch nie zuvor dahergeredet.*

»Halten Sie mal kurz die Backen. Ich hab keine Zeit für Ausflüchte. Ich muss gleich raus und eine Rede halten, alle sind schon da und warten im Garten.«

»Okay ...«

»Daher kommen wir gleich zum Punkt: Seit wann wussten Sie es?«

»Was?«

»Dass das Auge tränt, wenn man sich am Arsch ein Haar rausreißt.« Er machte eine Handbewegung, als würde er am liebsten mit meinem Kopf dribbeln. Der Kontrast zwischen seinen gewöhnungsbedürftigen Umgangsformen und der altehrwürdigen Umgebung war bemerkenswert. Andererseits gab es bei einem Mann seiner Einkommensklasse vermutlich niemanden, der es wagte, ihn darauf hinzuweisen. Ich schon mal gar nicht.

»Mann, Mann, Mann. Ich rede natürlich von dem Tumor. Seit wann wissen Sie, dass Sie ihn haben, Julius?«

*Seit nicht einmal drei Stunden, als ich unfreiwillig Raphaels Identität angenommen habe,* wäre die korrekte Antwort gewesen. Die weitaus drängendere Frage indes war: Woher wusste er davon, wenn Nala ihm doch angeblich nichts erzählt hatte?

»Ja, ja, da glotzen Sie jetzt, was? Glauben Sie, meine Tochter und ich hätten Geheimnisse?«

»Na ja ...«, setzte ich an.

*Wenn Nala keine Lügnerin ist, hat sie mir erst vor wenigen Minuten eines verraten.*

»Denken Sie, ich wüsste nicht, dass sie sich vor Jahren schon ein Profil bei TWD angelegt hat? So bin ich doch überhaupt erst auf euch Flitzpiepen und eure Firma gekommen.«

»Na ja, ich ...«

»Sie hat mir natürlich gesagt, dass sie auf diesem Portal jemanden kennengelernt hat. Einen Seelenverwandten, wie sie ihn nennt. Der nur den einzigen Schönheitsfehler hat, dass ihm leider kein langes, erfülltes Leben mehr vergönnt ist, Julius. Oder sollte ich besser sagen: PetitPrince35.«

Großer Gott. Er kannte sogar Raphaels Nickname bei TWD.

Ich sah in Vierlakens ungeliftetes, zerknittertes Gesicht, in seine wachen Augen, und mich beschlich ein furchtbarer Gedanke. Wenn Nala mich nicht angelogen und ihrem Vater ihre erneute Erkrankung tatsächlich verschwiegen hatte, dann ging er vermutlich davon aus, dass sie lediglich ihr altes Profil nicht deaktiviert hatte und als Geheilte mit Raphael in Kontakt getreten war.

*Himmel*, wie sollte ich Vierlaken das Kuddelmuddel hier erklären? Er musste mich für einen Betrüger halten ... Und tatsächlich sagte er jetzt: »Ich sehe hier nur zwei Möglichkeiten. Entweder, Sie sind eines der widerwärtigsten Subjekte, das mir je unter die Augen gekommen ist, und haben TWD nur aus einem Grund gegründet: um als angeblicher Kranker auf Ihrem eigenen Datingportal hinterlistig Frauen wie meine Tochter abzuschleppen. Oder Sie sind tatsächlich krank und haben mit einem gefälschten Gesundheitsattest meine Investition in Ihre Firma erschlichen!«

»Äh ...«, grunzte ich, während ich überlegte, wie ich ihm noch eine dritte Option verständlich machen könnte. Ich konnte unmöglich sagen: »Also, Herr von Vierlaken, die gute Nachricht

ist, ich bin nicht krank. April, April, mir geht's bestens, allerdings bräuchte Ihre Tochter dringend wieder eine Chemo.«

Diese Wahrheit kam mir selbstverständlich nicht über die Lippen, aber mir wollte in dem Moment auch keine glaubhafte Lüge einfallen, mit der es mir gelingen könnte, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen.

»Interessant, bei unserem letzten Treffen haben Sie mich noch vollgetextet, wie toll Ihre Firma wäre, doch jetzt reden Sie weniger als Dolly.«

»Dolly?«

»Mein Antennenwels. Der Scheibenputzerfisch aus meinem Schlafzimmeraquarium.« Vierlaken schob die Lippen zum Knutschmund nach vorne und machte rhythmische Saugbewegungen, wodurch er mich an eine Frau mit aufgespritzten Lippen erinnerte, die ich in einer Doku über missglückte Schönheitsoperationen gesehen hatte.

»Also, wie erklären Sie mir das alles hier? Raus mit der Sprache!«

In diesem Moment ging neben uns die Tür auf, und Nala trat ein. »Papa?«

»Was denn, Schatz?« Vierlaken war aufgestanden und strahlte mit jedem Schritt mehr, den Nala auf uns zukam.

»Bilde ich es mir ein, oder habe ich gerade wieder deine Geschäftsstimme gehört?«

»Nein, Schatz, wir plauschen nur, richtig?«

In einem Mafia-Film hätte Vierlaken sein Jackett geöffnet und mir eine Schusswaffe gezeigt für den Fall, dass ich seine

Scharade nicht aufrechterhalten würde. In der Realität genügte sein finsterer Blick, um mich zustimmend nicken zu lassen.

Nala zeigte sich nicht überzeugt von unserem Kasperletheater. »Du hast nicht gerade ›Raus mit der Sprache!‹ gebrüllt?«, fragte sie misstrauisch.

»Ja, aber das war rein freundschaftlich, nicht wahr?«

Der Hausherr legte mir altväterlich eine Hand auf die Schulter. Ich versuchte zu lächeln, was mir schwerfiel, da sich Vierlakens Finger schmerhaft durch das Jackett in meine Haut krallten.

Nala war jetzt so nahe, dass ich ihr nach edler Vanille und Zedernholz duftendes Parfum riechen durfte. Die einzige angenehme Empfindung, die ich gerade hatte.

»Ich weiß nicht, worum es geht, aber er ist mein Gast. Ich bitte dich, ihn nicht wie irgendeinen deiner Geschäftspartner zu behandeln!«

Vierlaken winkte abwehrend mit der freien linken Hand.

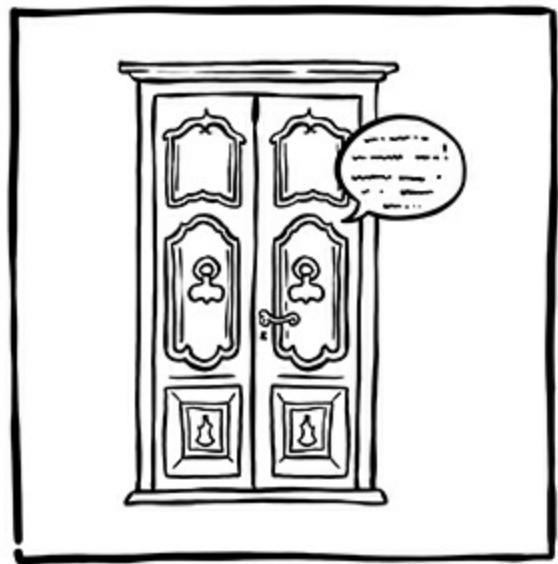
»Er hat eine ganz interessante Internet-Firma. Hattest du nicht gesagt, er sei Strafrechtler?«

»Ich war auch erstaunt, Papa.«

»Hmhm.«

Vierlaken verkrallte sich noch mehr in meiner Schulter, sodass mir die Tränen in die Augen schossen. Er intensivierte seinen Griff noch einmal ruckartig, bevor er mich endlich losließ. Vor Erleichterung wäre ich am liebsten vom Sessel gerutscht und auf dem Boden in Embryonalhaltung liegen geblieben. Doch Nalas Vater gewährte mir keine Regenerationsphase, sondern

zwang mich mit einem als Bitte getarnten Befehl, unverzüglich aufzustehen, indem er sagte: »Könnten Sie mich und meine Tochter bitte einen kurzen Moment allein lassen?«



## 19. Kapitel

Als ich im Flur stand, stellte ich zu meiner Verwunderung fest, dass ich jedes Wort der Vater-Tochter-Unterhaltung verstehen konnte. Vielleicht wurde der Schall über den Kamin nach außen übertragen, womöglich lag es auch daran, dass ich das rechte Ohr an die meterhohe Eichenholztür presste und beim Lauschen den Atem anhielt.

»Hör mir mal gut zu, Papa: Ich weiß, wie besorgt du um mich bist und wie akribisch du die Menschen durchleuchtest, die ich in unseren inneren Kreis lasse. Aber Julius ist nicht dein zukünftiger Schwiegersohn, und er wird es auch nie werden.«

*Ach nein?*

Nicht, dass ich da auch nur im Ansatz Ambitionen hegte, dennoch fühlte sich diese absolute Festlegung nicht besonders schmeichelhaft an.

»Er ist überhaupt nicht mein Typ. Weder optisch noch von seinem Wesen her.«

*Hä? Was stimmt denn mit mir nicht?*

»Wieso ist er dann hier, wenn du ihn hässlich und charakterlos findest?«

Ich hatte erwartet, dass Nala ihrem Vater jetzt energisch widersprach, doch ich wurde enttäuscht, denn sie sagte nur:

»Alle kommen mit Partner, und ich habe, wie du weißt, niemanden in meinem Leben. Ich wollte nicht das ganze Wochenende hier allein abhängen.«

*Aha. Ich war also ein Lückenfüller.*

»Wieso hast du nicht Simon gefragt?«

»Ich weiß, wie sehr du ihn magst, Papa. Aber wenn ich ihn auf eine Familienfeier mitschleppe, erinnert ihn das an früher. Ich will nicht, dass er sich wieder Hoffnungen macht. Zwischen uns ist es endgültig aus.«

»Aber der Trottel da draußen darf sich Hoffnungen machen?«

Die Worte bohrten sich in mein Gemüt wie Vierlakens Finger eben noch in mein Fleisch. Während ich mir die nach wie vor pochende Schulter massierte, hörte ich Nala sagen: »Du weißt, dass er nicht mehr lange hat. Er stirbt. Das habe ich dir doch erzählt.«

»Weswegen ich mich frage, weshalb du überhaupt noch auf diesem Datingportal bist, jetzt, wo du gesund bist. Übrigens: Der Kerl sieht in meinen Augen aus wie das blühende Leben!«

»So sah ich damals auch aus, als bei mir der Krebs ausgebrochen ist. Und heute steht mir die Erkältung von letzter Woche noch ins Gesicht geschrieben. Du weißt doch, dass man bei dieser Krankheit vom Äußeren nie aufs Innere schließen darf.«

*Also ja!*

Tatsächlich hatte sie ihrem Vater nur von mir, nicht aber von ihrer eigenen Wiedererkrankung erzählt.

Vierlaken klang nun traurig. »Ja, ja. Tut mir leid.«

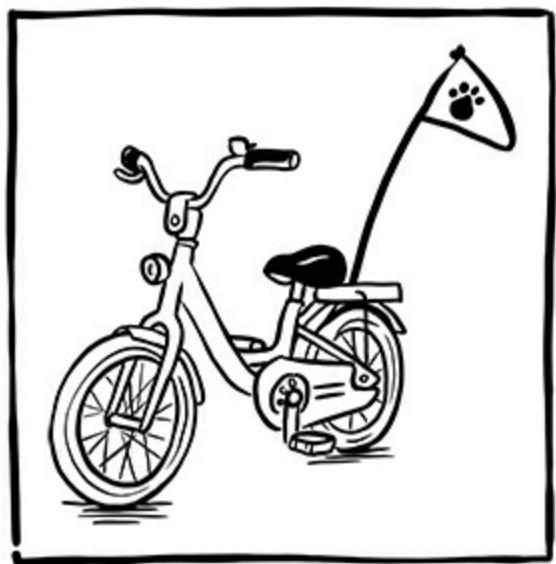
»Du musst dich nicht entschuldigen, Papa. Ich bin bei Julius ja auch zwiegespalten. Die lieben Briefe, die er mir geschrieben hat, diese wunderbar formulierten Zeilen, seine tiefgründige, philosophische Ader, die habe ich bei ihm so gar nicht wiederentdeckt. Doch dann hat Julius mich mit einer Sache für sich eingenommen.«

»Welche *Sache* zum Geier?«, hörte ich Vierlaken meinen Gedanken aussprechen.

Und da wusste ich, was Nala sagen würde. Und das würde meine ohnehin entsetzliche Situation um ein Vielfaches verschlimmern. Denn es gab einen Satz, der die Chancen, dass Vierlaken weiterhin einen Millionenbetrag in unsere kleine Firma investieren würde, radikal auf ewig vernichtete.

Und als ich mit dem Ohr an der Tür die Hände faltete und betete, dass sie ebendiesen einen Satz nicht sagen würde, sprach sie ihn freudig lachend aus: »Julius wird in den nächsten Tagen sein gesamtes Vermögen verschenken!«

Als Nächstes sagte eine Stimme hinter mir: »Lauschst du etwa heimlich an der Tür?«



## 20. Kapitel

Die Stimme war sehr hoch und sehr hell, was sich damit erklärte, dass der Sprecher nur etwa einen Meter groß und höchstens vier Jahre alt war.

Der Junge hatte flachsblonde Haare, die ihm unter einem futuristisch anmutenden Fahrradhelm in die Stirn fielen. Passend dazu saß er auf einem Kinderfahrrad ohne Stützräder, dafür mit einem Paw-Patrol-Wimpel an der Gepäckträgerfahnenstange. Er starrte mich vorwurfsvoll an, als hätte ich ihm gerade den letzten Riegel Kinderschokolade vor der Nase weggeschnappt.

»Du hast gelauscht!«, beantwortete er seine eigene Frage.

»Nein, nein. Auf keinen Fall!« Ich lachte gekünstelt.

»Was dann?«

»Ich, äh, ich hab mich nur angelehnt.«

»Glaub ich nicht.« Er wendete sein Fahrrad. »Ich sag's Mama.«

»Nein, nein, nein, warte!«

Er wendete wieder und kam zu mir zurück. »Das kostet.«

»Was?«, fragte ich angesichts dessen, dass mich ein Dreikäsehoch offenbar erpressen wollte. Der Junge interpretierte es allerdings nicht als Ausruf des Erstaunens, sondern als spezifische Frage nach der Gegenleistung.

»Zehn Euro.«

Kennen Sie die Definition von Wahnsinn? Angeblich sagte Albert Einstein einst, Wahnsinn sei, stets das Gleiche zu tun und dabei jedes Mal ein anderes Ergebnis zu erwarten.

In diesem Sinne benahm ich mich wie der perfekte Psychiatrie-Insasse, als ich mein Kreditkartenportemonnaie hervorzog, nur um erneut festzustellen, dass ich kein Geld dabeihatte. Wohl aber ein Kondom, das schon wieder zu Boden segelte. Was diesmal aber, anders als im Maya-Grill, nicht unbemerkt blieb.

»Was'n das?«, wollte der kleine Erpresser von mir wissen.

»Nichts«, sagte ich und bemühte mich, die quietschgrüne Glitzerfolie wieder an mich zu bringen, doch Gangsta-Kid war schneller.

»Jetzt gehört's mir!«, entschied er.

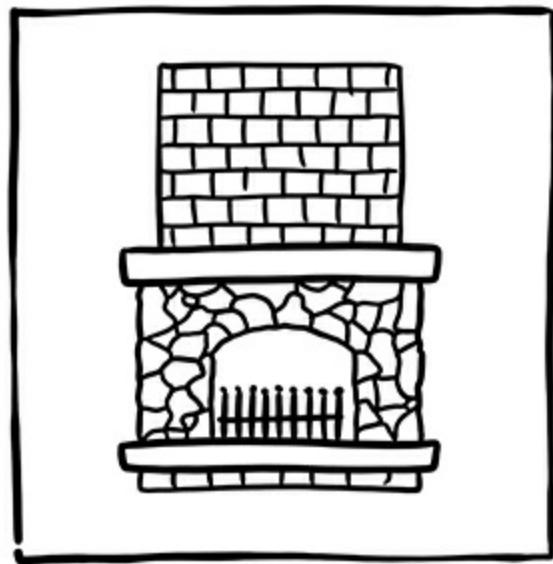
In dieser Sekunde ging hinter mir die Tür auf, und Nala trat in den Flur.

»Was gehört dir, mein Schatz?«, fragte sie lächelnd. Sie schien den Steppke zu kennen, aber offenbar nicht gut genug, um zu wissen, dass er sich seine Fahrradwimpel als Kleinkrimineller finanzierte.

»Nichts«, sagten er und ich wie aus einem Munde. Ich, weil ich nicht erklären wollte, weshalb ich an den Kindergartennachwuchs der Vierlakens Verhütungsmittel verteilte. Er, weil er offenbar glaubte, mich eines Schatzes beraubt zu haben, den er blitzschnell in der Hosentasche hatte verschwinden lassen.

Was ihn allerdings nicht davon abhielt, »Er hat gelauscht« zu

rufen, kurz bevor er mit seinem Fahrrad abdrehte.



## 21. Kapitel

Wenige Augenblicke später saß ich wieder neben Vierlaken auf dem Sessel vor dem kalten Kamin und bildete mir ein, dass es hier drinnen nur unwesentlich kühler sein konnte als die für heute angekündigten neunundzwanzig Grad im Schatten. Das Maß an Peinlichkeiten, die ich heute durchstehen musste, war längst voll und mein Gesicht vermutlich röter als unter einer Infrarot-Lampe.

Nala hatte uns allein gelassen, und da mich der Fahrrad fahrende Zwerg-Mafioso da draußen erfolgreich von meinem Lauschangriff abgehalten hatte, wusste ich nicht, in welcher Grundstimmung mir gegenüber sie und ihr Vater auseinandergegangen waren. Entsprechend nervös war ich, als Vierlaken mich fragte: »Was hat mir meine jüngste Tochter da eben verraten? Sie verschenken Ihr gesamtes Eigentum an Menschen, denen Sie im Leben auf die Füße getreten sind?«

»Na ja, das war eine spontane Idee«, versuchte ich zu relativieren. »Ich hatte darüber nachgedacht, dass ...«

Er hob die Hand wie ein Schülerloste, der am Zebrastreifen dem heranbrausenden Eltern-SUV Einhalt gebieten will. »Sparen Sie sich den Atem. Kommen wir direkt zur Sache: Wer soll White Umbrella bekommen?«

»White Umbrella?«

Er legte den Kopf schräg. »Das ist die Firma, in die ich fünf Millionen Euro investieren soll und die zufällig Ihnen gehört!«, sagte er mit einer Stimme, mit der man bei neurologischen Intensivpatienten dem Gedächtnis auf die Sprünge helfen will.

»Na ja ... darüber habe ich mir offen gestanden noch keine Gedanken gemacht.« Ich hatte es tatsächlich fertiggebracht, mit dieser Antwort nicht zu schwindeln.

»Na gut, wie Sie meinen. Ich hab jetzt keine Zeit für diesen Quatsch«, sagte Vierlaken und sah auf seine Armbanduhr. »Ich bestelle Sergio ein!«

»Sylvio?«, rutschte es mir heraus.

»Oder wie immer Ihr Geschäftspartner auch heißt. Der scheint mir der Vernünftigere von Ihnen beiden zu sein. Sobald er da ist, klären wir das mit der Anteilsübertragung.«

Hätte ich einen Drink in der Hand gehabt und gerade einen Schluck genommen, hätte ich mich erst verschluckt und dann meinen Mundinhalt in den Raum gespuckt.

*Anteilsübertragung?*

Grundgütiger. Ich konnte nur hoffen, dass mein Co-Gesellschafter wie so oft an den Wochenenden eine E-Bike-Tour unternahm und nicht erreichbar war. Bei meinem heutigen Glück aber würde er dabei auf Colette treffen und mit ihr gemeinsam hier auftauchen.

Vierlaken stand auf und ich instinkтив mit ihm. Stehend bot zumindest meine noch immer schmerzende Schulter keine Angriffsfläche für seine Krallenhände.

»Sie halten erst einmal die Füße still und machen so weiter

wie bisher!«, befahl er mir.

Ich zog fragend die Brauen zusammen und sagte einen Satz, der den gesamten Tag perfekt zusammenfasste: »Ich verstehe nicht ganz.«

Er rollte mit den Augen. »Wie auch immer. Nala hat mir erzählt, dass ihr die Bekanntschaft mit Ihnen guttut. Sie haben ja schon Insider, von denen sie schwärmt.«

Ich folgte ihm durch den Saal zur Tür.

»Ich selbst steh ja nicht auf solche Sprüche, von wegen *›Glücksmomente sind wie rote Autos. Sie rauschen an einem vorbei, wenn man sie nicht zählt‹*, oder so.«

Bei mir fiel der Groschen: *der rote Insider!*

Nala hatte wissen wollen, wie viele rote Autos ich auf dem Weg zum Restaurant gezählt hatte!

»Aber mir soll's egal sein. Sie machen meine Tochter glücklich, und das ist alles, was zählt.«

*Nun ja, genau genommen tut das Raphael, aber wer will hier schon kleinlich sein ...*

»Und auch wenn ich noch sauer bin, dass Sie mich wegen Ihrer Krankheit belogen haben, wie auch immer Ihnen das gelungen ist. Ansonsten tut mir Ihr Schicksal natürlich leid. Was Sie daran erkennen, dass ich Sie nicht hochkant rauswerfe!«

*Leider.*

Er klatschte laut in die Hände, sodass ich vor Schreck zusammenzuckte, und öffnete die Tür. »Wir beide gehen jetzt in den Garten, wo ich meine Ansprache halte. Und dann machen wir Katscheng!«



## 22. Kapitel

Der Garten von Schloss Alt-Freudental entpuppte sich als eine saftige Rasenfläche, die sich bis zum Ufer des Schwielowsees erstreckte. Am Fuß der zur Schlossterrasse führenden Freitreppe hatten sich elf mutmaßliche Familienmitglieder versammelt. Die Erwachsenen ignorierten mich, die Minderjährigen (im Alter irgendwo zwischen vier und sieben) spielten Fußball mit einem Pokemon-Gummiball.

Unter ihnen mein kleiner Erpresser, den ich auch ohne Fahrradhelm erkannte. Er zerrte ein älteres Mädchen an den Haaren und rammte einem etwas kleineren Jungen den Ellenbogen in den Magen, um in Ballbesitz zu bleiben.

Das sich daran anschließende Gebrülle und Geweine schien niemanden zu kümmern. Nicht einmal die ältere Dame, die es sich auf einem hölzernen Klappgartenstuhl bequem gemacht hatte und die der anschließende Schuss des kleinen Terroristen nur um Haaresbreite verfehlte. Mit den schneeweissen, zum Zopf gebundenen Haaren und der pechschwarzen Sonnenbrille sah sie aus wie Karl Lagerfelds eineiige Zwillingsschwester. Selbst das frackartige Kostüm passte, nur der dunkle Schlipss fehlte, dafür trug sie tatsächlich schwarze Lederhandschuhe.

»Das ist meine Oma Henrietta«, klärte mich Nala auf, die plötzlich neben mir stand und meinen Blick wahrgenommen

haben musste. »Wir nennen sie Karl.«

*Ach was!*

»Papas Mama feiert nächstes Jahr ihren Neunzigsten und ist geistig nicht mehr so ganz auf der Höhe. Sie hört schlecht und spricht kaum, und wenn, dann nur einzelne obszöne Wörter.«

»Tourette?«, mutmaßte ich.

»Vielleicht, die Ärzte sind sich nicht sicher.« Sie nahm meine Hand. »Komm! Ich stelle dir den Rest der Familie vor.«

Zuerst führte sie mich zu einem hussenbedeckten Stehtisch, an dem zwei schlanke, vermutlich durchtrainierte Männer in der Standarduniform Sylter Erbenkinder standen. Markenpoloshirt, Designer-Slimjeans, barfuß in Lederslippern. Nur der um die Schultern gewickelte Kaschmirpulli fehlte, was vermutlich der Hitze in der prallen Sonne geschuldet war.

»Darf ich vorstellen, meine Brüder: Anna und Elsa!«

Im Auto hatte sie sie noch Constantin und Gerome genannt. Jetzt, da ich vor ihnen stand, verstand ich auf Anhieb, wieso ihre Spitznamen an die Eiskönigin angelehnt waren. Constantin hatte braune und Gerome strohblonde Haare.

»Und du bist?«, eröffnete Brownie unsere Konversation etwas brüsk.

»Julius«, stellte ich mich Constantin vor.

»Das wollte er nicht wissen.« Gerome lachte. »Mein Bruderherz fragt immer nur nach dem Beruf. Oder ist der geheim?«

»Nein, nein. Ich bin Gefängnisfriseur«, rutschte es mir heraus.

*Ups.*

Manche Menschen kauen an ihren Fingernägeln, wenn sie nervös sind, andere laufen rot an. Bei mir bekam das Gehirn Schluckauf und zwang mich dazu, frei zu fabulieren, bevor ich meine Geschichten zu Ende gedacht hatte.

»Echt?«, fragte Constantin.

»Ja. In der JVA Tegel. Für die Häftlinge.«

»Krass.« Er nickte seinem Bruder zu. »Aber klar, muss es ja geben.«

Eigentlich hätte ich es an dieser Stelle gut sein lassen sollen, aber irgendeine schlecht verdrahtete Synapse in meinem Gehirn sah das anders, und so schmückte ich die Geschichte aus: »Ja. Ist nicht ganz ungefährlich. Ich hab ja Messer, Rasierapparate und Scheren. Wenn sich ein Ausbruch anbahnt, dann in meinem Gefängnissalon. Letztens hatte ich Xulu auf dem Stuhl.«

»Wer ist Xulu?«, fragte Gerome.

»Albanischer Mafiaboss. Hat zu den Hells Angels rübergemacht. War mal bei den Bandidos.«

Anna und Elsa nickten bedeutungsschwer. Constantin sagte sogar: »Ah ja, hab ich von gelesen!«

Dementsprechend bestätigt fuhr ich fort: »Xulu hat mir Dinge erzählt, da hatte ich Probleme, dass meine Hand nicht zittert. Beim Rasieren, wisst ihr.«

Elsa nickte nun ununterbrochen. »Ja, klar.«

»Mir war klar, wenn ich Xulu jetzt verletze, war's das. Dann verschleppen mich die von ihm gekauften Wärter in seinen Trakt, und von dort aus werde ich rumgereicht wie eine

Friedenspfeife, von Zelle zu Zelle, wenn ihr versteht, was ich meine.«

»Ich verstehe!«, sagten beide unisono, was bemerkenswert war, weil ich schon längst den Faden meiner eigenen Schwachsinnsgeschichte verloren hatte.

Nala neben mir konnte sich nicht mehr zurückhalten und prustete laut los. »Wie heißt denn dein Verbrechersalon?«, fragte sie mich und gab mir einen Knuff in die Seite. »Dirty Hairy?«

»Wie schön, dass du deinen Humor nicht verloren hast«, stellte eine Frau fest, die sich von hinten genähert hatte und Nala wie aus dem Gesicht geschnitten war, nur etwas älter.

»Tiffany Schröder, meine Lieblingsschwester«, freute sich Nala und fiel ihrem Ebenbild um den Hals.

Froh, an dieser Stelle unterbrochen worden zu sein, wandte ich mich von Nalas Banker-Brüdern ab und musterte ihre Schwester. Ich will nicht kleinlich sein, aber sie trug einen denkbar unpassenden Vornamen. Zumindest, wenn man sich ihr Outfit ansah, das von Kopf bis Fuß aus Dior bestand und kein bisschen von Tiffany war.

»Wie lange seid ihr schon zusammen?«, fragte sie mich unverblümt. Ihr ehrliches Lachen umfasste auch die Augen. Ihre Haut war hell und mit kleinen Sommersprossen die vermutlich ebenso künstlichen Ursprungs waren wie ihre rot gefärbten Haare.

Nala antwortete ihr: »Ich kenne ihn erst seit wenigen Stunden, Tiffy.«

»Ach, echt?«

Tiffany aka Tiffy lächelte mich kokett an und leckte sich über die Lippen.

*Flirtet sie etwa mit mir?*

(Daraus, dass es mir auffiel, können Sie schließen, dass Nalas Schwester nicht subtil vorging. Jessica hat einmal zu mir gesagt, sie wäre vor allem aus einem einzigen Grund nicht eifersüchtig: weil ich nämlich selbst einer sich splitternackt in unserem Bett rekeln den Frau einen Klamotten-Gutschein schenken würde, damit sie sich was Warmes zum Anziehen kaufen kann. Zu diesem Schluss war sie bereits in unserer Kennenlernphase gekommen, als sie mich anrief und mir sagte, sie hätte ihr Portemonnaie verloren und nichts mehr zu essen daheim. Woraufhin ich ihr etwas vom Lieferdienst nach Hause bestellt hatte.)

»Das hier ist euer erstes Date, und du schleppst ihn gleich in die Höhle des Löwen? Hut ab, Nala. Wo hast du denn dieses seltene Exemplar gefunden?«

»Du meinst diese seltsame Mischung aus schüchtern und impulsiv?«

»Ich meinte eigentlich eher die seltene Mischung aus gut aussehend und sympathisch«, antwortete Tiffy.

»Ah, ich höre, es ist von mir die Rede!«

Angesichts der besitzergreifenden Geste, mit der die männliche Gestalt, die hinter uns aufgetaucht war, die Arme um Nalas Schwester schlang, tippte ich auf Tiffanys Ehemann.

Die Alternative wäre ein übergriffiger Lüstling gewesen, der aus der nahen Psychiatrie entlaufen war, aber dafür wehrte sich

Tiffy zu wenig.

Ich schirmte die Augen ab, da die Sonne, die sich auf seiner Halbglatze spiegelte, mir ins Gesicht strahlte.

Er trug ein Poloshirt mit aufgestelltem Hemdkragen und stellte sich mir als Andreas Albrecht vor. Während des Händeschüttelns weihte er mich in die korrekte Orthografie seines Namens ein: »Aber bitte ohne Bindestrich zwischen Andreas und Albrecht!« So, als wären wir auf dem Amt und ich dafür verantwortlich, dass er mit dem Pass auch in die Vereinigten Staaten einreisen dürfte.

»Ich werd's mir merken«, sagte ich, vergeblich bemüht, mir ein Grinsen zu verkneifen.

»Was gibt es denn so Lustiges?«, wollte er wissen.

Hätte ich mich auf Nalas »Sag immer die Wahrheit«-Trip eingelassen, hätte ich ihn gefragt, wie oft er in der Schule wegen der Abkürzung seiner beiden Vornamen gehänselt worden war. Ich konnte kaum der Erste sein, dem auffiel, dass die Anfangsbuchstaben AA bildeten, was im besten Falle die Abkürzung für Anonyme Alkoholiker war und im schlimmsten Fall für Exkreme stand. Nahm man die ersten beiden Buchstaben von Andreas und Albrecht, wurde es mit ANAL auch nicht sehr viel besser.

Zum Glück lenkte ein Tobsuchtsanfall eines der Fußball spielenden Kinder Andreas Albrecht davon ab, mich weiter nach dem Grund meiner Heiterkeit auszufragen.

»Was ist denn nun schon wieder los, Johann Torsten?«, rief er und gab damit dem Erpresserkind einen Namen. Der Fahrrad-

Junge, der mich beim Lauschen erwischt hatte, hatte sich bärchlings auf den Pokemon-Ball geworfen und wollte ihn partout nicht wieder rausrücken. Was Andreas Albrecht dazu verleitete, weiter auf ihn einzureden: »Johann Torsten! Lass deine Geschwister mitspielen. Yara Simone und Finn Karl wollen auch Spaß haben!«

Fragen Sie mich nicht, wie ich darauf kam, aber ich war mir sehr sicher, dass auch diese Doppelnamen ohne Bindestrich geschrieben wurden.

Einen Augenblick später (JoTo presste trotz Daddys Intervention noch immer den Ball vor den mittlerweile weinenden Augen von YaSi und FiKa platt) gesellte sich Geromes Frau zu uns. Sie nannte sich Sadia Alaoui und trug ein Kopftuch, das ihr dunkles Haar nur zu einem Teil verdeckte. Sadia hatte die weißesten Zähne, die ich außerhalb von Zahnpastawerbung jemals gesehen hatte.

»Freut mich sehr, dich kennenzulernen«, sagte sie. »Ich hoffe, wir haben bald die Gelegenheit, uns unter vier Augen ungestört zu unterhalten.«

»Selbstverständlich!«, murmelte ich und sah ihr hinterher, wie sie sich auf den Weg zu einem unter einem Sonnenschirm parkenden Servierwagen machte. Auf ihm befanden sich zwei Wasserspender, in denen Gurken, Limetten und irgendetwas aus der Entfernung Undefinierbares schwammen. Vor ihm stand die Letzte in der Runde, die unübersehbar schwanger war.

Sie winkte Nala mit der Linken zu. Die Rechte schien mit ihrem Handy verwachsen, vielleicht war es auch das Ohr.

Seitdem ich im Garten eingetroffen war, hatte sie ununterbrochen telefoniert. Dabei hatte sie nichts anderes in den Hörer gesagt als »Hm, hmm, well, hm, yes, hm, okay« und Ähnliches.

»Wer ist sie?«, wollte ich von Nala wissen.

»Constantins Ehefrau, Zoe. Kennst du die Menschen, die ein Jahr im Ausland waren und danach nicht mehr Deutsch können? Zoe ist so eine. Ein Jahr Work and Travel, seitdem spricht sie mit diesem Ami-Akzent.«

Wie zum Beweis schrie Zoe in den Hörer: »Oh my God! Ist denn das die possibility?«

»Sie und Tiffany führen gemeinsam ein Restaurant in Potsdam, ganz in der Nähe der Glienicker Brücke, und machen damit mehr Geld als ihre Männer. Was Constantin nie zugeben würde, bei Andreas Albrecht aber keine Kunst ist. Der schreibt Drehbücher, bislang wurde allerdings noch keines verfilmt. Bis das geschieht, muss er sich wohl oder übel als Hausmann um die drei Kinder kümmern.«

Aha. Er war hier also alleinverantwortlich für den Nachwuchs, wenn man von dem zukünftigen Erdenbürger in Zoes Bauch mal absah.

»Und was macht Sadia?«

»Scherzbald.« Nala knuffte mich in die Seite.

Ich lächelte zurück, ohne zu wissen, worüber und weshalb.

Wieso war es so witzig, dass ich mich nach dem Beruf von Geromes Ehefrau erkundigt hatte?

»Du hast mir doch mit deiner letzten Mail erlaubt, ich dürfe

Sadia erzählen, dass ich einen Juristen kennengelernt habe. Sie brennt darauf, sich mit dir auszutauschen. Sadia baut gerade ihre Kanzlei auf und kann jeden Tipp eines erfahrenen Strafrechters gebrauchen.«

»Ach ja«, sagte ich und tat so, als wäre mir diese Tatsache gerade entfallen. Dabei suchte ich das Ufer nach einem Boot ab, mit dem ich von hier flüchten konnte.

*Raphael, du hinterhältigster aller Scheinheiligen, was hast du mir hier eingebrockt?*

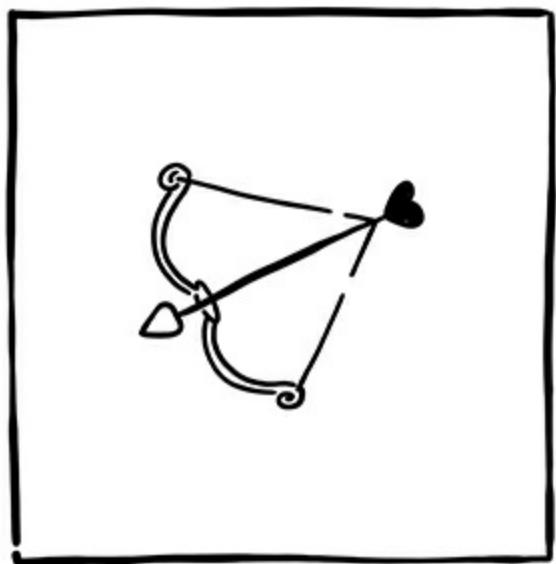
Nala winkte Sadia zu und gab ihr ein unmissverständliches Zeichen, sich mit ihrem frisch gezapften Gurkenwasser wieder zu uns zu gesellen.

Ich wappnete mich innerlich gegen ein juristisches Kreuzverhör, in dem mir Geromes Ehefrau Fragen an den Kopf ballerte wie: »Was ist eigentlich Ihre Meinung zu BGHSt 187, Seite 27 folgende?«

Doch dazu kam es nicht. Mich rettete der Gong in Gestalt einer sich knarrend öffnenden Terrassentür, aus der Hartmuth von Vierlaken trat, um den Anlass der heutigen Familienfeier zu verkünden.

Nur zehn Minuten später wollte ich nicht mehr flüchten.

Ich wollte mich nur noch zu Raphael ins Bett legen und mit ihm gemeinsam sterben.



## 23. Kapitel

**V**ierlaken war nicht allein vor seine Familie getreten.

Neben ihm stand eine ebenfalls gut gebräunte Frau undefinierbaren Alters. Sie überragte das Familienoberhaupt um einen Kopf. Ihr pechschwarzes, widerspenstig wirkendes Haar war von naturgrauen Strähnen durchsetzt und wurde von einem weißen Stirnband aus den Augen gehalten. Der Rest ihrer Erscheinung war eine einzige Farbexplosion: Grün, Rot, Lila, Orange, Gelb und Braun dominierten bei den Blumenornamenten ihres Oberteils, das mein Vater als »Hippie-Leibchen« verspottet hätte. Ein bunter Rock reichte ihr bis knapp über die Knie. Alles in allem sah ihre Klamottenkombination so aus, als stamme sie aus einem Faschingsfundus für Siebzigerjahre-Partys.

»Deine Mutter hat sich gut gehalten«, flüsterte ich Nala zu. Wenn sie Anfang dreißig war, schätzte ich ihre Mama auf Ende fünfzig, Anfang sechzig.

»Ha, ha«, antwortete Nala tonlos. »Über Tote macht man keine Witze. Außerdem ist Rosemarie nicht so alt, wie sie aussieht. Papas Freundin ist erst einundvierzig.«

Vierlaken machte eine »Zu viel der Ehre«-Geste, als wäre er ein Samstagabendmoderator, der sein Publikum bescheiden

bittet, mit dem frenetischen Applaus langsam zum Ende zu kommen. Nur, dass hier niemand geklatscht hatte.

»Meine Lieben. Jedes Jahr lade ich traditionell auf Schloss Alt-Freudental ein, um mit euch ein besonderes Ereignis zu feiern. Und wie jedes Jahr kann ich mir vorstellen, dass ihr vor Neugierde platzt, was denn dieses Jahr der Anlass unserer Festivität wohl sein könnte.«

Alle nickten.

Vierlaken räusperte sich. »Sorry, muss kurz was trinken«, krächzte er und verschwand im Schloss.

»Ich wette, er hat in diese KI-Firma investiert, die letzten Monat am Markt gecrasht ist«, nutzte Constantin die kurze Unterbrechung. »Und jetzt sollen wir ihm bewundernd bestätigen, dass seine Intelligenz noch höher ist als die künstliche. Papa ist nämlich nur einen Tag vor der Pleite ausgestiegen und hat die Millionengewinne mitgenommen.«

Gerome neben ihm schüttelte den Kopf. »Ich glaub eher, sie ist schwanger«, mutmaßte er und zeigte auf Rosie, die vergeistigt lächelnd auf die Rückkehr ihres Partners wartete.

»Okay, der übliche Einsatz?« Constantin hielt seinem Bruder die Hand hin. Der schlug ein.

»Was ist der übliche Einsatz?«, machte ich den Fehler zu fragen.

Gerome zeigte links von uns zum Schilfufer, wo in einiger Entfernung ein Rasenmähroboter die Böschung zum See hinunterfuhr. Dass ich ihn bislang nicht bemerkt hatte, war einigermaßen erstaunlich, war er doch mit einem unserer

Verkaufsschlager bei »Kriechzeugs« ausgestattet: Modell Tarantula, die achtbeinige Riesenspinne.

»Der Verlierer muss sich zur Strafe auch einen von diesen Mährobotern kaufen samt scheußlichem Drecksüberzug.«

»Drecksüberzug?«, setzte ich zum empörten Widerspruch an.

»Papa liebt die. Sein Humor eben. Aber die Dinger verdrecken immer wieder die Sensoren. Mit der Folge ...«

Gerome musste nicht weitersprechen. Ich sah und hörte es selbst aus der Entfernung. Tarantula war samt Mähroboter die Böschung hinunter in den See geplumpst.

*Hm, nobody is perfect.*

»Aber keine Sorge, noch hat keiner von beiden jemals die Wette gewonnen«, kicherte Nala neben mir amüsiert. Verständlich, sie war ja die Einzige, die wusste, dass die Idee von »Kriechzeugs« auf meinem Mist gewachsen war. Immerhin war sie so fair, es ihren Brüdern nicht auf die Nase zu binden. Was ihr auch gar nicht mehr möglich gewesen wäre, denn Vierlaken war zurück.

»So, da bin ich wieder!« Das Familienoberhaupt leerte ein Glas, das er sich aus dem Schloss geholt hatte. Er stellte es neben sich auf einen Beistelltisch, dann ließ er die Bombe platzen.

»Rosie und ich wollen mit euch das Ovulationsfest zelebrieren.«

*Das was?*

Ich sah mich um und sah ausschließlich ratlose Gesichter.

»Wie ihr euch denken könnt, befindet sich meine Götterblume im Mondtanz.«

»Worin?«, fragte Gerome verständnislos.

»Die Zeit der Fruchtbarkeit!«, erklärte Rosemarie mit leiser, kaum zu verstehender Stimme. In den erstarrten Mienen der Familienmitglieder meinte ich zu lesen, dass sie genauso wie ich beteten, sie möge damit nicht das gemeint haben, woran wir alle dachten.

Rosies nächste Worte brachten erst einmal wenig Licht in unser gedankliches Dunkel. »In zwölf Tagen beginnt die Zeit meines inneren Rückzugs. Dann fliesst der reinigende Fluss, doch dazu wollen wir es in diesem Wonnemonat nicht mehr kommen lassen.«

»Bitte lass sie nicht von ihrer Menstruation reden«, flehte Constantin neben mir. Vergeblich. Gerome flüsterte noch: »Ich fürchte, diesmal lag ich mit meiner Wette gar nicht mal so falsch!«, da frohlockte Rosie bereits: »Ich fühle mich so fruchtbar wie noch nie. Die kommenden achtundvierzig Stunden sind die wichtigsten. In ihnen werden wir, euer Vater und ich, unsere Körper und Seelen verschmelzen und mit eurer Unterstützung ein neues Lebenslicht entzünden.«

Es kam selten vor, dass ich mir einen Hörsturz wünschte. Soeben war der Moment gekommen.

»Dieses Wochenende werden wir uns anstrengen, den Lebensfunken überspringen zu lassen. Unsere Dualitäten werden sich im Liebesakt vereinigen und den Rhythmus des Lebensflusses verändern.«

»Bumsen?«, fragte Oma Karl – für eine angeblich geistig Verwirrte relativ auffassungsstark, wie ich fand.

Andreas Albrecht versuchte vergeblich, mehr als einem seiner

drei Kinder die Ohren zuzuhalten.

»Ja, Mama. Du sagst es. So oft, wie es nur geht«, gestand Vierlaken freimütig lachend. »Versteht ihr, weshalb ich euch an diesem Ereignis teilhaben lassen will?«

*Weil dir sämtliche Sicherungen rausgeschossen sind?,*  
vermutete ich lautlos.

Er bot uns eine andere Erklärung: »Ich liebe das Leben. Und ich liebe euch. Neues Leben soll in Liebe gezeugt werden. Eure Anwesenheit, eure Aura wird uns helfen, das Wunder zu vollbringen.«

Sein Blick blieb nicht zum ersten Mal an Zoes unübersehbarem Schwangerschaftsbauch hängen.

Rosemarie griff nach seiner Hand und führte die Ansprache zu ihrem bizarren Höhepunkt: »Schon bald werden wir nach oben in unsere Schlafgemächer gehen.« Sie zeigte hinter sich zu einem Balkonzimmer in der ersten Etage. »Zu seiner und unserer Unterstützung würde ich die Männer bitten, sich in der Bibliothek einzufinden, während die Frauen und die Kinder sich im Salon zu Kaffee und Kuchen treffen, um dort ...«

Weiter konnte ich sie nicht verstehen, da mir eine gewaltige Wasserladung mitten ins Gesicht klatschte.



## 24. Kapitel

Ich hatte das Gefühl, in den Strahl eines Feuerwehrschauchs geraten zu sein. In Wahrheit war es nur ein Sprenger der automatischen Bewässerungsanlage von Schloss Alt-Freudental.

Natürlich war ich der Einzige in der Runde, der pitschnass auf dem Rasen stand. Tropfend wie ein ungeschleudertes Handtuch auf der Leine, nachdem ich mich mit einem Satz zur Seite aus dem Radius der Wasserfontäne entfernt hatte.

Die Mehrheit der Familie starrte mich fassungslos an, als hätte ich mich mit Absicht neben den einzigen falsch programmierten Sprenger gestellt, der wie alle anderen eigentlich erst um zwei Uhr morgens hätte losgehen sollen (wie mir Nala später versicherte).

Die Kinder lachten natürlich, selbst JoTo, der sich noch immer nicht vom Ball herunterbewegt hatte.

Und es gab noch einen, der sich den Bauch vor Freude hielt: Vierlaken. Er schrie regelrecht vor Vergnügen, und das, obwohl Nala ihn vom Fuß der Freitreppe aus wütend anbrüllte: »Papa! Du hattest mir versprochen, mit ihm kein Katscheng zu machen!«

»Hatte ich das?« Vergeblich versuchte er, sein Glücksen zu unterdrücken. »Tut mir leid, Liebes. Ich konnte nicht widerstehen«, hörte ich ihn sagen. Er klang dumpf. Eine Folge

des Wassers in meinem Gehörgang. Dann brüllte er: »Juan!«, was zur Folge hatte, dass sich hinter ihm die Terrassentür öffnete und der vielleicht haarloseste Mensch, den ich je gesehen hatte, aus dem Haus schoss. Ein Kopf wie eine Bowlingkugel, komplett rasiert vom Hinterkopf bis zu den Augenbrauen. Die Arme genauso wie die in kurzen Radlerhosen steckenden Beine rückstandslos epiliert.

Im Gegensatz zu Vierlaken und den Kiddies wirkte er ganz und gar nicht amüsiert, als er vor mir stand.

»Wie furchtbar, das tut mir sehr leid«, kondolierte Juan mir mit ernster Miene. »Ich bin der Butler und werde Ihnen behilflich sein, sich aus dieser misslichen Lage zu befreien.«

Nennen Sie mich altmodisch, aber unter einem Schlossbutler hatte ich mir bislang einen gebeugt gehenden älteren Herrn im Frack vorgestellt, der mir mit weißen Handschuhhänden After Eight zum Siebzehn-Uhr-Tee serviert. Keinen komplett in hautenges Lycra gekleideten Fitnessgott, der ein Headset am Ohr und ein iPad unter dem Arm trug. Sein fettloser, offenbar nur aus Muskeln bestehender Körper glänzte in der Sonne wie eine Bronzestatue.

Erst als ich ihm nach seiner zweiten Aufforderung endlich am Haupthaus vorbei zu einem Nebengelass folgte, bemerkte ich, dass er barfuß war.

»Bitte verzeihen Sie Herrn Dr. Vierlaken dieses alberne Ritual. Er liebt diese Wassertaufe neuer Gäste seiner Töchter.«

Die er ganz offensichtlich *Katscheng* nannte.

»Alles gut, kein Problem. Ist nicht das erste Waterboarding,

das mir auf einer Familienfeier widerfährt.«

»Im Ernst?«, fragte mich Juan, der Ironie offenbar für einen Vornamen hielt. Ich nahm mir vor, seinen Humor nicht weiter auf die Probe zu stellen, etwa indem ich mein Handy hervorholte und so etwas sagte wie: »Zum Glück ist das Ding wasserdicht. Wenn da einmal Wasser drin ist, kommt es nie wieder raus.«

Daher schwiegen wir, bis er mit mir einmal rechts um das Schloss herum war und wir Kurs auf ein Flachdachgebäude nahmen, das über einen gläsernen Übergang mit dem Haupthaus verbunden war.

Ich zog eine Tropfspur auf dem gefliesten Gehweg hinter mir her, während Juan den Blick auf sein iPad gerichtet hielt, als fände er ohne Google-Maps den Weg nicht.

»Sie sind in den Ställen untergebracht«, eröffnete er mir, als wir nur noch wenige Schritte vom Eingang des Gebäudes entfernt waren. Ein Satz, der den Teilnehmern einer SM-Veranstaltung womöglich glasige Augen bescherte, mich jedoch Schlimmes ahnen ließ.

Um es vorwegzunehmen: Ich sollte mich irren. In einem anderen Jahrhundert mochten in diesem Seitengebäude einmal die Ställe irgendeines Kurfürsten untergebracht gewesen sein. Heute sah es im Gästetrakt besser aus als in so mancher Präsidentensuite eines Fünfsternehotels. Das Zimmer, in das Juan mich führte, war nicht mit Heu ausgelegt und hatte kein Pferdegatter als Bett.

»Sie haben die Helene-Suite«, sagte er und weihte mich in die Funktion der Lichtschalter ein.

Unter anderen Umständen hätte ich hier gerne ein verlängertes Wochenende verbracht. Jetzt allerdings wünschte ich mir einen ADAC-Rettungshubschrauber, der mich ausflog. Genug Platz, um im Park vor meinem Fenster zu landen, hätte es gegeben.

»Darf ich Ihnen Ihr Gepäck aus dem Wagen bringen?«

Tja, wenn ich etwas dabeigehabt hätte, wäre das eine gute Idee gewesen. Aber natürlich hatte ich keine Wechselwäsche mitgenommen, da ich nicht vorgehabt hatte, auch nur eine Minute länger als nötig in Nalas Nähe zu bleiben. Und schon gar nicht hatte ich damit gerechnet, als Zielscheibe für unkontrollierte Wasserwerfer im Garten meines Investors missbraucht zu werden. Daher verabschiedete ich Juan mit einem »Nein danke!«.

»Wie Sie wünschen. Bademäntel und Schlappen finden Sie im Badezimmer.«

*Gute Idee.*

Raus aus den Klamotten, die mit einem gefühlten Gewicht von hundert Kilo nasser Wäsche an mir hingen. Die Klimaanlage in der Helene-Suite lief auf Hochtouren, weswegen ich Angst hatte, dass ich, wenn ich mich nicht mit dem Ausziehen beeilte, später als Partygag für die Kinder herhalten könnte: Wer würde mich als Erstes mit einem Eislöffel aus meinem eingefrorenen Sommeranzug kratzen?

Quietschend stakste ich ins Badezimmer und zog mich aus. Beim Anblick der Regendusche konnte ich nicht widerstehen und stellte mich unter den wohltuend wärmenden Wasserstrahl.

Als ich danach in den Bademantel schlüpfte, fiel mir unweigerlich der alte Witz eines Comedians ein: »*Die Bademäntel im Hotel waren unglaublich. So weich, flauschig und dick. Ich hab bei der Abreise kaum den Koffer zugekriegt!*«

Wieder zurück im Wohnbereich, stellte ich fest, dass Juan meine durchnässten Anziehsachen samt Schuhen mitgenommen hatte. Ich öffnete eine zu einem französischen Balkon führende Fenstertür und spähte über das Geländer. Vor mir erstreckte sich der Park mit der Auffahrt. Leider hatte ich Juan vergessen zu fragen, wo mein Auto stand, mit dem ich die Flucht antreten wollte. Den Schlüssel hatte ich stecken lassen, als Vierlaken mich kurz nach der Ankunft mit »Mitkommen!« angebellt hatte. Irgendwer musste in der Zwischenzeit meinen Targa von der Kiesauffahrt weg bewegt haben, denn dort war er nicht mehr zu sehen, im Unterschied zu einer in voller Pracht stehenden Linde, auf die ich schon beim bloßen Anblick allergisch reagierte.

Von null auf jetzt begannen meine Augen zu jucken, und meine Nase lief. Zwischen dem zweiten und dritten Nieser klopfte es lautstark an die Tür.



## 25. Kapitel

**E**s tut mir wahnsinnig leid!« Nala nahm offenbar keinen Anstoß an meinem Aufzug, barfuß im Bademantel. Auch mein verrotzt verheulter Heuschnupfenanblick hielt sie nicht davon ab, an mir vorbei ins Zimmer zu drängen. »Ich kann verstehen, wenn du so schnell wie möglich von hier abhauen willst!«

»*In diesem Punkt hast du mich ausnahmsweise mal durchschaut*«, hätte ich am liebsten geantwortet. Eine weitere lautstarke Niesattacke verhinderte das.

»Oje!« Nala sah mich mitfühlend an. »Das kenne ich.«

»Ach ja?«, schaffte ich es hervorzupressen, während ich mir die Nase zuhielt. Ich wusste: Hatte ich mit dem Niesen erst einmal begonnen, konnte es mitunter eine halbe Stunde dauern, bis ich mich beruhigt hatte. Wieso hatte ich Idiot nur das Fenster geöffnet?

»Mein erster Tumor saß auch an einer so blöden Stelle. Hat den Trigeminus gereizt. Ich musste ständig niesen.«

Sie trat so nah an mich heran, dass ich trotz meiner tränenden Augen die bernsteinfarbenen Einsprengsel in ihren Pupillen sehen konnte. »Warte mal!«

Ich zuckte zusammen, weil ich mit dem, was jetzt folgte, nicht gerechnet hatte. Zuerst griff sie nach meiner Hand und drückte

fest in die Falte zwischen Daumen und Zeigefinger.

»Das ist der Hegu«, sagte sie. »Der Triggerpunkt lindert die Schmerzen im Gesicht.«

»Ach was«, entfuhr es mir in einem vermutlich Loriot-ähnlichen Tonfall.

»Aber der Fengchi ist im Akutfall noch hilfreicher.«

Sie hob die Hände und verschränkte sie hinter meinem Kopf. Ich presste krampfhaft die Lippen zusammen, um sie nicht unabsichtlich zu küssen. Gleichzeitig betete ich, dass sich meine kribbelnde Nase nicht in ihre Gesichtsmitte entleeren würde, doch die Gefahr bestand nicht. Jedenfalls nicht mehr ab dem Moment, in dem ein elektrischer Schmerzblitz sich in mir entlud, vom Kopf die Wirbelsäule abwärts bis ins Steißbein.

»Ahhhhh!«

*Oh Gott, tat das gut.*

Bis zu dem Moment, wo Nala mit unerwarteter Kraft die Daumen an meiner Schädelbasis in die Vertiefungen zu beiden Seiten der Wirbelsäule gedrückt hatte, war mir nicht bewusst gewesen, wie verkrampt ich war.

»Und?«, fragte sie nach einer Weile, in der sie den Druck gehalten und mir die Knie weich geworden waren.

»Gut?«

»Hmhm«, summte ich verklärt.

*Fantastisch.* Meinetwegen hätte sie noch eine halbe Stunde weiterdrücken können, aber dafür sah sie anscheinend keinen Anlass, denn tatsächlich: Meine Allergieattacke war vollständig verflogen.

»Ich kann dir Dr. Fui im Westend empfehlen«, sagte sie. »Er hat sowohl traditionelle Naturheilverfahren wie konventionelle Medizin studiert und war mal Chefarzt in Tübingen. Mir hat er vor zwei Jahren in der Schmerztherapie extrem geholfen.« Sie trat von mir zurück. »Bis jetzt brauche ich ihn diesmal zum Glück noch nicht.«

»Danke«, sagte ich und rieb mir den Nacken, der sich verblüffend entspannt anfühlte.

»Nicht dafür«, entgegnete sie. »Das ist nur eine Kleinigkeit, um es wiedergutzumachen.«

»Das ist doch nicht deine Schuld.« Ich lächelte. »Wir können uns unsere Eltern nicht aussuchen, nicht wahr?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich rede nicht von meinem Vater. Für seinen infantilen Humor muss er sich schon selbst entschuldigen.«

»Was meinst du dann?«

»Mich.«

*Aha?*

»Ich war nicht aufrichtig zu dir.«

*Oh.* Diesen Satz hätte ich wohl zuerst sagen sollen.

»Ich hätte dir mehr über meine Familie erzählen müssen. Ich meine, du denkst, du kommst auf eine herkömmliche Familienfeier, und in Wirklichkeit triffst du auf eine Truppe mehr oder minder verhaltensauffälliger Gestalten!«

»Hmhm«, sagte ich, peinlich berührt – einerseits, weil ich in puncto Aufrichtigkeit wohl kaum ein Vorbild war. Und andererseits, weil mein Bademantel – wie mir erst in ihrer

Anwesenheit aufgefallen war – mindestens eine Nummer zu klein war. In meinem Bemühen, ihn vorne zuzuhalten, sah ich vermutlich aus, als würde ich unter Hochdruck in einer Warteschlange vor einem Toilettenhäuschen stehen.

Nala setzte ihre Entschuldigung mit niedlich zerknirschter Miene fort: »Wie schon gesagt, mein Vormittag war die absolute Vollkatastrophe. Ich hab die Beherrschung gegenüber meinen Klienten verloren. Und das hat mich wohl so aus der Bahn geworfen, dass ich bei unserem Date im Restaurant noch immer komplett angespannt war.« Sie lächelte. »Ehrlich gesagt, war ich auch etwas verwirrt. Weil du, na ja, einen etwas anderen ersten Eindruck gemacht hast, als ich mir vorgestellt habe.«

Ich erinnerte mich an die Peinlichkeiten, die bereits mit meinem Trainingsanzug ihren Anfang genommen hatten, und nickte. »Erfüllt ich jetzt eher deine Erwartungen?«, fragte ich und drehte mich einmal im Kreis.

Sie kicherte. »Ehrlich gesagt ist es mir völlig egal, wie du aussiehst und wie du dich kleidest. Ich möchte einfach dort anknüpfen, wo wir mit unserem letzten Mailwechsel aufgehört haben.«

*Ah ja, klar.*

Raphael sagte gerne, die große Kunst der Gesprächsführung sei es, in den richtigen Momenten zu schweigen. Ich war mir fast sicher, dass dies hier so ein Augenblick war.

»Also, was ich eigentlich sagen will«, Nala sah mich an, sie wirkte verlegen, »vielleicht schaffen wir es, noch einmal von vorne zu beginnen? Ich verhänge der altklugen Therapeutin in

mir einen Maulkorb, und du versuchst trotz des Irrsinns hier um dich herum irgendwie zur Ruhe zu finden? Und damit zurück zu deiner feingeistigen Schlagfertigkeit, die ich so an dir schätze.«

»Äh, ja«, antwortete ich. So viel zum Thema schlagfertiger Feingeist.

Sie nickte dankbar. »Ach, und noch etwas«, sagte sie, schon auf dem Weg zur Tür. »Sadia will nicht länger hierbleiben. Geromes Frau kann meinen Vater ohnehin nicht besonders gut leiden und findet, heute hat er es nun wirklich übertrieben.«

*Kluge Frau*, dachte ich mir.

»Könntest du vor ihrer Abreise schnell noch mit ihr sprechen?«

»Worüber denn?«, rutschte es mir heraus.

Nala lachte, und da fiel es mir wieder ein. Sadia war die Strafverteidigerin, die mit mir fachsimpeln wollte!

Mein Herz rutschte mir in meine nicht mehr vorhandene Unterhose.

»Deinen trockenen Humor hast du durch die Wasserbehandlung jedenfalls nicht verloren!«, kicherte Nala und öffnete die Tür, vor der die Juristin bereits wartete.



## 26. Kapitel

**P**uh, wurde hier geraucht?« Sadia betrat händewedelnd das Zimmer, als müsse sie sich durch dichten Qualm kämpfen.

Ich sah Nala fragend an, die ebenso wie ich mit den Achseln zuckte. Bislang hatte ich nichts gerochen, aber das konnte an meiner Heuschnupfennase liegen.

»Keine Ahnung, ob die letzten Gäste hier geraucht haben, Sadia«, sagte Nala. »Aber Juan sprüht nach jedem Gast alles mit Febreze aus!«

»Offenbar nicht gründlich genug«, befand Geromes Frau.

Nala rollte kaum merklich mit den Augen. »Sie hat eine hypersensible Nase und eine Aversion gegen Raucher, was ihr das Leben mitunter etwas schwer macht«, erklärte sie mir, dann fragte sie Sadia: »Hältst du es hier die paar Minuten aus, oder willst du mit Julius doch lieber ein andermal reden?«

*Oh ja, bitte. Ein andermal,* flehte ich innerlich.

*In einem anderen Leben vielleicht?*

»Nein, nein, ist schon gut. Der Passivrauch hier macht den Kohl auch nicht mehr fett«, schnaubte Sadia und ließ sich zu meiner Verzweiflung auf der Bettkante nieder.

»Ich will dich gar nicht lange nerven und gleich zum Punkt kommen, Julius.«

»Okay.« Wo war eine Zyankalikapsel zum Draufbeißen, wenn man sie mal brauchte?

»Die NJW hat mich gebeten, einen rechtsvergleichenden Leitartikel zu der jüngsten Debatte bezüglich der *Fruit of the Poisonous Tree Doctrin* zu verfassen. Da hab ich eigentlich keine Zeit für, aber meine neue Kanzlei kann jede Werbung gebrauchen.«

»Aha.«

»Und da mir Nala erzählt hat, dass du mitunter ebenso simple wie scharfsinnige Beobachtungen zu treffen vermagst, wollte ich dich nach deiner Meinung fragen, so von Kollegin zu Kollegen. Vielleicht gelingt es dir ja, diesem abgedroschenen Thema einen neuen Aspekt abzugewinnen?«

»Hm!«, sagte ich, Interesse vortäuschend, während ich darüber nachdachte, ob ich es wagen könnte, von dieser Höhe aus über den Balkon in den Park zu springen.

»Also«, fragte Sadia. »Was ist dein Standpunkt?«

»Fruit of the poisonous«, wiederholte ich quälend langsam. Zeitgleich versuchte ich mich an die Anwaltsserien zu erinnern, die ich vor Jahren noch täglich verschlungen hatte. Sicher war in »Boston Legal« oder »Suits« mal von einem verdammt Giftbaum und dessen Früchten die Rede gewesen, aber ich konnte mich natürlich nicht im Ansatz daran erinnern. Hatte es mit Äpfeln zu tun? Adam und Eva, die vom verbotenen Baum gegessen hatten? Wenn ja, hatte ich ausnahmsweise mal das passende Outfit zum Thema Nackt im Paradies gewählt.

Oder, besser gesagt: in der Hölle.

Meine Gedanken rasten, aber ich hatte zu wenig Anhaltspunkte, um mir irgendetwas Sinnvolles zusammenreimen zu können. Auch Raphael hatte ich nie darüber sprechen hören. Demzufolge war es mir unmöglich, einen Standpunkt zu formulieren. Genauso gut hätte Sadia mich bitten können, ihren Lebenslauf vom Altgriechischen ins Arabische zu übersetzen.

»Die ›Frucht des vergifteten Baumes‹-Doktrin«, murmelte ich leise und handelte mir damit den ersten misstrauischen Blick ein. Verständlich, immerhin hatte Sadia das Thema als abgedroschen bezeichnet. Vermutlich also war es jedem Erstsemesterstudenten bekannt und meine Reaktion in etwa so, wie wenn Jürgen Klopp auf Nachfrage nach den Spielregeln »*Abseits? Hm, was war das noch mal gleich?*« in seinen Bart gemurmelt hätte.

»Ich denke, das kommt darauf an«, fiel mir endlich eine beliebte Floskel Raphaels ein, die tatsächlich Wirkung zeigte.

Sadias Gesichtszüge entspannten sich. »Ja, das denke ich auch. Man muss das differenziert betrachten. Aber mal generell: Bist du der herrschenden Meinung, oder reicht eine Kompensation im Rechtsfolgenausspruch nicht aus?«

»Äääh ....«

Okay, Hosen runter. A oder B. Was kann schon schiefgehen?

»Ich denke, das tut sie nicht?«, antwortete ich zögernd.

»Ha, guter Mann!«

Ich lächelte zufrieden. »Okay, war's das?«

Sadia lachte schallend, und Nala grinste über beide Ohren.

»Ich hab dir ja von seinem besonderen Humor erzählt«, sagte sie.

»Köstlich«, stimmte Sadia ihr zu. »Okay, das will ich genauer wissen. Du gehst vermutlich nicht so weit wie Frankfurter 1939, oder?«, hakte sie nach.

»Äh, nein, sicher nicht.«

Auch damit schien sie zufrieden. »Schön, werden wir konkret. Was, wenn die Ermittler einen Menschenhändler ohne Genehmigung abhören?«

*Rums.* Endlich war der Groschen gefallen.

Fehlende Abhörgenehmigung. Die Früchte des verbotenen Baumes. Anscheinend ging es darum, ob man Beweismittel gegen einen Angeklagten nutzen durfte, wenn diese von den Behörden illegal erlangt worden waren.

*Keine Ahnung. Durfte man?*

Ich befürchtete, genau das hatte Sadia mit der Frage nach meinem Standpunkt herausfinden wollen. Und ich hatte keine Ahnung. Verdammt, wieso hatte ich niemals John Grisham gelesen?

»Vielleicht sollte man das aus einem völlig anderen Blickwinkel betrachten«, rettete ich mich in eine weitere Juristen-Phrase, die ich oft von Raphael gehört hatte, wenn wir tagespolitische Themen diskutierten.

»Du meinst ...« Sadia sah nachdenklich zum Fenster hinaus. »Stimmt. Bislang geht es bei den Diskussionen hauptsächlich nur um den Täter«, murmelte sie. »Aber wie wäre es, wenn ...«

Sie klatschte in die Hände. »Wir müssen das Leid der Opfer in Relation zur Schwere der Schuld setzen. Das trägt auch dem

Resozialisierungsgedanken Rechnung.«

Sie lachte, und ich lachte mit, ohne zu wissen, warum.

»Danke, Julius, das hat mir schon mal sehr geholfen!«

»Nicht wahr?« Auch Nala lächelte. »Hab ich zu viel versprochen?«

»Nein, bestens. Ich glaube, ich warte doch noch bis zum Abendessen. Können wir es arrangieren, dass ich neben Julius sitze? Dann können wir den Ansatz vertiefen! Vor allen Dingen, welche Auswirkungen das auf den ›*Ne bis in idem*‹-Grundsatz hat.«

»Natürlich!«, sagte Nala.

»*NEEEEEIN!*«, schrie ich, wenn auch nur innerlich.

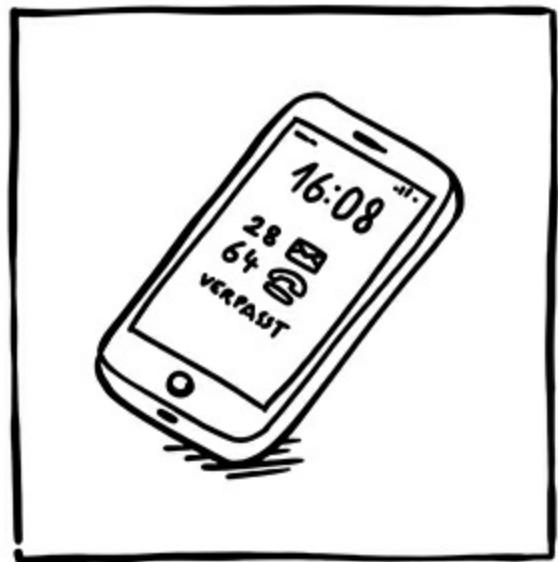
In diesem Moment ging gleichzeitig sowohl bei Nala als auch bei Sadia eine Textnachricht auf dem Handy ein.

»Könnt ihr mich entschuldigen?«, fragte Nala, nachdem sie einen Blick auf ihr Display geworfen hatte. »Die Männer bitten mich zu einem Krisenmeeting in die Küche.«

»Und Gerome will, dass ich ein Auge auf die Kids beim Kuchenbuffet werfe.« Sadia stand auf und verließ gemeinsam mit Nala das Zimmer.

Ich wartete noch eine Weile, bis ich die Luft rein wähnte.

Dann trat ich die Flucht aus diesem Tollhaus an.



## 27. Kapitel

Zum Bademantel farblich passende Einwegslipper fand ich im Kleiderschrank. Nur mit ihnen und dem knappen Bademantel bekleidet sah ich aus wie ein Saunagänger auf dem Weg zum nächsten Aufguss, als ich mich die Treppe hinunter auf die Suche nach jemandem machte, der mir sagte, wo ich mein Auto inklusive Schlüssel wiederfinden konnte.

»Juan?«, rief ich in den leeren Gang, der sich mir am Fuß der Treppe eröffnete.

Keine Antwort.

Die Räume im Erdgeschoss schienen verwaist. Ich folgte dem verglasten Durchgang, der das Nebengelass mit dem Hauptgebäude verband, und gelangte in ein kleines Treppenhaus.

Auch hier wurden meine Rufe nicht erwidert. Sämtliche Türen, die ich öffnen wollte, waren entweder verschlossen oder führten in leere Räume.

Also gut, blieb noch eins.

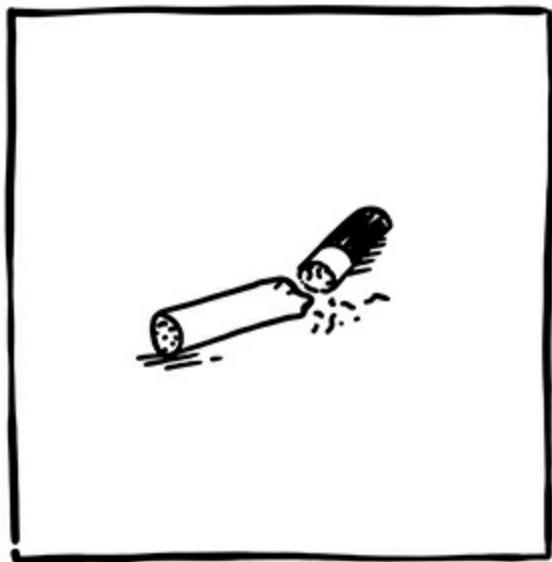
Ich zog mein Handy aus der Bademanteltasche, das ich während der Unterredung mit Vierlaken in den Flugmodus geschaltet hatte. Ich würde mir ein Taxi organisieren müssen, um so schnell wie möglich und hoffentlich vorerst unbemerkt

von hier wegzukommen. Vorausgesetzt, ich würde wenigstens den Ausgang finden.

Meine Kleidung, die Juan vermutlich in die hauseigene Wäscherei gebracht hatte, musste ich als Kollateralschaden zurücklassen.

Kaum hatte ich mein Telefon wieder eingeschaltet, summte, klingelte und surrte es wie eine Slot-Maschine in Las Vegas, bei der der Jackpot geknackt worden war.

*Achtundzwanzig Nachrichten? Vierundsechzig Anrufe in Abwesenheit?*



## 28. Kapitel

Ich spürte regelrecht, dass ich blass wurde. Von einer Sekunde auf die andere hatte ich das unangenehme Gefühl, wieder in meine durchnässten Klamotten gehüllt zu sein.

Die meisten Anrufe stammten von meinem Kompagnon Sylvio, einige von Anselm, Stulle, und auch sonst kannte ich die überwiegende Mehrheit der Rufnummern, nur wenige waren mir fremd.

Gab es einen Virus, der dein gesamtes Adressbuch aktivieren konnte, dich mit Nachrichten an dich selbst zu tyrannisieren? Wenn ja, hatte ich ihn mir wohl eingefangen.

Ich tippte auf die erste Sprachnachricht in meinem WhatsApp-Register und verstand kein Wort von dem, was Stulle sagte. Es klang so, als stünde er in der Fankurve eines Fußballstadions, kurz nachdem die Heimmannschaft das entscheidende Tor geschossen hatte. In einer Hintergrundkakofonie aus Grölen, Schreien, Jubeln und Singen hörte ich lediglich heraus:  
»ALTEEEEER, WO BLEIBST DU????«

Und nun ging mein Handy in die Knie. Ich hatte vergessen, es im Wagen aufzuladen. *Auch das noch.*

Neben mir öffnete sich eine Tür, und eine Frau, die ich nach einer Schrecksekunde als Tiffany erkannte, rannte in mich hinein.

»Tut mir leid«, entschuldigte ich mich, obwohl sie es war, die nicht nach vorne geschaut hatte, als sie in den Flur gestürzt kam.

»Na toll!«, maulte sie und bückte sich zu der noch nicht angezündeten Zigarette, die ihr aus der Hand gefallen war. »Die ist hinüber!«

*Zumindest Sadia würde sich darüber sicher diabolisch freuen,* dachte ich.

Offenbar sah Tiffy mich in der Pflicht, den zerknickten Glimmstängel zu entsorgen, denn sie drückte ihn mir in die Hand und ließ mich stehen.

*Prima, und wohin damit jetzt?* Obwohl der Schlossflur so breit wie ein Boulevard war, hingen hier natürlich nirgendwo Mülleimer an den Lampen.

Ich zog die Tür auf, durch die Tiffany eben herausgespurtet war, und erkannte ausnahmsweise sofort, welchem Zweck der dahinterliegende Raum diente. Herd, Spüle, Kühlschrank, Einbauschränke in Landhaus-Naturholzlook – ich bin mir sicher, Sie kommen auch drauf. Vor dem farblich passenden Küchenblock standen Nala, Andreas Albrecht sowie Anna und Elsa und schienen in eine hitzige Diskussion verwickelt.

Offensichtlich die Krisensitzung, zu der Nala eben per Textnachricht geordert worden war.

»Was sollen wir denn sonst tun?«, wollte Gerome von seiner Schwester wissen.

»Keine Ahnung. Jedenfalls nicht das, was ihr da ausgeheckt habt. Das ist Schwachsinn«, protestierte sie. Nala schüttelte ein weißes Plastikbehältnis in Form einer Coladose, nur mit

Schraubdeckel. In ihm schienen sich Bonbons oder Pillen zu befinden, die lautstark gegen die Ummantelung schlugen.

»Gib mir das Dulcolax«, forderte Constantin und streckte die Hand nach Nala aus.

In dieser Sekunde wurden sie meiner Anwesenheit gewahr, was vor allem daran lag, dass ein Luftzug die Küchentür zugeschlagen hatte.

»Was machst du denn hier?«, fragte Gerome.

»Ich bin gerade aufgewacht und dachte, ich schmier mir mal eine Stulle«, versuchte ich witzig zu sein. Keiner lachte.

»Wir haben hier eine Familienbesprechung!«, setzte Constantin an und wollte mich aus der Küche schmeißen, doch Gerome unterbrach ihn.

»Nein, nein, nein. Ich finde es gut, dass er da ist. Eine neutrale Stimme. Bin gespannt, was er sagt.«

»Wozu?«

Nala erklärte es mir: »Diese drei Gehirnakrobaten wollen Papa und Rosie Abführmittel ins Essen mischen.«

»Und ins Trinken«, ergänzte Andreas Albrecht.

»Ah, verstehe.« Das männliche Trio hatte diesen Plan ausgeheckt, um das liebestolle Pärchen von den angekündigten Paarungsriten abzuhalten. So schlecht schien mir der Plan nicht. Wer auf dem Klo saß, konnte nur schwer Nachwuchs zeugen.

»Das könnt ihr nicht ernst meinen«, fauchte Nala. »Das ist Körperverletzung!«

»Nein, das ist Notwehr«, sagte Elsa. »Papa verletzt auch unsere Rechte!«

»Welche Rechte denn?«

»Unseren Erbanspruch?«, sagte Constantin, und Gerome ergänzte: »Hast du dir mal ausgerechnet, wie viele Millionen wir verlieren, wenn wir noch einen Pflichtteilsberechtigten mehr in unserer Runde haben?«

Hugh, die Banker hatten gesprochen. Gemeinsam mit Andreas Albrecht nickten sie einander triumphierend zu, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie sich über dem Küchenblock abgeklatscht hätten. Was ihnen in ihrer Selbstzufriedenheit entging, war Nalas Blick, aus dem plötzlich eine tiefe Traurigkeit sprach.

Kein Wunder. Wusste sie doch, dass sich an der Zahl der Erben nichts ändern würde, selbst wenn es ihrem Vater und Rosie heute gelang, Nachwuchs zu zeugen. Bei der Geburt des neuen Kindes wäre sie nicht mehr am Leben.

»Hey, bitte nicht!«, sagte ich, als sich ihre Augen mit Tränen füllten. Ich steckte Tiffys Knickfluppe, die ich noch immer in der Hand gehalten hatte, in meine Bademanteltasche, riss ein Stück Küchenkrepp von der Rolle über der Spüle und reichte es ihr.

»Wieso weinst du denn?«, wollte Gerome wissen.

Sie tupfte sich eine Träne aus den Augenwinkeln und zog die Nase hoch. »Geht dich nichts an!«

»Vielleicht solltest du es ihnen sagen?«, fragte ich sie.

In einem Film hätten jetzt dramatisch klingende Geigen eingesetzt, um zu untermalen, dass der Hauptdarsteller (also ich) im Begriff war, über sich hinauszuwachsen und Partei für die schwache Person zu ergreifen, der gerade ein Unrecht widerfuhr.

»Was sagen?«, fragten Anna und Elsa wie aus einem Mund.

»Es geht ihr nicht gut!«, erklärte ich ihnen. Zu den Streicherklängen gesellten sich euphorische Rhythmen in meinem Kopf.

»Julius?«, hörte ich Nala neben mir.

»Ja?«

»Halt die Fresse!«

Die Filmmusik in meinem Kopf riss jäh ab und wurde durch einen Pfeifton der Scham ersetzt.

*Hm.*

Hätte ich etwas länger nachgedacht, hätte ich mir denken können, dass Nala mein Verhalten nicht positiv, sondern als übergriffig bewerten würde.

»Als ich dir gesagt habe, du sollst dein Leben leben, meinte ich damit nicht, dass du dich in meines einmischen sollst. Also kümmere dich um deinen eigenen Mist, ja?«

Sie stürmte aus der Küche, noch energischer als Tiffany vorhin. Mir blieb nicht lange Zeit, um bedröppelt im Bademantel zurückzubleiben, denn im nächsten Moment erschien Vierlaken in der Tür. »Aah, hier seid ihr ja!«, sagte er.

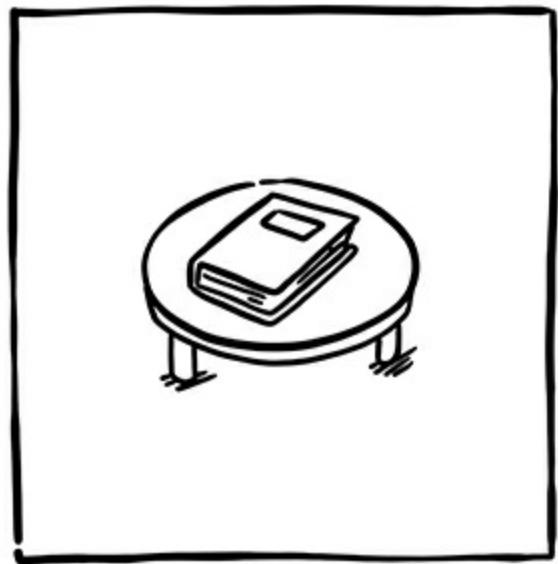
Hatte mein Anblick seine Miene vorhin noch verfinstert, schien er sich jetzt über meine Anwesenheit zu freuen.

»Und wie ich sehe, hat Julius sich auch schon auf die Zeremonie vorbereitet, sehr schön!«

Dieser Satz, obwohl er sich mir nicht sofort erschloss, war nicht der Grund, weshalb ich wieder an Flucht dachte. Es lag

eher an dem Anblick, den Vierlaken uns allen bot, als er alle Männer aufforderte, ihm zu folgen.

Er war splitterfasernackt.



## 29. Kapitel

Wann hast du zum letzten Mal etwas zum ersten Mal gemacht?

Erst tags zuvor war ich auf Instagram mal wieder auf diesen veralteten Werbespruch einer arabischen Fluglinie gestoßen, der seit Jahrzehnten von Möchtegern-Motivationstrainern auf überteuerten Seminaren zum Thema Selbstfindung missbraucht wurde.

Nun, heute konnte ich sagen: Dass ich wieder einmal etwas zum ersten Mal machte, war genau jetzt, als ich in einem Bademantel steckend mit drei weiteren, mir im Grunde unbekannten Männern einem nackten Multimilliardär hinterherlief. Mit Aussicht auf seinen Allerwertesten folgten wir ihm in die Bibliothek, in der Rosemarie bereits auf uns wartete.

Vierlaken gesellte sich zu ihr, und ja, ich kann aus vollem Herzen verkünden: »Leckt mich, ihr Motivationstrainer!« Auf diese Erfahrung hätte ich in meinem Leben wahrlich verzichten können.

Dabei war die Bibliothek an sich ein optisches Erlebnis.

Wären die deckenhohen Regale von Ikea gewesen, hätte ihr Aufbau vermutlich drei Jahre gedauert, so zahlreich schmückten sie die Wände.

Der Boden war mit einem antik wirkenden Perserteppich ausgelegt. Auf seiner Mitte und damit exakt im Zentrum des rechteckigen Zimmers stand ein schlichter Holztisch. Auf ihm lag ein sehr alter, kostbar wirkender Wälzer. Er hatte die Form und die Größe eines dieser Coffeetable-Books, Bildbände mit zum Teil riesigen Fotografien von Häusern, Autos, Landschaften oder Ähnlichem, die ausschließlich von Innenarchitekten oder Dekorateuren gekauft werden. Einzig und allein, um sie auf einem Couchtisch zu drapieren, wo sie – einmal abgelegt – nie wieder durchgeblättert wurden. Daraus, dass Vierlaken und Rosemarie jeweils zur Rechten und Linken dieses Tisches standen, schloss ich, dass der Wälzer nicht allein zur Zierde dalag, sondern dass es eine Bewandtnis mit ihm haben musste.

Ich muss allerdings zugeben, dass das bestimmt tausend Seiten dicke, lederegebundene Buch nicht im Zentrum meiner Aufmerksamkeit stand. Denn da befand sich bereits Rosemarie, deren Nacktheit einem regelrecht ins Gesicht sprang. Dabei waren Teile ihres Körpers von einem durchsichtigen, pink schimmernden Seidentuch bedeckt. Das jedoch wirkte wie ein Magnet, der den Blick auf Stellen lenkte, auf die man nicht starren sollte, wenn man nicht übergriffig und distanzlos erscheinen wollte.

Vierlaken hingegen konnte ich direkt ins Gesicht schauen und mich an den Denkerfalten der Stirn festhalten, der leicht schiefen Nase oder den an den Rändern ausfransenden Augenbrauen. Bei Rosie wanderte mein Blick unweigerlich vom Mund abwärts nach Süden.

Ich bekam einen roten Kopf und fragte mich, ob ich nicht doch etwas prüde war, was Colette mir gerne unterstellt hatte. Hauptsächlich, weil ich mich seinerzeit geweigert hatte, mit ihr in die Sauna zu gehen. In ihren Augen war meine Abneigung, mich nackt in der Öffentlichkeit zu zeigen, ein möglicherweise im Unterbewusstsein verankertes Zeichen einer latenten Homosexualität. Die Idee, dass man ein natürliches Schamempfinden besaß, kam ihr eher nicht.

»Ihr wundert euch vielleicht, weshalb ich für unsere Zeremonie die Bibliothek gewählt habe, wo wir etwas beengt stehen müssen«, begann Vierlaken seine zweite Ansprache des heutigen Tages.

Ich sah mich um. *Beengt?*

Zwischen den Regalen war immer noch genug Platz, um Weitsprung zu üben.

*Und was meint er mit Zeremonie?*

»Wie ihr ja wisst, ist meine Götterblume eine studierte Verhaltensbiologin.«

Das war offenbar Rosies Stichwort. »Wer von euch war schon mal in der Comarca Garrigues?«, fragte sie in die Runde.

Niemand meldete sich. Weder Gerome noch Constantin noch Andreas Albrecht. Alle schienen Angst zu haben.

Comarca Garrigues klang nach einem spanischen Ort. In Anbetracht der bizarren Umstände fürchtete ich allerdings, Rosie könnte sich nach einer Körperregion oder Stimulationstechnik erkundigen.

»Das liegt in der Provinz Lleida und ist eine autonome Region

von Katalonien«, sagte sie – wohl zu unser aller Erleichterung. »Bekannt ist der Ort für die Roca dels Moros. Und dort entdeckte man eine auf das vierte Jahrtausend vor Christi Geburt datierte Höhlenmalerei.«

Obwohl sich das recht harmlos anhörte, rechnete ich damit, dass der Rosiepedia-Archäologievortrag kein gutes Ende nehmen würde. Spoiler: Ich wurde nicht enttäuscht.

»Diese Höhlenkunst zeigt den ältesten Fruchtbarkeitstanz der Welt!«

*Nein, bitte nicht!*

Es bedurfte keiner großen Kombinationsgabe, nun vorherzusagen, worauf die Zeremonie hinauslaufen sollte.

Rosie wuchtete den Wälzer in der Mitte auf. Sie hielt das Buch schräg, damit wir ein Foto der Höhlenmalerei bewundern konnten.

»Eines der ältesten Fruchtbarkeitsrituale der Menschheit.«

Zunächst sah ich nur einen rostroten Stein, auf den jemand Kühle gemalt hatte, dann meinte ich einen Mann mit Pfeil und Bogen zu erkennen. Seine Erektion nahm ich erst sehr viel später wahr.

»Das ist der Phallische Tanz«, erklärte uns Rosie. »Und genau den zelebriert ihr jetzt gemeinsam, während wir ins Vorspiel gehen.«

»Hier?«, platzte es besorgt aus mir heraus. Meine Frage bezog sich weniger auf den Tanz (an dem ich ganz bestimmt nicht partizipieren würde), sondern mehr auf das angedrohte Liebesspiel. Ich hatte in einem historischen Roman gelesen, dass

es in fürstlichen Häusern einst Sitte gewesen war, dass in der Hochzeitsnacht des frisch verählten Paars Zeugen in den Schlafgemächern anwesend waren, um den erfolgreichen Vollzug der Ehe zu attestieren. Aber das war Hunderte Jahre her, im finsteren Mittelalter, und passierte ja wohl kaum noch heute, in der zivilisierten Gegenwart.

*Oder etwa doch?*

»Ihr müsst dicht beieinander tanzen, um die astralen Schwingungen von Körper zu Körper zu übertragen.«

Mit diesen Worten begann sie sich vor unseren Augen im Kreis zu drehen.

»Das könnt ihr nicht ernst meinen!«, stellte Constantin neben mir fest.

»Ich weiß, ich weiß«, sagte Rosie. »Es ist wenig über den Ablauf des Phallischen Tanzes bekannt. Aber wir haben uns gedacht, dass es auch nicht auf die konkrete Einhaltung eines bestimmten Ablaufs ankommt, nicht wahr, Hartmuth?«

»Nein. Es geht um die gemeinsamen Emotionen. Ihr zieht euch aus. Wenn ihr euch danach an den Händen fasst, wird sich die positive Energie auf uns übertragen.«

Ich ließ den Blick durch die Runde schweifen und erkannte: Wir waren uns einig. Sollten wir das wirklich tun und nackt um dieses Buch tanzen, blieb uns danach nur ein einziger Ausweg, diese Schmach kollektiv zu verdrängen. Wir würden uns im Anschluss selbst richten müssen.

Gerome und Constantin sahen so aus, als wären sie Spontanopfer einer Gesichtslähmung geworden. Die

Aufforderung zum Fruchtbarkeitstanz schien sie derart zu überfordern, dass sie beide wie angenagelt mit halb offenem Mund in die Bibliothek glotzten. Rosie dagegen war das blühende Leben und sprang mit federnden Schritten vergnügt auf uns zu.

»Also los, worauf wartet ihr? Zieht euch aus, so wie Julius es bereits getan hat.«

Mit diesen Worten trat sie an mich heran und zog am Gürtel meines Bademantels. Nur meine vom schieren Überlebenswillen getriggerten Reflexe verhinderten, dass sie mich vollends entblößte.

»Nicht so schüchtern!« Vierlaken lachte in die Runde. Seine Söhne waren noch immer erstarrt, die pure Abscheu stand in ihren Gesichtern. Und die verstand ich nur zu gut.

Für mich – und ich glaube, da spreche ich für die meisten Kinder auf unserem Planeten – ist bereits die Vorstellung davon, dass die eigenen Eltern Sex haben, in höchstem Maße abstoßend. Keine Tochter, kein Sohn will sich ausmalen, wie Mama und Papa im Bett gemeinsam groteske Verrenkungen machen und seltsame Laute ausstoßen, als bräuchten sie dringend einen Defibrillator oder Schmerzmittel. Lag aber allein die Vorstellung vom elterlichen Sex schon an der Grenze des Unerträglichen, wie schrecklich musste es dann für Vierlakens Söhne sein, wenn ihr Vater sie dazu aufforderte, beim Fortpflanzungsvorgang aktiv mitzuwirken?

So gesehen bewunderte ich Anna und Elsa, dass sie lediglich versuchten, ihren Vater mit Blicken zu töten. Ich hätte längst

nach einem Messer oder einer Axt gesucht, um das professionell zu erledigen.

»Da mache ich nicht mit!«, versuchte sich Andreas Albrecht gegen seinen Schwiegervater aufzulehnen. Er schien abhauen zu wollen, und da er der Tür am nächsten stand, schätzte ich seine Erfolgschancen von uns allen am höchsten ein. Jedoch hatte er die Rechnung ohne Vierlaken gemacht.

»Hiergeblieben!«, dröhnte der mit der gleichen Stimme, mit der er mich zum »Mitkommen« aufgefordert hatte, und auch AA gehorchte ihm.

»Liebling«, wandte sich Nalas Vater an seine Götterblume. »Mir scheint, deine Aura lädt die Jungs mit zu viel Energie auf. Sie müssen sich erst sammeln.«

Rosie zog die Stirn kraus. »Meinst du?«

»Ich denke schon.«

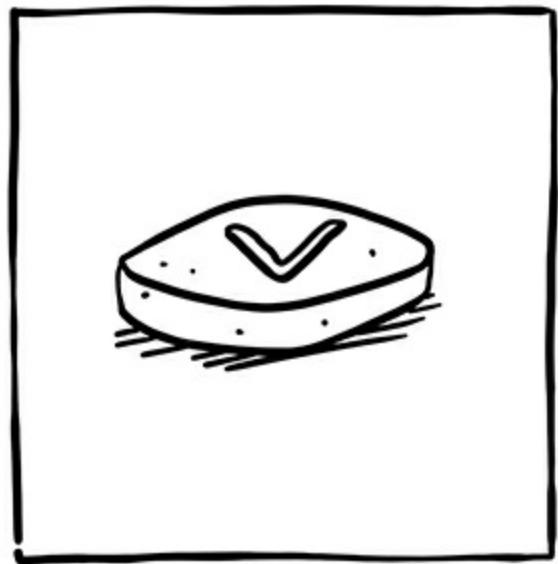
»Hm.« Sie sah zu ihm und schien angestrengt zu überlegen. Nach einer Weile – ihr Blick ruhte mittlerweile auf der Stelle, an der man bei herkömmlichen Gastgebern einer Familienfeier einen geschlossenen Hosenschlitz sah – klatschte sie mit wissender Miene in die Hände: »Ich glaube, du hast recht, Schatz. Besser, ich lasse euch allein und warte oben in unserem Yoni-Nest auf dich.«

Sie verabschiedeten sich mit einem Nasenkuss und einem gegenseitigen Klatscher auf den nackten Hintern, dann wallte Rosie in ihrem Seidentuchgewand an uns vorbei und schloss die Bibliothekstür hinter sich.

In derselben Sekunde erstarb Vierlakens verklärtes Lächeln

auf seinem Grinsegesicht. Er machte ein Reißverschlusszeichen vor den Lippen und bedeutete uns, für einige Sekunden keinen Mucks von uns zu geben.

Dann ging er zur Tür, lugte in den Flur, und als er sich überzeugt hatte, dass Rosie offenbar nicht mehr in Hörweite war, schloss er die Tür, atmete schwer aus und sagte mit verzweifelter Miene: »Jungs, ich bin am Arsch. Ihr müsst mir helfen!«



## 30.Kapitel

**S**orry, mein Junge. Ich hab mit dir nur Katscheng gemacht, um Zeit zu gewinnen!«, rief er mir zu. Dann sagte er mit bemitleidenswerter Miene: »Rosie hat meine Blauen weggeschmissen!«

»Deine Zwanzigeuroscheine?«, fragte Gerome.

»Haha. Sehr lustig.« Vierlaken verdrehte die Augen. »Ihr habt ja bestimmt mitbekommen, wie öko meine Rosie ist. Nur bio, Yoga, alles vegan, und Hauptache, keine Schulmedizin.«

*Wo die Liebe hinfällt, würde ich mal sagen.*

»Statt zum Arzt geht sie zum Schamanen oder Heilpraktiker. Ihr könnt euch vorstellen, was ich für einen Einlauf bekommen habe, als sie heute früh meine geheimen Medikamente in der Mikrowelle im Hobbykeller gefunden hat.«

Ich war noch zu verwirrt ob der unerwarteten Wendung, die unser Zusammentreffen genommen hatte, seit Rosie aus der Bibliothek verschwunden war, um auch nur annähernd zu begreifen, was unser Gastgeber uns sagen wollte.

Andreas Albrecht schien immerhin schon in der Verfassung, halbwegs sinnvolle Zwischenfragen zu stellen. »Du versteckst Medikamente in einer Mikrowelle?«

»Strahlung!«, rief Vierlaken. »Ich war davon ausgegangen, das Höllending fasst Rosie nie an. Aber heute wollte sie den Kasten

wegschmeißen. Na ja, hat sie dann auch. Mitsamt meinen Pillen. Und deswegen brauche ich jetzt neue.«

»Moment mal, wir machen keinen Balztanz?«, stellte AA die einzige Frage, die auch mich interessierte.

»Scheiß auf den phallischen Hokuspokus«, herrschte Vierlaken ihn an. »Der bringt doch nichts. Ich brauch meine Blauen!«

»Ah, Viagra!« Anna und Elsa hatten endlich verstanden.

»Nein, Wick Hustenbonbons, ihr Einzeller. Natürlich Viagra. Sonst läuft heute gar nichts. Und die Uhr tickt!« Er tippte auf eine imaginäre Armbanduhr am Handgelenk.

»Muss es denn unbedingt dieses Wochenende sein?«, fragte Constantin und fing sich den bösen Blick seines Vaters ein.

»Ich rede doch nicht von der Standuhr im Foyer. Ich rede von Rosies biologischer Uhr. Die schlägt so laut wie eine Kirchturmglocke. Und ohne die Blauen bin ich aufgeschmissen!«

Meine Verwirrung hatte sich so weit gelegt, dass mir auf einmal ein elektrisierender Gedanke durch den Kopf schießen konnte.

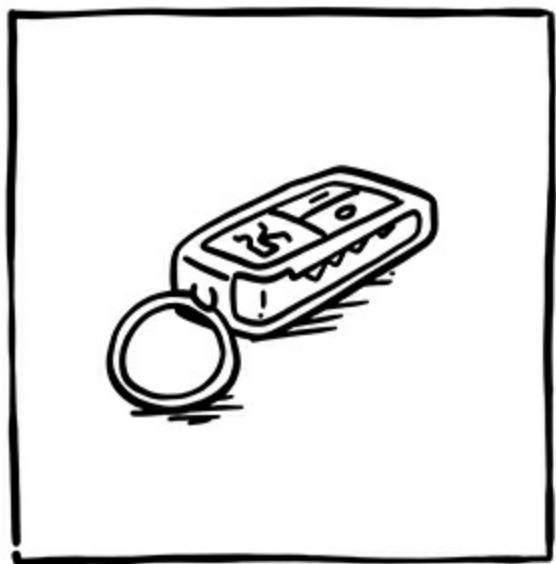
*Moment mal ...*

Ich widerstand dem Drang, mich wie in der Schule zu melden. Begeistert wie ein Fünfer-Kandidat, der endlich einmal die Antwort weiß, schrie ich in die Bibliothek: »Ich hab welche dabei!«

»Wirklich?«

*Nein, natürlich nicht. Aber du hast mir eben den Ausweg aus diesem Irrenhaus auf dem Silbertablett geliefert.*

»Ich geh schnell hoch in mein Zimmer und hol sie Ihnen, Herr Vierlaken.«



## 31. Kapitel

In der Rückschau wäre es natürlich besser gewesen, ich hätte einfach die Wahrheit gesagt.

*»Tut mir leid, Herr Vierlaken. Ich bin hier fehl am Platz, und daher verlasse ich Ihre Kopulationsfeier. Eigentlich wäre ich heute auch gar nicht hier, sondern mein sterbender Freund Raphael, dem ich einen Gefallen tun wollte, was in meine nicht mehr vorhandene Hose ging. Ich weiß, dass Sie nach meinem Abgang Ihre Investition zurückziehen werden, aber dafür habe ich heute etwas sehr viel Wertvollereres von Ihnen bekommen. Nämlich die Erkenntnis, dass ich lieber ehrlich scheitere als mit einer Lüge gewinne. Und deshalb bitte ich Sie darum, mir zu sagen, wo sich mein Auto samt Zündschlüssel befindet, damit ich so schnell wie möglich von hier wegkomme. Ach, und sagen Sie Nala, es tut mir leid! Ich wünsche ihr noch viele schöne Tage, in denen ich sie nie wieder belästigen werde.«*

Warum ich diese Rede nicht gehalten habe?

Böswillige Betrachter könnten Feigheit ins Feld führen. Ich hielt meine »Ich hole Ihnen Viagra«-Lüge für die wesentlich vernünftigere, weil das Elend drastisch verkürzende Lösung.

Denn hätte ich die Wahrheit gesagt, wäre es unter Garantie zu endlosen Diskussionen gekommen, in denen mich erst Vierlaken und später Nala anfangs mit Nachfragen, später mit Vorwürfen

gegrillt hätten. Am Ende wären Vater und Tochter mit Sicherheit so wütend auf mich gewesen, dass sie mich nackt und ohne Wagen aus dem Schloss gejagt hätten. So trug ich wenigstens einen Bademantel. Auch wenn Constantin und Gerome ihn mir wohl am liebsten vom Leib gerissen und in den Mund gestopft hätten.

Kein Scherz.

Wenn Blicke tatsächlich töten könnten, hätten mich die Vierlaken-Brüder gerade mit einer Panzerfaust erledigt.

Verständlich. Für einen Moment hatten sie Hoffnung geschöpft, ihre Abführmittelattacke nicht in die Tat umsetzen zu müssen, weil ihr Vater körperlich gar nicht in der Lage war, heute einen neuen Erbfresser zu zeugen. Und dann kam ich, der dahergelaufene Halbnackte, der sich als Familienverräter entpuppte und sich anschickte, ihnen das Vermächtnis zu verhageln. Auch Andreas Albrecht glotzte wütend.

Auf dem Weg zur Tür wich ich geschickt seinem ausgestreckten Bein aus und schaffte es, die geballte Wand aus Wut und Aggression hinter mir zu lassen.

Doch schon kurz nach dem Verlassen der Bibliothek merkte ich, dass ich meinen Plan nicht zu Ende gedacht hatte.

Wieso hatte ich nicht behauptet, die Potenzpillen befänden sich in meinem Wagen? Dann hätte mich Vierlaken höchstwahrscheinlich persönlich zu meinem Fluchtfahrzeug geführt. Gut, er hätte sich vermutlich gewundert, dass ich mich, kurz nach einem eiskalt angetäuschten Handschuhfach-Öffnungsmanöver, hinters Steuer geklemmt hätte und mit

durchdrehenden Reifen vom Hof geschottert wäre. Aber wenigstens hätte ich mich nicht in einem Park der Größe von Schloss Sanssouci auf Stellplatzfahndung begeben müssen.

Froh, in dem Mammutgebäude etwas wiederzuerkennen, betrat ich das Eingangsfoyer. Hier hörte ich Schritte die Treppe herunterkommen und konnte mein Glück kaum fassen. Tatsächlich. Juan! Mein barfüßiger Retter mit Lycra-Rüstung und iPad-Schwert.

»Kann ich Ihnen helfen, Julius?«, fragte er, als er vor mir stand.

*Und ob du das kannst.*

»Wissen Sie, wo mein Auto steht?«

Er nickte.

*Ja!*

Es war zu schön, um wahr zu sein.

»Moment, bitte!«

Juan trat an eine Kommode und öffnete die oberste Schublade.

»Welchen fahren Sie denn?«, fragte er mit Blick auf eine Ansammlung verschiedener Autoschlüssel.

»Den Targa«, sagte ich. »Er ist ein Oldtimer«, schob ich hinterher, obwohl ich mich bei Juan ganz bestimmt nicht für die Protzmarke rechtfertigen musste. Sicherlich war mein fahrbarer Untersatz die billigste Schrott kiste im Fuhrpark.

»Der Porsche?«, fragte er mich zögernd. »Oh, oh.«

Er schloss die Schublade wieder, ohne ihr einen Schlüssel zu entnehmen. »Der gehört Ihnen? Das tut mir sehr leid.«

Wie vorhin, als er mir wegen des Katscheng-Rituals kondoliert

hatte, zog er eine Trauermiene, die bei einer Beerdigung angemessen gewesen wäre.

Mir sank das Herz eine Etage tiefer. »Was meinen Sie mit ›Oh, oh‹? Und was genau tut Ihnen leid?«

Ich wusste nicht, womit ich gerechnet hatte, aber ganz gewiss nicht mit dieser Antwort.



## 32. Kapitel

Ihr Auto stand im Weg.«  
»Wem?«

»Bruno!«

*Bruno? Wer war denn noch mal Bru...«*

Ich riss die Augen so weit auf, dass mir ein scharfer Schmerz durch den Kopf schoss. »Bitte nicht!«, röchelte ich.

»Ich fürchte, doch!«

»Der Elefant?«

Juan hob bedauernd die Schultern. »Er hat ihn mit einem Heuballen verwechselt.«

Ich fühlte ein Kribbeln auf der Haut, als würde ich spontan Fieber bekommen. Meine Stimme hallte von den marmornen Wänden und Fußböden wider. »Juan: Versuchen Sie mir gerade zu erklären, dass ein Fünftausend-Kilo-Elefant mit meinem Porsche Fußball gespielt hat?« Vor meinem geistigen Auge hatte mein Auto die Form eines Schrottplatzklumpens angenommen.

Vierlakens Assistent winkte ab. »Nein, nein, keine Sorge. Bruno hat lediglich die Fahrertür eingetreten. Wir kommen natürlich für den Schaden auf.«

»Wo ist er?«, fragte ich und klang vermutlich so, als würde ich mich am Empfang der Notaufnahme nach dem Behandlungszimmer meines Kindes erkundigen.

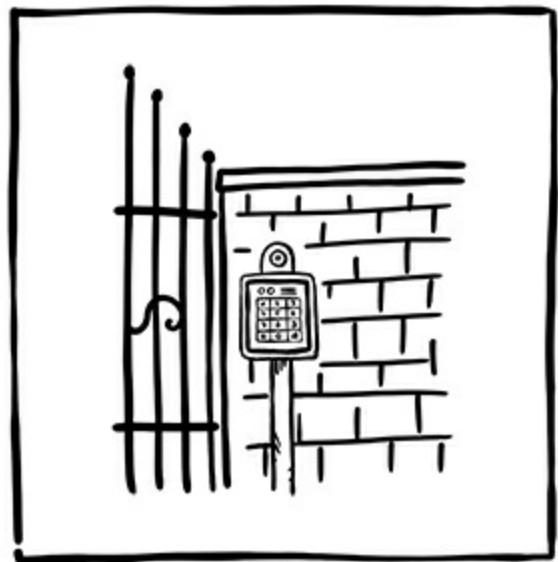
»Alles gut, Julius. Wir haben ihn direkt vor dem Haupttor geparkt. Da wird er in wenigen Minuten abgeholt und zur Werkstatt geschleppt. Der Schlüssel liegt im Handschuhfach.«

»Das geht nicht!«, entfuhr es mir.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Morgen, nach dem Frühstück, erhalten Sie Ihren Wagen wie neu zurück. Und falls es länger dauert, stellt Ihnen die Familie ein Ersatzfahrzeug zur Verfügung.«

»Sie verstehen nicht. Ich hab etwas für Herrn Vierlaken im Auto, das muss ich ihm geben.«

»Ah, verstehe.« Er sah auf die Uhr. »Dann sollten Sie sich beeilen. Der Abschlepper kommt in zehn Minuten.«



## 33. Kapitel

Ich stakste über die Zufahrt Richtung Ausgang. Da ich durch meine Frottee-Slipper jeden Kiesel spürte, sah ich dabei vermutlich ähnlich graziös aus wie Badende, die an einem Steinstrand aus dem Meer steigen. Zum Glück war niemand zu sehen. Vierlaken nicht, Juan nicht (der sich, wie er sagte, um die Tischordnung beim Abendessen kümmern müsse und mich gefragt hatte, ob ich alleine gehen könne, *Gott sei Dank*), der Rest der Familie und vor allem Bruno nicht, der mich in meinem Frottee-Outfit noch sehr viel eher mit einem Elefanten-Spielzeug hätte verwechseln können als eine Blechkarosse.

Ich gelangte also ohne weitere Zwischenfälle zum Haupttor. Das Adrenalin sorgte dafür, dass die Pollen schleudernde Natur um mich herum weder meine Augen zum Tränen noch meine Nase zum Laufen brachte. Damit aber fand meine kleine Glückssträhne bereits ihr jähes Ende.

Ich blickte auf das drei Meter hohe, schmiedeeiserne Ungetüm vor mir und fühlte mich wie ein Idiot. Wenn ich eines an Hollywoodfilmen hasse, dann ist es, dass alle Helden und Heldinnen ebenso Gedächtniskünstler wie Geografie-Asse sind. Kein Thriller, in dem der Hauptdarsteller nicht eine Anweisung erhält à la: *Sie fahren die Guardiola Street in nördlicher Richtung,*

*biegen nach drei Blocks westlich ab und öffnen dort mit dem Pin 324\*5-#R das dritte Schließfach vom zweiten Regal links oben.*

Juan hatte mir lediglich den vierstelligen Türschlosscode mit auf den Weg gegeben, und ich hatte ihn natürlich sofort wieder vergessen. Innerhalb von maximal drei Minuten ...

*Verdammt!*

Ich starrte auf das Touchpad für die Ausfahrt, das ich – anders als die Klingel bei unserer Ankunft – dieses Mal problemlos entdeckt hatte. Es stand auf einem hölzernen Ständer zwei Meter vor dem Zaun am Seitenrand der Zufahrt. Und es verlangte nach einer Eingabe, wenn ich wollte, dass sich die Türflügel vor mir öffneten.

Ich versuchte auf gut Glück drei Kombinationen. Kein Treffer.

*Und nun?*

Meine Lust, zurück zum Schloss zu gehen und mich dort noch einmal nach der Ausfahrt-PIN zu erkundigen, lag bei null. Auf gar keinen Fall wollte ich Nala oder Vierlaken in die Arme laufen.

Ein anderer Plan musste her, der mich so schnell wie möglich von hier fortbrachte. Ich trat direkt an den Zaun. Auf meiner Seite war eine Kunstmatte aus Efeublättern auf den Gitterstäben angebracht. Sie war nicht hundertprozentig blickdicht, sodass ich hinter dem Zaun tatsächlich meinen Wagen seitlich in einer Haltebucht neben dem Tor stehen sah.

*Hm.* Noch konnte ich den Diesel des Abschleppers nicht hören, doch er würde gewiss nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Zeitdruck ist nie ein guter Ratgeber, so auch hier nicht. Ich

fasste einen verzweifelten Entschluss.

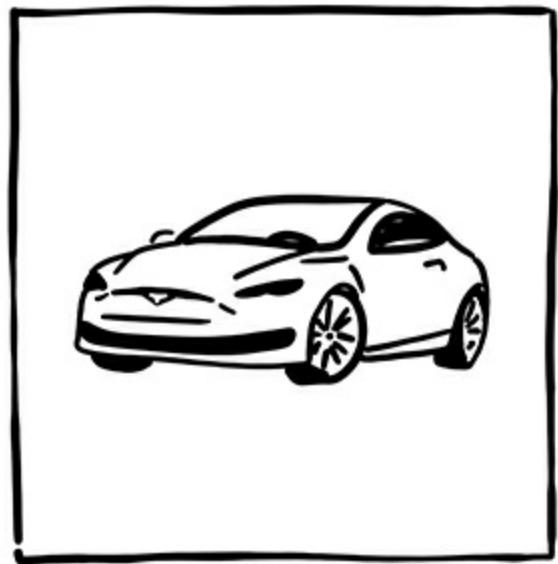
Sah man einmal von den Gitterstäben ab, befand sich mein Auto unmittelbar vor mir, beinahe in Griffweite. Ich hatte die Info, dass der Schlüssel im Handschuhfach lag. Und ich durfte keine Zeit verplempern, in der Vierlaken klar wurde, dass ich mich vom Acker gemacht hatte, statt ihm seine Liebespillen zu bringen.

Ich sah hoch zu den nach außen gebogenen Torspitzen und kam zu dem Ergebnis, dass ich es schaffen könnte, über den Zaun zu klettern. Euphorisiert von meinem ebenso simplen wie naheliegenden Plan, bekam ich gute Laune und kicherte sogar ein wenig, da ich an Omid Singh denken musste. Der amerikanische Comedian erzählte in einer seiner Stand-up-Shows, wie er einmal versucht hatte, in New York noch die U-Bahn zu erreichen. Da die Waggontüren bereits geschlossen waren, versuchte er noch im Rennen, seinen Rucksack als Türstopper zu nutzen. Er hielt ihn an der Trägerschlaufe fest und warf ihn zwischen die sich schließenden Türen. Dabei allerdings entglitt ihm die Schlaufe. Zack: Sein Rucksack lag im Waggon. Der Zug fuhr los. Ein Großteil des Publikums begriff die Pointe erst, als er fortfuhr: »Für die, die es noch nicht gecheckt haben: Ein schwitzender, dunkelhäutiger Typ mit iranisch-indischen Wurzeln schmeißt einen Rucksack in einen anfahrenden Zug in New York!«

Die auf eine Schrecksekunde folgende Panik im Abteil konnte ich mir sehr gut vorstellen. In meinem Fall jedoch war ich mir sicher, keinen Terroralarm auszulösen, nur weil ich versuchte,

meinen Bademantel auf die Gitterspitzen über mir zu werfen, damit ich ihn dort oben als Kletterschutz für meinen nackten Hintern benutzen konnte.

Meine größte Sorge war, dass ich das schwere Ding nicht so hoch würde werfen können, dass es sich in den Spitzen verfing. Ich rechnete damit, dass es nach einem kurzen Aufstieg wieder zu Boden plumpsen und mich wie eine Branddecke ersticken würde. Meine nächste Horrorvision war, dass mir sowohl der Wurf wie der Aufstieg gelingen würden, jedoch dann just in dem Moment, in dem ich dort oben in luftiger Höhe balancierte, die Tore aufglitten. In diesem Fall sah ich mich schon als nackten Rodeoreiter verzweifelt auf dem Zaun schaukeln. Um es vorwegzunehmen: Das geschah beides nicht. Aber es wurde trotzdem schlimm. Sehr schlimm.



## 34. Kapitel

Zunächst einmal hatte ich die Kraft meiner Verzweiflung unterschätzt. Der Bademantel fiel tatsächlich zu Boden. Aber nicht auf meiner Seite. Ich hatte ihn gleich mit dem ersten Wurf direkt über das Tor gepfeffert. Welches sich sofort danach öffnete! Mit der Folge, dass ich komplett nackt, nur mit Schlappen bekleidet, auf den wohl auffälligsten Tesla im Umkreis von tausend Kilometern starnte – denn seine Windschutzscheibe war mit meinem höllenschweren Bademantel bedeckt.

Ein Mann stieg aus. Er war etwa so alt wie ich und hatte schütteres, rotblondes Haar. Zu einer hellen Jeans trug er ein braunes Sakko, beides mindestens eine Nummer zu groß. Bemerkenswert, da es bei seiner Körperlänge von sicher zwei Metern für ihn bestimmt schon schwierig genug war, die passende Übergröße zu finden.

»Was zum Teufel ...?«, fing er einen Satz an, den er nie beendete. Er hatte sich gerade die Tränensäcke mit Botox unterspritzt, weswegen er jetzt aussah, als würden ihm seine Augen aus den gestrafften Höhlen fallen. Die Lider hatte er vor Schock unnatürlich weit aufgerissen.

Verständlicherweise!

Aus seiner Perspektive war erst ein unbekanntes Frottee-Flugobjekt auf seinem Elektrowagen gelandet, dann stand ein

Nackter vor ihm. Und nicht irgendein Nackter.

»Julius?«, fragte Sylvio mich perplex. Ja, genau *dieser* Sylvio. Mein linkshirnhälftiger Geschäftspartner, dem ich neben meinem Adamskostüm sehr bald noch sehr viel mehr zu erklären haben würde. Unter anderem, weshalb es mit unserem Projekt *Das Lesen ist schön* nun doch nichts werden würde.

Bedauerlicherweise war er Vierlakens Einladung, hier raus an den Schwielowsee zu kommen, ganz offenbar gefolgt. Und leider hatte er den Weg nicht allein angetreten.

Die Beifahrertür öffnete sich, und meine erste große Liebe Colette stieg aus dem Wagen.

## 35. Kapitel

Aufmerksame Mitmenschen werden sich an mein absurdes Gedankenspiel von vorhin erinnern, als ich überlegt hatte, ob bei meinem Pech ausgerechnet heute Sylvio auf Colette treffen würde, und das exakt in dem Moment, in dem Vierlakens Anruf bei meinem Geschäftspartner einging. Und dann muss sich zwischen den beiden etwa folgender Dialog entsponnen haben:

C: »*Bist du nicht der Mitgesellschafter von Julius' Firma?*«

S: »*Genau. Ich suche gerade den Weg zum Schwielowsee.*«

C: »*Ach, das ist ja ein Zufall. Dort muss ich auch hin. Mein Mann sagt, Julius will dort bei einer Feier sein gesamtes Vermögen verschenken.*«

S: »*Ja, das habe ich auch gehört. Ich soll die Firma kriegen!*«

C: »*Oh prima, dann lass uns doch gemeinsam fahren!*«

Ich weiß, das klingt so, als ob ein geistig maximal Verwirrter einen Drehbuchkurs besucht und dann gleich den ersten Dialog aufgeschrieben hätte, der ihm durch den Kopf flog; aber anders konnte ich mir ihren gemeinsamen Aufschlag hier nicht erklären. Der Ehrlichkeit halber muss ich allerdings sagen: *Mein* Auftritt zauberte den beiden noch sehr viel größere Fragezeichen ins Gesicht.

»Julius?«, fragte mich Colette. Sie hatte sich seit unserem Abschiedsgespräch vor drei Jahren nicht verändert. Noch immer

dieselben ungebändigten braunen Locken. Derselbe ausgefranste Pony, der ihr in die hohe Stirn hing und den sie wegpustete, wenn sie – wie offensichtlich jetzt – nervös war. Noch immer die gleiche Vorliebe für Halstücher, heute farblich passend zu ihren swimmingpoolblauen Augen, die viele fälschlicherweise farbigen Kontaktlinsen zuschrieben.

»Was ist mit dir?«, wollte sie von mir wissen mit Blick auf meine Hände, die ich wie ein Fußballer in der Freistoßkette schützend vor meinen Intimbereich presste.

*»Nichts. Ich wollte nur gerade über den Zaun klettern, um zu meinem Auto zu kommen, auf das ein Elefant getreten ist. Dabei ist mir ein kleines Missgeschick passiert, aber hey, ist ja nicht so, als ob du mich so noch nie gesehen hättest, Colette.«*

Ich schwöre, ich überlegte, wenigstens einmal an diesem Tag die Wahrheit zu sagen, hatte allerdings die vermutlich berechtigte Sorge, dass Sylvio danach die 112 rufen würde und nach dem psychiatrischen Notdienst verlangte.

Colette schlug sich die Hand vor den Mund.

Mir fiel ein, dass ihr Mann ihr ausgerichtet haben musste, dass ich sterbenskrank war. Vielleicht dachte sie, die Tatsache, dass ich mein einziges Kleidungsstück über den Zaun geworfen hatte und jetzt nackt vor ihr stand, könnte nur eine Nebenwirkung meines Tumors sein, der ganz offensichtlich auf mein Zurechenbarkeitszentrum im Gehirn drückte. Wenn das ihre Überlegung war, schien sie sie selbst nicht so recht zu überzeugen, denn sie fragte mich: »Wieso hast du nichts an, Julius?«

Eine ähnliche Frage muss sich der Fahrer des Abschleppwagens gestellt haben, der in dieser Sekunde in der Zufahrt mit quietschenden Bremsen zum Stehen kam; bestimmt noch dreißig Meter von uns entfernt. Aber diesen Sicherheitsabstand wollte der bärtige Fahrer offenbar nicht aufgeben. Er musterte mich durch die Windschutzscheibe mit angewidertem Blick, zeigte mir aus der Fahrerkabine heraus einen Vogel und legte umgehend den Rückwärtsgang ein. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Wer erzählt schon gerne seinen Freunden beim Feierabendbier: »*Hey, heute habe ich einen Exhibitionisten im Wald abgeschleppt!*«

»Noch einmal: Wieso bist du nackt, Julius?«, wiederholte Colette ihre Frage, als der Abschlepper verschwunden war.

»Meine Schuld«, rief Vierlaken, der sich unbemerkt genähert hatte. Die gute Nachricht: Er war nicht mehr nackt, sondern trug einen violett-grünen Morgenmantel aus Seide. Die schlechte Nachricht: Er hatte ihn vorne nicht zusammengebunden. (Vielleicht hatte sein Anblick den Ausschlag gegeben, dass der Abschlepper abgehauen war!)

»Ihre Schuld, Herr Dr. Vierlaken?«, begrüßte Sylvio ihn ungläubig.

»Ja. Ich habe Katscheng mit ihm gemacht!«

»Katscheng?«

»Ja, albern, ich weiß. Aber ich konnte nicht widerstehen.«

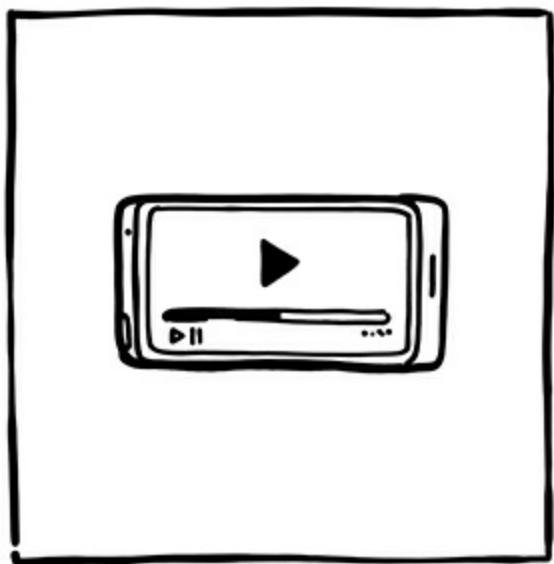
»Ah ja, und jetzt ...?«, fragte Colette verstört.

»Jetzt warte ich auf mein Viagra«, sagte Vierlaken, der im Unterschied zu mir offenbar nicht das geringste Problem damit

hatte, auch noch die peinlichste Wahrheit in der Öffentlichkeit auszusprechen. »Hast du es mir geholt, Julius?«

»Äh, nein, ich fürchte ...«

Vierlaken kratzte sich am Kinn, band den Morgenmantel fest zu und zeigte hinter sich zum Schloss. »Egal, Rosie muss warten. Das Geschäft geht vor. Jetzt setzen wir uns erst einmal in mein Büro!«



## 36. Kapitel

Unter »wir« verstand Vierlaken neben den Neuankömmlingen auch Nala, die uns auf dem Weg in sein Arbeitszimmer in die Arme lief. Wir waren also eine fünfköpfige Gruppe und saßen etwas verloren um den gewaltigen Schreibtisch des Hausherrn herum, auf stylishen, aber unbequemen Plastikstühlen. Ohne meinen Bademantel, den ich mir von Sylvios Windschutzscheibe gepflückt hatte, hätte ich es keine drei Minuten auf den harten Sitzflächen ausgehalten.

Wie anscheinend alles im Schloss war auch das Büro hoffnungslos überdimensioniert. Hätte man in der Mitte von Vierlakens Arbeitszimmer ein Netz gespannt, hätte man bequem Tennis darin spielen können.

Die Unterredung begann denkbar schlecht, hauptsächlich weil Sylvio sich von seiner übelsten (im Grunde also seiner einzigen) Seite zeigte. »Ich habe Julius' Ex-Freundin Colette nur zufällig in der Wohnung meines Geschäftspartners angetroffen und bin aus reiner Höflichkeit mit ihr eine Fahrgemeinschaft eingegangen«, erklärte er Vierlaken. »Ich sehe keine Notwendigkeit, dass sie bei dieser wichtigen Unterredung dabei ist. Auch kenne ich diese Person hier nicht.« Er zeigte auf Nala. »Ich würde vorschlagen, wir führen das hier als ein Gespräch unter Männern.«

»Gute Idee. Aber was machen Sie dann in der Zwischenzeit, Sylvio?«, fragte Nala mit einem süffisanten Lächeln.

Ich gab mir nicht die geringste Mühe, mein Lachen zu unterdrücken.

»Alle bleiben im Raum«, befahl Vierlaken. »Ich brauche Zeugen.«

»Wofür?«, fragte Colette.

»Wir wollen die Rahmenbedingungen einer Transaktion festlegen. Julius will die Anteile seiner Firma übertragen.«

»Na, ich, eigentlich ...«, setzte ich zögernd an, wurde aber von Nala unterbrochen.

»Wie bitte, was hast du denn mit Julius' Firma zu schaffen, Papa?«

»Es ist nicht seine, sondern unsere gemeinsame GmbH«, meldete sich Sylvio mit näselndem Tonfall zu Wort.

Nala zog erstaunt die Augenbrauen hoch. Ihr Vater rieb sich verlegen die Hände und sagte zerknirscht: »Ich weiß, ich hätte es dir gleich sagen sollen. Aber ich habe in White Umbrella investiert.«

Seine Tochter riss die Augen auf. Hektikflecken zeigten sich auf ihrem Gesicht und machten mir bewusst, wie blass sie eigentlich war. Auch wenn sie für eine Krebspatientin mit überschaubarer Lebenszeit erstaunlich gesund wirkte, merkte man ihr beim genauerer Hinsehen doch an, wie geschwächt sie war.

»Ihr kennt euch also?«, fragte sie sowohl mich wie ihren Vater.

»Hauptsächlich über Zoom-Meetings«, wiegelte Vierlaken

hinter seinem Schreibtisch ab.

Ich sah, dass es in Nalas Kopf ratterte. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis ihr die Erkenntnis kam, dass ...

»Dann steckt ihr beide hinter dem ›The Walking Date‹-Portal?«

*... jap. Und schon hatte sie es ausgesprochen.*

»Nicht nur die beiden«, fühlte Sylvio sich wieder übergegangen.

»Ich bin die treibende Kraft bei TWD!«

»Jetzt lassen Sie bitte mal kurz Ihren Minderwertigkeitskomplex stecken«, sagte Nala zu ihm, dann wandte sie sich wieder mir und ihrem Vater zu. »Wieso habt ihr mir das verheimlicht?«

Vierlaken wagte den Gegenangriff, leider, indem er mich zur Zielscheibe machte. »Die Frage ist doch eher, weshalb dein Date es mir verheimlicht hat, dass er todkrank ist!«

»Und mir!«, rief Colette und sah mich todtraurig an. »Wieso?«

»Das ist doch klar«, sprang Sylvio ungefragt für mich in die Bresche. »Er wollte unseren Deal nicht gefährden. Herr Dr. Vierlaken hätte nie und nimmer in uns investiert, wenn er von Julius' Zustand gewusst hätte. Das, mein Lieber ...«, er drehte sich zu mir und lächelte so, wie man niemanden anlächelte, den man zuvor »mein Lieber« genannt hatte, es sei denn, man war Hannibal Lecter und freute sich aufs Mittagessen, »... das rechne ich dir hoch an. Auch, dass du mir White Umbrella schenken willst.«

»Du willst *ihm* deine Firma schenken?«, fragte Nala ungläubig.

»So hat er es gesagt!«, behauptete Sylvio, obwohl ich nie etwas Derartiges geäußert hatte – und schon gar nicht ihm gegenüber.

Allerdings war ich mir ziemlich sicher, dass Vierlaken ihn mit genau diesem Versprechen am Telefon hierhergelockt hatte. Wobei ich immer noch nicht begriff, wieso Sylvio zuvor einen Abstecher in meine Wohnung gemacht hatte, um dort Colette einzusammeln, die er fast noch weniger leiden konnte als mich. Immerhin hatte sie mich verlassen und war daher mitschuldig daran, dass ich mit Jessica zusammengekommen war.

»Nach welchen Kriterien hast du deine Liste erstellt?«, fragte Nala.

»Welche Liste?«

Sie rollte mit den Augen. »Der Begünstigten. Wonach wählst du aus, wer etwas von deinem Eigentum geschenkt bekommt?«

»Ich, äh ...«

»Oder lass es mich anders fragen: Sind Arroganz, Frauenfeindlichkeit und unhöfliches Benehmen für dich ausschlaggebende Faktoren?«

Sylvio stöhnte und suchte kopfschüttelnd das Gespräch mit Nalas Vater. »Herr Vierlaken! Könnten Sie bitte dieser jungen Frau erläutern, dass im Geschäftsleben Emotionen außen vor zu bleiben haben?«

Ich bemerkte, wie Vierlakens rechtes Augenlid zweimal kurz hintereinander heftig zuckte, und war mir ziemlich sicher, dass das kein Zeichen dafür war, dass er Sylvio nach diesem Satz ins Herz geschlossen hatte.

Gleichzeitig fragte Nala: »Weshalb bekommt *sie* nicht White Umbrella?« Sie zeigte auf Colette, die auf diese

Gesprächswendung ebenso überrascht reagierte wie ich, an den die Frage gerichtet war.

»Na ja, sie arbeitet als Pädagogin in einem Kinderheim. Ich glaube, sie interessiert sich nicht so sehr für die Geschäftsführung eines Internet-Start-ups.«

»Ich sage ja auch nicht, dass du dich von diesem Herrn«, sie zeigte auf Sylvio, ohne ihn anzusehen, »hier trennen sollst. Kann mir schon vorstellen, dass der im Ellenbogenkampf seine Stärken hat. Aber *deine* Gewinne könnten doch Colette zufließen.«

»Wieso? Sie hat nicht das Geringste zu unserem Erfolg beigetragen«, widersprach ihr Sylvio mit großer Vehemenz. »Zudem ist es reiner Zufall, dass sie hier bei uns sitzt. Sie hat sich Sorgen um ihn da gemacht.« Er zeigte auf mich, ohne mich anzusehen. Dafür schenkte Colette mir tatsächlich einen mitfühlenden Blick.

»Sie konnte aber nicht kommen, da ihr Mann mit dem einzigen Auto zu einem anderen Termin musste«, erklärte Sylvio. »Es ist reine Nächstenliebe, dass ich ihr eine Mitfahrgelegenheit angeboten habe. Mit welcher Berechtigung also soll Colette auch nur einen Krümel vom Kuchen abbekommen?«

»Weil Julius sie schlimm verletzt hat«, antwortete Nala.

Colette, deren Kopf bislang wie bei einem Tennismatch abwechselnd zwischen Sylvio und Vierlakens Tochter hin- und hergependelt war, nickte energisch. Würde ich auch tun, wenn jemand derart für mich Partei ergriff.

»Äh, meines Wissens hat *sie mich* betrogen!«, wagte ich einzuwenden.

Nala seufzte. »Ich dachte, das hätten wir geklärt. Du hast dich nie getraut, offen zu deinen Gefühlen zu stehen, und sie mit der Last der Entscheidung alleine gelassen.«

»*Ich hab sie lediglich mit ihren Skilehrern alleine gelassen*«, lag mir auf der Zunge, als Colette sagte: »Da hat sie recht. Aber ich bin froh, dass du heute endlich den Mut gefunden hast, deine wahren Neigungen auszuleben, wenn auch etwas spät.«

Sie nickte Vierlaken im Morgenmantel zu und schenkte ihm ein wissendes Lächeln.

*Was? Nein, nein, nein ...*

Ich kannte diesen Blick. So hatte Colette immer geschaut, wenn ich mich gegen eine Unterstellung gewehrt hatte. Etwa, wenn sie mir hatte einreden wollen, dass ich einen Mutterkomplex hatte. Oder – ihr Lieblingsthema – meine homoerotische Ader unterdrückte. Kein Wunder, dass sie jetzt so zufrieden wirkte, nach dem Motto: »*Ich hab es doch schon immer gewusst!*« Meine Nackteinlage am Gartentor in Kombination mit Vierlakens Aufzug war ihr Beweis genug, dass sie sich in Bezug auf meine unterdrückte Homosexualität seinerzeit nicht geirrt hatte.

»Das ist ein Missverständnis!«, setzte ich an, um jeglichen Anschein eines erotischen Verhältnisses zwischen mir und Vierlaken auszuräumen. Nicht, dass ich etwas gegen homoerotische Verhältnisse hatte. Schwulen die Hochzeit zu verbieten, wäre in etwa so, als ob man Linkshändern die Ehe untersagen würde. Es gab keinen Grund, weshalb Menschen, die sich liebten, nicht heiraten sollten. Und hier war ich beim

Stichwort: Ich hatte nach diesem Tag meiner Verlobten schon genug zu erklären. Ich wollte nicht, dass ich bei Jessica auch noch Zweifel bezüglich meiner sexuellen Orientierung ausräumen musste.

*Genug! Schluss! Aus!*

Ich beschloss, dass es Zeit war, reinen Tisch zu machen. Es war bereits so viel Porzellan zerschlagen, noch mehr Unheil konnte auch die Wahrheit nicht anrichten. Daher nahm ich all meinen Mut zusammen und begann mit meinem Geständnis:

»Ich denke, es ist an der Zeit, etwas klarzustellen: The Walking Date, mein Treffen mit dir, Nala, meine angebliche Absicht, mein gesamtes Hab und Gut noch vor meinem Tode zu verschenken – das ist alles ein riesengroßes Missverständnis.«

Weiter kam ich nicht, denn Sylvio grätschte dazwischen:  
»Deine Ansprache klang in meinen Ohren allerdings gar nicht missverständlich. Ich fand sie im Gegenteil sehr klar und eindeutig.«

»Welche Ansprache?«, fragte ich verwundert. Ich war ja gerade erst dabei, meine allererste zu diesem Irrsinn zu halten.

»Die in dem Restaurant.«

*Ach ja, stimmt. Da war ja was.*

Ich sah meinen Geschäftspartner misstrauisch an. Hatte er etwa auch unbemerkt am Nachbartisch gehockt, so wie dieser Simon, Nalas Ex?

»Deine JGA-Rede!«

»Du hast sie gehört?«

»Gemeinsam mit bestimmt zwei Millionen Menschen.«

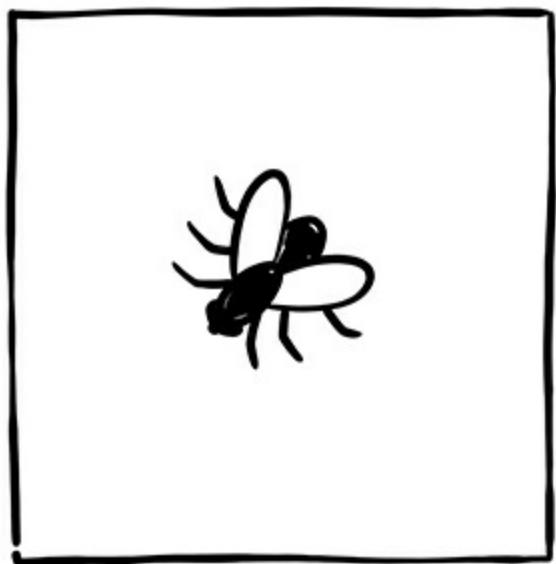
»Zwei Millionen Menschen. Im Maya-Grill?«

Da hätten kaum zwanzig Platz gefunden.

»Hast du mit deinen Klamotten auch deinen Verstand verloren?«, fragte mich Sylvio. »Ich rede nicht von den Gästen, sondern von den Videoabrufen.«

»Was für ein Video?« Meine Körpertemperatur sackte ab und rauschte in Richtung Nullpunkt, als ich sah, wie Sylvio sein Handy hervorzog.

Ich konnte es ihm ansehen, dass er im Begriff war, mir eine grauenhafte, mein Leben verändernde Aufnahme zu zeigen. Sonst hätte er dabei nicht so diabolisch gelächelt.



## 37. Kapitel

Zum zweiten Mal an diesem Tag sah ich, wie Nala im Maya-Grill ihren Salat beiseiteschob, um Anselms Copy-Shop-JGA-T-Shirt vor sich auf dem Tisch auszubreiten, nur diesmal im Hochformat auf einem Smartphone-Display. Zum zweiten Mal hörte ich sie fragen: »*Und was hat JGA dann zu bedeuten?*«

Allein diese kurze Sequenz des Videos hatte ausgereicht, und ich war paralysiert – eine Fliege hätte auf meinem Augapfel landen können, ohne dass ich sie weggeblinzelt hätte.

*Interessant, dachte ich. So fühlt es sich also an, wenn der Verstand den Körper verlässt.*

Ich hatte von Nahtoderfahrungen gehört, in denen Patienten unter der Decke des Operationssaals schwebten und das medizinische Personal dabei beobachteten, wie es vergeblich mit dem Defibrillator hantierte. Zwar hing ich nicht unter Vierlakens Büroventilator, und ich war auch noch nicht tot. Aber ich hatte eine recht gute Sicht auf mich und hörte mir selbst dabei zu, wie ich Dinge sagte, die mich daran zweifeln ließen, ob ich den heutigen Tag noch überleben wollte.

»*JGA, also, das J, das steht für ...äh ... für Julius.*«

»*Julius?*«

»*Ja.*«

»*Und wie weiter?*«

»Äh ...«

»... gibt alles!«, hörte ich mich dümmlich lachen. »Julius gibt alles.«

Wie konnte das sein? Wer zum Teufel hatte das gefilmt und offensichtlich auf Instagram gestellt, wo das Video gerade ...  
*waaaaas?*

72 546 Likes??? 3799 Kommentare???

Ich stoppte die Aufzeichnung und drückte mit meinem schweißnassen Zeigefinger auf den Namen des Accounts, auf dem das Reel hochgeladen worden war: SolYLuna.

*Wumms!*

Hätte ich nicht gesessen, wäre ich beim Anblick des ProfilOTOS in die Knie gegangen.

»Das sind ...«, krächzte ich, und Nala ergänzte meinen Satz: »... die Teenager vom Nachbartisch.«

Die beiden Mädchen, die ununterbrochen in ihr Smartphone gestarrt hatten. Bis auf den Moment, in dem sie meine selbstmörderische Ansprache filmten.

*SolYLuna?* Sonne und Mond? Arsch und Geige wäre wohl die treffendere Bezeichnung für diese beiden Mistmaden!

Sylvio, dem es sichtlich Vergnügen bereitete, mich so aufgebracht zu sehen, schaffte es, das Video ungefähr an der Stelle wieder zu starten, wo wir ausgestiegen waren.

»Okay. Aber sonst geht's mir ja gut. Im Moment. Dennoch weiß ich, dass mein Ende naht. Und deshalb gebe ich alles.«

»Was denn alles?«

»Alles, was ich habe. Ich verschenke meinen gesamten Besitz.«

»*Dein Geld?*«

»*Das und meine Uhr, mein Auto, meine Wohnung, meine Geschäftsanteile, einfach alles.*«

Bislang hatte ich es nur geahnt, aber jetzt, in diesem Moment, war mir eines völlig klar geworden: Das Spiel war aus. Vorbei. Aus dieser Nummer hier kam ich nicht mehr raus.

Wenn Sylvio vorhin die Wahrheit gesagt hatte, und es gab nichts, was mich daran zweifeln ließ, hatten mittlerweile über zwei Millionen Menschen meine Mutter-Teresa-Ansprache gehört. Zu allem Übel war diese von den heimtückischen Teenagern auch noch Aufmerksamkeit heischend bearbeitet worden. Schnelle Schnitte, Untertitel und ein Super-8-FarbfILTER, wodurch die Aufzeichnung wie eine True-Crime-Doku aus den Achtzigern wirkte. Zudem war sie mit Spezialeffekten versehen, für die man früher das SFX-Team von Star Wars hätte beauftragen müssen, die heute aber von jedem Schüler im zahnspangenfähigen Alter problemlos mit einem Handy hinzugefügt werden konnten. An einer Stelle etwa fräste sich ein Brandloch durch meine Stirn, als hätte jemand eine Zigarette auf ihr ausgedrückt; das Loch wurde größer, und auf einmal schien die Filmrolle zu schmelzen, bald stand das ganze Bild in Flammen, bis ich im nächsten Augenblick wieder problemlos zu erkennen war. Wozu dieser Effekt diente, war mir nicht klar; vielleicht, um den folgenden Satz, mit dem ich verbal Harakiri beging, besonders hervorzuheben:

»*Hauptsächlich verschenke ich mein Eigentum an die, die ich in meinem Leben enttäuscht habe. Menschen, die von mir verletzt*

*wurden. Ich hab da so ne Liste. Und die will ich abarbeiten.«*

Sylvio stoppte die Aufzeichnung, indem er sein Handy umgedreht auf den Schreibtisch legte.

»Woher hast du das?«, krächzte ich.

Er sah mich an, als hätte ich ihn nach einem Rezept für Wurstwasser gefragt.

»Du hast doch gerade gesehen, dass es online ist.«

»Auf Insta. Das ist mir schon klar. Ich meine, wie bist du darauf gestoßen?« Wie hatte das Video der Teenager solche Aufmerksamkeit bekommen können? SolY Luna hatten gerade einmal hundertsiebenundzwanzig Follower. In einer Welt, in der allein der Hund eines Parfum-Influencers mehr Reichweite als die Tagesschau hatte, waren sie damit die Außenseiter auf dem Social-Media-Schulhof.

»Die Mädels haben dich verlinkt.«

*Sie haben was?*

»Woher wissen die denn, wer ich bin?«, fragte ich, und schon während ich den Satz aussprach, dämmerte mir die Antwort.

*Himmel, nein! Die Handy-Halter-Visitenkarte!*

Ich hatte den beiden ein Exemplar gegeben, um Nala zu zeigen, mit welcher Geschäftsidee ich meine Karriere begonnen hatte. Die Mädels hätten damit ihr Smartphone aufstellen und weiter TikTok schauen sollen. Stattdessen hatten sie mich gefilmt und das Video mit meinem Namen, meinen Social-Media-Accounts und sogar dem Hinweis auf meine Firma beschriftet.

»Deine Ansprache ist viral gegangen«, erklärte mir Sylvio.

»Auf YouTube hat sie mittlerweile 2,3 Millionen Views!«

Kein Wunder, dass Stulle schon im Bilde gewesen war und mich nach meiner Uhr gefragt hatte, als ich einen Boxenstopp in unserer WG einlegte. Es erklärte auch das Auftauchen von Colettes Ehemann und seine kryptischen Worte vor meiner Haustür: »*Das ist ein mutiger, wichtiger Schritt. Und wenn du den ernst meinst, dann solltest du in erster Linie Colette bedenken.*«

Sylvio drehte sich auf seinem Stuhl zu mir: »Lass mich dir eine ganz simple Frage stellen, Julius: Bist du von allen guten Geistern verlassen? Ich meine, es reicht ja schon aus, dass man im Lotto gewinnt, um all die Aasgeier da draußen anzulocken. Aber du hast öffentlich verkündet, dein Hab und Gut unter der Bevölkerung verteilen zu wollen. Und dank dem Video war es kein Problem, deinen Wohnsitz zu googeln. Kannst du dir vorstellen, was daheim gerade bei dir abgeht? Wenn jemand in Berlin eine Zweizimmerwohnung für achthundert kalt inseriert, muss die Polizei kommen, um den Massenauflauf an Mietinteressenten aufzulösen. Und du willst dein Apartment sogar verschenken! Hinz und Kunz haben sich auf den Weg gemacht, um was vom Kuchen abzubekommen.«

Mir wurde übel.

*Also deshalb ...*

Ich erinnerte mich an die absurde Menge verpasster Anrufe und eingegangener Nachrichten auf meinem Handy.

Mit tauben Fingern klaubte ich es aus der Tasche. Das Display war noch immer dunkel, was mich wenig überraschte, da der Akku ja leer war und es sich wohl kaum von allein in meinem Bademantel aufgeladen hatte.

Colette seufzte und sah mich mitfühlend an. »Jochen hat mir erzählt, wie krank du bist und dass wir dich hier treffen sollten. Ich bin sofort zu dir nach Hause und hab gehofft, dich dort noch zu erwischen, doch du warst schon weg. Dafür haben sich bestimmt hundert Menschen im Treppenhaus gestaut. Als ich wieder fahren wollte, kam Sylvio.«

Mein Geschäftspartner ergänzte angeberisch lächelnd: »Das war, als ich gerade mit Ihnen telefonierte, Herr Vierlaken!«

Nalas Vater nickte mit grimmiger Miene. »Ich investiere in Menschen, nicht in Firmen. Deshalb habe ich Sie beide diesen Gesundheitscheck machen lassen.«

Ich spürte, wie Nala neben mir zusammenzuckte.

»Sie können gewiss verstehen, dass der Gedanke, mein Investment in Ihre Firma an zwei Arschlöcher verschwendet zu haben, mir großes Unbehagen bereitet.«

»Zwei?«, fragte Sylvio nach, dessen Gesicht mit einem Mal so blutleer war wie seine Zähne.

»Er hier«, Vierlaken zeigte auf mich, »hat es irgendwie geschafft, mich zum Narren zu halten, und mich glauben lassen, er wäre so gesund wie das blühende Leben. Und Sie ...« Er kniff die Augen so verärgert zusammen, dass ich mich fragte, ob er Sylvio überhaupt sehen konnte, »... Sie wollen meine Tochter des Raumes verweisen, ihr den Mund verbieten und zeigen keine Spur von Anteilnahme an dem Schicksal Ihres Partners.«

»Na ja, ich ...«

»Klappe!«, schnitt Vierlaken ihm das Wort ab. »Mein Justiziar ist bereits auf dem Weg zum Flughafen auf Palma, wo sein Jet auf

ihn wartet.«

Womit Vierlaken die Aufgabe »*Sag, dass dein Anwalt zweitausend Euro die Stunde berechnet, ohne zu sagen, dass er zweitausend Euro die Stunde berechnet*« hervorragend gelöst hatte.

»Ich schätze, er stößt kurz nach dem Abendessen zu uns.«

Vorausgesetzt, er wurde vorher nicht von Klimaaktivisten geteert und gefedert und am Tower aufgeknüpft.

»Er arbeitet bereits an den Übernahmepapieren. Und bis eben noch wollte ich Ihren Namen an die Stelle von Julius' setzen lassen.«

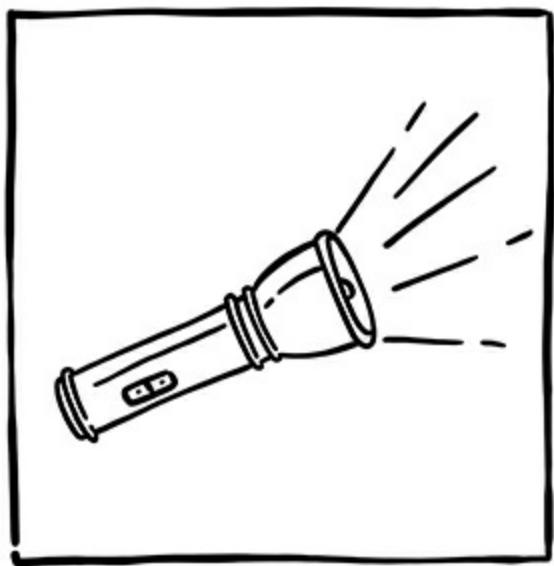
»Aber ...?«, quetschte Sylvio leichenblass hervor. Dieses Meeting verlief völlig anders, als er erwartet hatte, was für mich im Übrigen auch galt.

»Aber mir ist die Meinung meiner jüngsten Tochter sehr wichtig«, sagte Vierlaken mit einem Anflug von Wärme in seiner Stimme. Er lächelte Nala an. »Nach dem Tod meiner Frau war sie mir oft eine gute Beraterin. Daher würde ich Sie alle gern für einen Moment nach draußen bitten, um mit ihr alleine reden zu können. Sie«, er zeigte auf Colette, »bleiben bitte auch hier!«

Nachdem wir Männer seinem als Bitte getarnten Befehl Folge geleistet hatten, verzog sich Sylvio wütend auf die Toilette. Zumindest vermutete ich das. Bei uns in der Firma musste er bestimmt sechsmal am Tag Wasser lassen. Es hieß, dass seine Assistentin ihren Boss Sylvio Fink hinter vorgehaltener Hand manchmal »Granufink« nannte.

Ich blieb eine Weile wie betäubt vor der Tür von Vierlakens Arbeitszimmer stehen und fühlte mich wie ein Schulkind, das auf Einlass beim Direktor wartete, um sich den verdienten Tadel abzuholen. Wieder einmal verfluchte ich Raphael. Er hatte diese Kettenreaktion in Gang gesetzt, die mich allem Anschein nach meine berufliche Existenz kosten würde. Ohne das Detox-Wochenende auf Hiddensee wären auch meine Hochzeitspläne längst beerdigt. Jessica war mit ihrem Handy verwachsen. Ich konnte nur hoffen, dass sie sich auf ihrem Mädelswochenende daran hielt, das Telefon ausgeschaltet zu lassen.

Wobei ich mich schon fragte, was sie in den Leerlaufpausen zwischen Yoga und Meditation so machte, wenn sie nicht wie üblich Instagram leer scrollte ...



# 38. Kapitel

## Jessica

**E**s regnete in Strömen. Zum Glück.

Hätte die Sonne geschienen, wären mehr Menschen an der Alster unterwegs gewesen. So gab es kaum Passanten, die das Drama beobachten konnten.

Sie standen in einer Seitenstraße vom Neuen Jungfernstieg, nur wenige Meter vom Hotel *Vier Jahreszeiten* entfernt in einer schrägen Parkbucht, direkt vor einem geschlossenen Juweliergeschäft.

Jessica verfluchte sich und die Lage, in die sie sich gebracht hatte – wobei »Lage« genau das richtige Wort war, um ihre Situation auf der Ladefläche des Mini Clubman zu beschreiben, die dem Fahrzeugnamen alle Ehre machte. Zwar hatte sie einen Teil der Rückbank hinter dem Fahrersitz nach vorne geklappt. Aber auch das reichte vom Platz her nicht aus für zwei erwachsene Personen. Auch dann nicht, wenn die eine (Jessica) nur einen Meter fünfundsechzig maß und gerade mal fünfzig Kilo wog – weil die andere drei Köpfe größer war und das Doppelte auf die Waage brachte. Letztere trug eine Sturmhaube, die Jessica gerade die Stirn wundscheuerte.

»Nimm das verdammte Ding ab!«, schrie sie, so laut es die wenige Luft in ihren Lungen zuließ.

»Seit wann duzen wir uns?«, keuchte ihr ehemaliger BWL-Professor.

»Ernsthaft? Hast du sie noch alle? Wir stecken fest, und du willst weiter ›Böser Polizist verhaftet unschuldige Studentin‹ spielen?«

Das war das Motto ihres völlig aus dem Ruder gelaufenen Rollenspiels. Ein letztes Abenteuer, das Prof. Dr. Matthias Martin sich gewünscht hatte, bevor Jessica in den Hafen der Ehe einlief.

*Was für eine bescheuerte Idee.*

Eigentlich hatte sie ohnehin keine Lust darauf gehabt. Der Sex mit Matthias war toll, okay. Und vielleicht hatte er recht: Ihre Affäre, die schon vor Jahren an der Uni begonnen hatte, verdiente einen ordentlichen Abschluss. Aber im Grunde war es ihr viel zu viel Aufwand gewesen. Das vorgetäuschte Detox-Wochenende mit ihren Freundinnen auf Hiddensee, die heimliche Hotelbuchung in Hamburg, die Absprache für das Rollenspiel. Was für ein Stress! Und wofür?

*Für die womöglich schlimmste Erfahrung meines Lebens!*

Matthias war das, was Jessica als Mehr-Generationen-Mann bezeichnete: Lebenserfahrung wie ein Hundertjähriger, das biologische Alter Mitte fünfzig und notgeil wie ein Teenager. Doch leider passte seine körperliche Verfassung nicht zu Letzterem. Kurz nachdem er in der Seitenstraße ihren Wagen (den Regeln des vereinbarten Rollenspiels gemäß) nach dem (verabredungsgemäß) nicht vorhandenen Verbandskasten hatte

absuchen lassen, hatte er sie auf die bereits vorbereitete Ladefläche gestoßen. Dann hatte sie sich die wenige Kleidung vom Leib reißen lassen. Beim Versuch, die doppelflügeligen Kofferraumtüren zu schließen, war es geschehen. Entweder hatte Matthias einen Hexenschuss, oder ihm war sogar eine der professoralen Bandscheiben herausgesprungen. Die Wirkung war dieselbe. Ihre Affäre lag schräg, die Stirn in die Rückseite der Fahrersitzlehne gebohrt, die Beine abgewinkelt, mit den Knien auf dem Warndreieck, mit vollem Lebendgewicht auf seiner ehemaligen Studentin.

*So ein Mist.* Warum hatte sie auch ihren eigenen Wagen genommen, der ihr selbst für seinen bestimmungsgemäßen Zweck längst zu klein war. Weswegen sie ihn jüngst inseriert und ein »Zu verkaufen«-Schild im Seitenfenster angebracht hatte.

Leider hatte sich noch niemand für den Mini interessiert, sonst hätte der Schlamassel zumindest nicht in diesem beengten Käfig stattgefunden.

*Shit!*

Was die Sache zusätzlich erschwerte, war der Umstand, dass Matthias sich für sein sexuelles Abschiedsabenteuer eine Polizei-Kompletttausrüstung im Berliner Kostümfundus ausgeborgt hatte. Noch dazu eine so martialische! Matthias hatte gefährlich wirken wollen und sich gegen die Ausstattung eines langweiligen Streifenpolizisten entschieden, weswegen sich jetzt eine Hartschalenweste gegen ihren Oberkörper presste sowie ein Einsatzgürtel mit Taser, Funkgerät und Pfefferspraydose. Bei diesen Requisiten handelte es sich wenigstens um Attrappen.

Leider allerdings waren die Handschellen echt, mit denen er ihre nach dem Ausziehen auf dem Rücken verschränkten Arme gefesselt hatte, die aktuell immer tauber und tauber wurden, weil Jessica, zur Bewegungslosigkeit verdammt, auf ihnen lag.

»Aaah, aufhören!«, schrie Matthias, als sie versuchte, sich unter ihm wegzudrehen. »Das zerreißt mich!«

*Leider nicht. Wärest du in zwei Hälften geteilt, könnte ich mich leichter von dir befreien.*

»Jetzt hab dich nicht so. Das kann doch nicht so wehtun, dass du dich nicht mal einen Zentimeter bewegen kannst!«

»Tut es aber!«, maulte er. Sie roch, dass er stark schwitzte, was es ihr zusätzlich erschwerte, einen klaren Kopf zu behalten.

»Kommst du ans Lenkrad?«, überlegte sie laut.

»Wozu?«

»Um dich an ihm nach vorne zu ziehen!«

Dass er sich seitlich abrollte, war schon aus Platzgründen nicht möglich. Sein voluminöser Hintern klemmte vor dem Beifahrerfenster. Ihre einzige Befreiungschance bestand darin, dass Matthias sich so weit nach vorne zog, dass er im vorderen Teil des Wagens lag – und nicht mehr hinten auf ihr drauf.

»Schaffst du's?«

»Keine Ahnung!«

»Versuch es!«

Sie sah, wie er den rechten Arm hob, um an der Rückenlehne des Fahrersitzes vorbei nach vorne zu greifen. Dabei schrie er wie eine Frau unter Presswehen.

»Aaaaah ...«

*Was für eine Memme.*

»Nein, nein. Das klappt nicht. Ich komme nicht ran.«

»Dann an den Schaltknüppel?«

»Das ist ein Automatikwagen!«

»Ja, und stell dir vor, auch die haben oft einen Schalthebel.

Pack ihn dir.«

Sie spürte, dass er es erneut versuchte.

»Hast du ihn?«

»Ja, ja. Warte, ach Mist!«

Plopp.

Jessica hörte, wie sich alle Türen verriegelten.

»Verdammte Hacke, neeeein!«, schrie sie Matthias an, der vom Schalthebel abgerutscht sein musste.

»Was ist los?«

»Du hast die Zentralverriegelung aktiviert!«

Jessica fuhr den Wagen jetzt schon seit zwei Jahren und hätte nicht gewusst, welchen Knopf man dafür am Armaturenbrett drücken musste, und der Trottel hatte ihn aus Versehen gefunden.

»Was ist daran so schlimm?«, wollte Matthias wissen.

*Schlimm?* Schlimm war der falsche Ausdruck. Das war eine Katastrophe. Ein Super-GAU!

»Damit ist die Alarmanlage scharf geschaltet!«

»Und?«

»Das bedeutet, dass wir uns keinen Millimeter mehr bewegen dürfen!«

»Sonst was?«, fragte der Professor und drehte den Kopf zur

Seite.

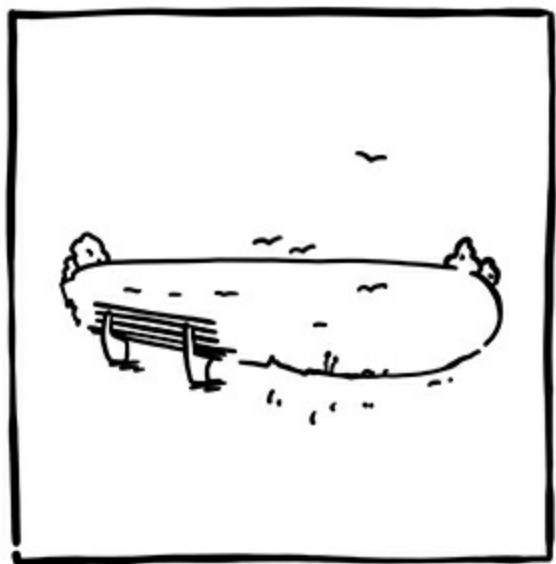
»Sonst das hier!«, antwortete Jessica, aber ihre Worte gingen in dem einsetzenden Lärm unter. Am liebsten hätte sie sich die Ohren zugehalten, so laut lärmte das Hupkonzert sogar noch im Inneren des Minis.

»Scheiße!«, befand Matthias, der nun offenbar begriffen hatte, was er ausgelöst hatte. In Berlin nahm niemand von einer Pkw-Alarmanlage Notiz. In Hamburg hingegen war es nur eine Frage der Zeit, bis hilfsbereite Bürger nach der Ursache für die Ruhestörung forschen würden und dabei auf zwei zur Bewegungslosigkeit verdammte, in sich verschlungene Sex-Ferkel stießen, von denen der eine in einer Polizeiuniform und die andere im Evakostüm steckte.

»Verdammmt, wann hört das Gehupe denn auf?«, schrie Matthias panisch.

Hätte Jessica gekonnt, hätte sie mit den Achseln gezuckt. Sie wusste es nicht. Alles, was sie in diesem Moment wusste, war, dass der Lärm nicht so schnell pausieren würde wie der Regen. Der fiel nämlich längst nicht mehr gegen die Heckscheibe. Dafür schien die Sonne durch sie hindurch.

Wie ein Scheinwerfer für die sicher bald auftauchenden Passanten ...



## 39. Kapitel

### Julius, Schwielowsee

Sylvio kam nicht zurück. Und nach einer Viertelstunde Wartezeit, in der ich es diesmal vermied, mit dem Ohr an der Tür von Vierlakens Büro zu lauschen (um nicht wieder das Opfer eines vorlauten Rotzbengels zu werden), entschied ich mich, meinen Platz zu räumen. Ich musste an der frischen Luft durchatmen und hoffte, diese am Wasser zu finden. Deshalb ging ich auf dem zum Schwielowsee führenden Pfad an mehreren Bootshäusern vorbei auf die Landungsstellen des Anwesens zu.

Der Weg endete an einer Rasenböschung, die zum Wasser hin abfiel. Etwa neunzig Prozent des Ufers waren von Schilf gesäumt, nur an einer Stelle gab es eine kleine Strandbucht. Hier, unter einer Schatten spendenden Weide, saß Oma Karl auf einer Bank aus groben Holzplanken. Sie hielt einen geöffneten Fächer in der Hand, den sie aber nicht benutzte, und schien auf ein in der Seemitte ankerndes Ausflugsfloß zu schauen. Sicher konnte man sich angesichts ihrer blickdichten Sonnenbrillengläser nicht sein.

Ich näherte mich laut räuspernd, um sie nicht durch mein plötzliches Auftauchen zu erschrecken. Sie zuckte nicht mal mit den Achseln.

»Darf ich mich setzen?«, fragte ich.

»Arschloch!«, antwortete sie freundlich lächelnd, ohne den Kopf in meine Richtung zu drehen.

Ich wertete das als »Ja« und nahm neben ihr Platz.

Es war kurz nach sechs, fühlte sich aber an wie zwölf Uhr mittags. Die Sonne brannte über die Baumkronen am anderen Ufer direkt auf meinen Schädel. Ich spürte, wie ich Kopfschmerzen bekam. Es war schwül, mein Bademantel klebte mir wie Gipskarton am Leib. Immerhin lenkte mich der Juckreiz von meinem Kribbeln in der Nase ab, ausgelöst durch die sichtbar umherfliegenden Pollenwolken. So musste ich mir nur die tränenden Augen kratzen.

(Hatte ich gesagt, ich war auf der Suche nach frischer Luft gewesen? Was für ein bescheuerter Einfall für einen Allergiker! Als würde ein Vampir nur mal kurz den Sarg öffnen wollen, um etwas Licht reinzulassen.)

»Puuh, was für eine Hitze!«, unternahm ich den wohl einfallslosesten Versuch, eine Konversation zu starten. Nala hatte mich vorgewarnt, dass mit Karl keine herkömmliche Unterhaltung möglich war. Vermutlich hätte ich auch sagen können: *»Ich frage mich, weshalb man nicht ein Kombi-Produkt Sonnenmilch & Duschgel in einer Flasche erfindet, dann wäre man nach dem Duschen gleich eingecremt!«* – und hätte mir als Antwort ebenfalls ein »Idiot!« eingefangen.

Ich setzte meine einseitige Unterhaltung mit Oma Karl fort in der beruhigenden Gewissheit, dass sie niemandem davon würde erzählen können.

»Ich wünschte, ich würde wie Sie in einer anderen Welt leben,

Henrietta. Wo niemand außer mir Zutritt hat. Dann würde ich jetzt nicht in so einer verdamten Zwickmühle stecken.«

»Du Pimmel!«

Ich lachte. »Ja, der bin ich. Ein komplettes Weichei. Ich meine, ich wollte meinem Freund einen Gefallen tun. Er heißt Raphael. Und er liegt im Sterben. Hat keine drei Wochen mehr. Vielleicht nicht mal mehr drei Tage. Als er seine Diagnose bekam, hab ich ihm ›The Walking Date‹ empfohlen. Das ist eine Plattform für ...«

»Ficker!«

»Nein, nicht so eine. Da treffen sich Menschen, die wissen, dass sie nicht mehr lange zu leben haben. Die sich ein letztes Mal verlieben wollen. So wie Raphael und Nala. Nur dass Raphael keine Kraft mehr hatte für sein letztes Date. Er hätte Nala nicht hierher begleiten können. Meinte, allein sein Anblick hätte sie runtergezogen. Na ja, deshalb bin ich für ihn in die Bresche gesprungen. Ich wollte doch nur helfen, nett sein. Raphael kriegt seinen letzten Wunsch erfüllt, Nala einen angenehmen Tag. Doch am Ende hab ich alle angelogen und zahle jetzt den Preis dafür, dass ich wie ein geldgeiler, aufmerksamkeitssüchtiger Schwindler dastehe, wenn alles ans Licht kommt.«

Ich nieste lautstark und merkte gleichzeitig, wie gut es tat, endlich einmal die Wahrheit zu sagen, auch wenn die Vorabendsonne mir den Schweiß ins Gesicht trieb und ich Karl am liebsten die blickdichte Sonnenbrille geklaut hätte, nicht nur als Pollenabwehr.

»Ich meine, vielleicht schaffe ich es ja noch, Nala und ihrem Vater reinen Wein einzuschenken. Aber wie soll ich das Video

erklären? Was soll ich Millionen von Menschen sagen, die gehört haben, wie ich mich als Todkranker aufgespielt habe, der sein gesamtes Vermögen verschenken will? Die Wahrheit glaubt mir doch keiner!«

Oma Karl blieb regungslos sitzen. Natürlich. Ihre Unterlippe zuckte. Ich rechnete mit einer weiteren Beleidigung wie »Pullerkopf« oder »Sackgesicht«. Doch sie blieb stumm. Stattdessen geschah etwas, was mich regelrecht erschütterte. Eine Träne schob sich unter dem Rand der Sonnenbrille hervor und rollte ihr die Wange hinab.

»Henrietta?«, fragte ich leise und sah mich um. Wenn sie kurz davorstand, einen Anfall oder so etwas zu erleiden, würde ich vielleicht Hilfe brauchen.

Einen Moment lang geschah weiter gar nichts, außer dass sie still vor sich hin weinte, doch dann erschütterte die alte Dame mich, wie mich noch nie zuvor jemand mit einem einzigen Satz hatte erschüttern können.

»Nala ist wieder krank?«, stellte sie eine völlig klare, komplett logische Frage, ohne auch nur im Geringsten verwirrt oder dement zu klingen.



## 40. Kapitel

Wie bitte?«, krächzte ich, obwohl ich sie bestens verstanden hatte.

»Meine Enkeltochter hat nicht mehr lange zu leben?«

Ich hörte ein Rauschen in den Ohren, und das war nicht nur der Wind im Schilf. »Ja, das ist richtig, aber ...«

*Wieso können Sie auf einmal in ganzen, sinnvollen Sätzen sprechen?*

Ich glotzte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Ein zufälliger Beobachter hätte meinen können, ich würde Oma Karl mit einer Froschgesicht-Imitation beeindrucken wollen.

»Ach verdammt, ausgerechnet sie. Die Einzige, die ich leiden kann!«, seufzte sie und nahm die Brille ab. Ihre Augen schwammen. Henrietta nestelte ein Stofftaschentuch hervor und tupfte sich die Tränen ab. »Dieser verdammt Krebs, wie bei ihrer Mutter!«

Ich war zu keiner Regung fähig.

Henrietta sah mich an. Mit der freien Hand stocherte sie den Fächer in meine Richtung und sagte: »Ja, ja, ich weiß, was Sie denken. Wieso ist die bekloppte Alte auf einmal so normal? Glückwunsch, Sie haben mich enttarnt. Ja, ich simuliere. Seit Jahren schon. Hat nach dem Tod von Viktor angefangen, der Liebe meines Lebens. Was hatten wir für tolle Unterhaltungen!

Was für tiefgründige Diskussionen. Sie haben mir die Welt bedeutet. Nach seinem Tod hatte ich keine Lust mehr, belanglose Gespräche mit irgendwem zu führen, und wurde stumm.« Sie wedelte wütend mit dem Fächer. »Die ganze Mischpoke soll mich in Ruhe lassen und ruhig denken, ich hab sie nicht mehr alle. So kann ich sie ungestraft alle naslang beleidigen, dieses dumme Pack! Die sind doch alle entweder geldgeil oder haben einen Pfeil im Kopf, wie diese Esoterik-Rosie.«

Ich hatte noch nicht sehr viel Zeit mit der Familie verbringen dürfen, hatte aber in den wenigen Stunden nichts erfahren, was meinen Widerspruch herausgefordert hätte.

»Wieso erzählen Sie mir das alles?«, fragte ich, nachdem ich meine Sprache wiedergefunden hatte.

Sie zuckte mit den Schultern. »Wollte ich ja nicht. Du hast mich mit Nala aus der Fassung gebracht.« Sie blickte wieder auf den See. »Zum Glück sind wir hier unter uns, es gibt keine Zeugen. Ergo wird es dir niemand glauben, wenn du es weitererzählst, kratzt mich also nicht.«

Ich hob beschwichtigend die Hand. »Ich hätte eh nicht vorgehabt, Sie zu verpfeifen.«

»Das weiß ich. Bist ja ne Memme.«

»Wie meinen Sie das?«

*Als Kompliment offenbar nicht.*

»Ach, du!« Sie winkte ab. »Du bist zu allen lieb, nett und höflich. Willst dir keinen Stress machen. Du würdest den Teufel tun, mich auffliegen zu lassen. Schon weil du es nicht ertragen könntest, dass ich dann sauer auf dich wäre.«

Ich nickte unbewusst. Allein, dass ich nicht darüber nachdenken wollte, ließ mich spüren, dass sie einen wunden Punkt getroffen hatte.

»Aber auch wenn du ein Weichei bist, scheinst du trotzdem das Herz am rechten Fleck zu haben. Deshalb tue ich dir einen Gefallen.«

»Welchen?«

»Ich sag dir, wie du dein Problem hier löst.«

Ich schirmte mein Gesicht mit der Hand gegen die Sonne ab, um ihr in die Augen schauen zu können. »Sie meinen, wie ich den Kopf aus der Schlinge ziehe?«

»Kostet dich was.«

»Kostet?«

Hatte sie nicht eben noch gesagt, sie hätte jahrelang so getan, als wäre sie dement, um mit ihrer geldgeilen Sippe nichts mehr zu tun haben zu müssen?

»Was wollen Sie denn haben?«

»Kippen. Die halten mich hier kurz. Vor allem Rosemarie, diese Gesundheitsapostel-Schnepfe. Hat alle meine Zigaretten weggeschmissen.«



## 41. Kapitel

**Z**igaretten? Ich war Nichtraucher.

»Woher soll ich denn ...?«

*Aber natürlich. Tiffany!*

Die Erinnerung kam so unvermittelt, dass ich grinsen musste. Langsam ließ ich die Hand erst in die eine, dann in die andere Bademanteltasche gleiten, tastete vorsichtig in ihr herum und dachte schon, ich hätte sie verloren, bis ich sie endlich in den Fingern hatte: die zerknickte Zigarette, die Tiffy mir in die Hand gedrückt hatte, kurz nachdem sie aus der Küche gestürmt war, in der die Männer der Familie in einer konspirativen Sitzung beschlossen hatten, Vierlakens Essen mit Abführmittel zu würzen.

»Hier!«, präsentierte ich sie Henrietta stolz, die sie erst abfällig musterte, sich dann aber doch in den Mund steckte.

»Ich hab leider kein Feuer«, entschuldigte ich mich. Das jedoch stellte kein Problem dar, denn in den Untiefen von Henriettas Rocktaschen befand sich ein Feuerzeug, das sie mir wortlos in die Hand drückte.

Oma Karl blinzelte mir verschwörerisch zu, als ich mit windabschirmender Hand die Zigarette anzündete.

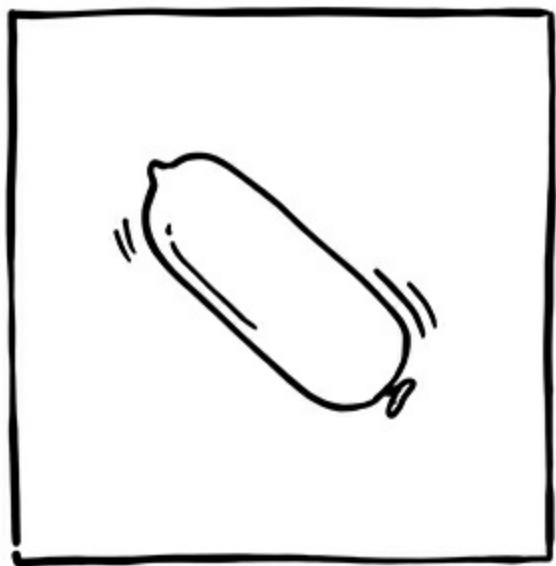
Schon nach einem Zug entspannten sich ihre Gesichtszüge. Sie lächelte sanft. Ihre Augen waren hell und klar und von Glück

erfüllt. Wenn auch nur für wenige Sekunden. Schon nach dem vierten Zug verdunkelte sich ihr Blick wieder. Starr und stumpf schien sie auf den See zu starren. Ihre Gesichtsmuskeln erschlafften, und ihre ganze Haltung wurde wieder tumb und kraftlos.

»Passen Sie auf, Sie verbrennen sich noch«, sagte ich erschrocken und verhinderte, dass ihr die Zigarette aus dem Mund in den Schoß fiel. Dabei bemerkte ich, was Oma Karl schon sehr viel früher aufgefallen war als mir. Nämlich, dass wir nicht mehr alleine waren.

Sadia stand seitlich hinter mir, neben unserer Bank, und schüttelte den Kopf so mürrisch, dass ich Sorge hatte, ihr Tuch könnte davonwehen. »Was ist denn hier los?«, fragte Geromes Ehefrau – zur Erinnerung: die Anti-Raucher-Aktivistin der Familie, die nur geblieben war, um beim Essen mit mir über juristische Probleme zu diskutieren, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Dass sich das wohl erledigt hatte, schloss ich aus ihrem Nachsatz: »Ich wollte euch eigentlich nur sagen, dass das Essen fertig ist. Aber dann komme ich und muss das hier sehen? Das ist ja wohl unglaublich. Was machst du denn mit der armen Frau, Julius?«

Sie nahm Oma Karl sanft die Zigarette aus dem Mund, drückte sie an der Lehne der Bank aus und stapfte mit dem Beweisstück in der Hand wütend zum Schloss zurück.



## 42. Kapitel

Nach einer kurzen Schreckstarre rannte ich ihr hinterher. Im Haupthaus verlor ich Sadia kurz aus den Augen und hörte eine schwere Tür hinter mir knarzen. Also korrigierte ich meine Richtung und eilte, so schnell es meine Hotelslipper zuließen, den Gang zurück, bis ich im Speisesaal ankam.

Tiffany, Rosemarie und Zoe hatten gemeinsam mit den Kindern YaSi, JoTo und FiKa an einer Tafel Platz genommen, an der man locker mit fünfzig Teilnehmern »Reise nach Jerusalem« hätte spielen können. Ich zählte ein Dutzend Gedecke aus feinstem Porzellan und Silberbesteck, das für mindestens fünf Gänge reichen mochte.

Gleich drei Kronleuchter hingen im Abstand von mehreren Metern von der Decke, und ich war mir trotzdem nicht sicher, ob die Gäste an den jeweiligen Kopfenden bei einem späten Dinner nicht im Dunkeln sitzen würden. Wenn es eine arme Sau gab, die die Unmengen an übergroßen weißen Tischdecken für den heutigen Anlass hatte bügeln müssen, lag diese jetzt bestimmt mit geschwollenem Tennisarm in der orthopädischen Notaufnahme. Den Blicken nach zu urteilen, wünschten die drei Frauen am Esstisch mich ebenfalls ins Krankenhaus.

»Er hat what?«, echauffierte sich Zoe im allerbesten Denglisch.

Sie starrte entsetzt auf den Zigarettenstummel zwischen Sadias Fingern.

Ich räusperte mich und sprach dennoch mit einem Frosch im Hals: »Wenn ich das erklären dürfte?«

»Ich bitte darum!«, nickte Sadia mir zu.

»Karl ist nicht ...«

»Wer?«

»Ich meine Henrietta«, korrigierte ich meinen Fauxpas.

Vermutlich stand es Nicht-Familienmitgliedern nicht zu, Omas Spitznamen zu benutzen. Ich deutete auf die krumme Kippe, die Sadia nun als Beweisstück zwischen Wasserglas und Vorspeisenteller auf die Tischdecke gelegt hatte.

»Henrietta hat mich gebeten, ihr etwas zum Rauchen zu besorgen.«

Tiffany lachte ironisch auf. »Aha, hat sie das? Kurze Nachfrage, wenn du gestattest: In welchem Wortlaut genau hat sie das getan? War es: ›Du Pimmel!‹, oder hat sie mit ›Kackkopp‹ um eine Fluppe gebeten?«

Wütend darüber, dass ich ausgerechnet von der Person angepflaumt wurde, von der ich überhaupt die Zigarette hatte, überlegte ich, ob ich Karl outen durfte, um den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Ich entschied, dass mir wohl keine andere Wahl blieb. »Ich weiß, was Sie denken«, seufzte ich. »Aber Henrietta ist nicht krank.«

»Und das wollten Sie ändern, indem Sie ihre Lunge vergiften?«, fragte mich Rosemarie. Wie hatte Henrietta sie genannt? Gesundheitsapostel-Schnepfe? In ihren Augen wäre ich

kaum ein schlimmerer Abschaum, hätte ich Oma Karl an einer Crack-Pfeife ziehen lassen.

Ich schüttelte energisch den Kopf. »Sie kann uns hören, versteht ihr?«

»Na klar hört sie uns. Sie ist ja nicht taub.«

*Himmel, tun die alle nur so doof, oder haben die wirklich nichts als einen Pfeifton im Kopf?*

Vierlakens Freundin, die von allen die tiefsten Zornesfalten im Gesicht hatte, fragte mich: »Haben Sie meinen Hartmuth auch unter Drogen gesetzt?«

*Was?*

»Nein, ich habe niemanden ...«

»Das würde nämlich seine Schlaffheit von heute früh erklären!«, sagte sie.

Tiffany gefiel der Verlauf des Gesprächs offenkundig nicht, der durch Rosies Einwurf verursacht worden war. »Liebes, bitte. Hier geht es um Henrietta und nicht um euer Liebesleben!«

»Siehst du, siehst du. Er hat es geschafft!« Vierlakens Lebensgefährtin seufzte schwer. »Unser Familienspirit ist vergiftet. Kein Wunder, dass der Fruchtbarkeitstanz seine positive Energie nicht auf uns übertragen kann. Julius stört unsere Ströme!«

Ich hob beschwichtigend beide Hände, ließ sie aber schnell wieder sinken, als ich merkte, dass sich der Bademantel öffnete. »Bitte, es war und ist nicht meine Absicht, hier irgendwen bei irgendwas zu stören. Sobald ich meine Kleidung wiederhabe, verlasse ich Ihre Runde, und Sie sind mich los.«

»Was geht hier vor?«

Alle Köpfe drehten sich reflexartig zu der Stimme, deren Besitzer in einer Durchgangstür neben dem seitlichen Kamin erschienen war. Vierlaken.

Irgendwie brachte er es fertig, in seinem Bademantel sehr viel respekt einflößender zu wirken als ich in meinem. Und das, obwohl er mit seinen kurzen Beinen zur Umrundung des Tisches sicherlich doppelt so lange gebraucht hätte wie seine Tochter, die nun im Türrahmen neben Colette stand.

»Er hat deiner Mutter eine Zigarette in den Mund gesteckt«, sagte Zoe ausnahmsweise mal einen Satz ohne Anglizismus.

»Gegen ihren Willen!«

Vierlaken trat näher und griff sich die Knick-Zigarette vom Tisch. »Ist das wahr?«, fragte er mich.

»Nein, ja. Es ist nicht so, wie Sie denken.«

»Wieso zum Geier haben Sie das getan?«

»Sie hat mich darum gebeten. Ihre Mutter ist eine Simulantin. Die tut so, als wäre sie dement, um mit euch nicht reden zu müssen. Dabei hat sie alle Sinne beisammen. Und im Übrigen kann ich sehr gut verstehen, weshalb sie euch zum Narren hält, denn ihr seid so ziemlich das nervtötendste Pack, das mir je untergekommen ist ...«

So in etwa hatte ich mich erklären wollen, aber ein Horror einflößender Anblick hielt mich davon ab. Während alle Blicke auf mich gerichtet waren, blähte sich hinter dem Rücken der restlichen Anwesenden ein Ballon auf. Der Latexball war bereits

größer als das Gesicht von Johann Torsten, dem kleinen Erpresserbengel, der die milchige Hülle immer weiter aufblies.

»Was haben Sie sich dabei gedacht?«, herrschte Vierlaken mich erneut an. Und dann passierte es. Alle hörten das obszöne Flabber-Geräusch, das entsteht, wenn aus einem Schlauch unkontrolliert Luft entweicht, und drehten sich zu Johann Torsten. Unterdessen flubberzischte das Kondom, das der Rotzlöffel aufgesammelt hatte, nachdem es mir vorhin aus meinem Portemonnaie gefallen war, quer über den Esstisch, knapp am Kronleuchter vorbei – direkt in Vierlakens Gesicht.

»Verdammt, was zum Teufel ...?«, rief Nalas Vater erschrocken.

Angewidert starrte er auf das abgerollte Verhütungsmittel, das er am Reservoir zwischen Daumen und Zeigefinger wie das benutzte Taschentuch eines Fremden von sich abhielt.

JoTo, vor dem noch die Glitzerverpackung des Kondoms lag, brach in Tränen aus.

»Woher hast du das?«, fragte sein Opa.

JoTo unterbrach seinen Heulkampf für einen treffsicheren verbalen Dolchstoß: »Von ihm!«

Dreimal dürfen Sie raten, auf wen die Rotznase zeigte.



## 43. Kapitel

### Jessica

Eine Autoalarmanlage in der Innenstadt = nervtötend.  
Ein blinkendes und hupendes Auto direkt vor einem Juwelier, der bereits mehrfach überfallen worden ist (und zwar mit der Masche, dass die Räuber mit einem gestohlenen Wagen durch das Schaufenster rasten) = bedrohlich.

Ein Jura studierender Sohn in der Wohnung direkt über dem Juwelierladen seines Vaters = extremes Pech.

Jedenfalls dann, wenn man beim Seitensprung nackt und gefesselt unter einem als Polizist verkleideten Liebhaber auf der winzigen Ladefläche eines viel zu engen Kleinwagens lag.

»Wieso hört denn das Getröte nicht auf?«, jammerte Matthias, mittlerweile etwas panisch. Es war eine Frage der Zeit, bis neugierige Passanten sie hier in flagranti erwischen. »Laut Gesetz darf eine Alarmanlage maximal hundertachtzig Sekunden laufen!«

»Laut *Halt die Fresse* darf ein Sexkasper mit Bandscheibenvorfall mich nicht mit schwachsinnigen Feststellungen nerven!«, schrie Jessica ihm ihre Wut an den Kopf.  
»Wir müssen hier raus, also beweg dich!«

Was Matthias tatsächlich auch tat. Leider.

»Mist, elender!«

»Was denn?«, fragte Jessica. Dann spürte sie es.

*Nein, nein, nein.* Das war unmöglich. Das konnte nicht passiert sein?

Anscheinend doch!

Jessica wusste nicht, ob Matthias sich unter Schmerzensstöhnen wieder am Lenkrad nach vorne zu ziehen versucht hatte und dabei abgerutscht war. Oder ob er direkt auf den Schalter in der Mittelkonsole gepatscht hatte, der die Handbremse deaktivierte. In jedem Fall hatten seine ruckartigen Bewegungen dazu geführt, dass das Fahrzeug sich aus dem abschüssigen Parkhafen in Bewegung setzte. Langsam, aber zielstrebig über den schmalen Bürgersteig hinweg – treffsicher auf die Schaufensterscheibe von Luxor-Juwelen zu.

»Halt es an!«, schrie ihr Ex-Professor allen Ernstes, als wäre ihr entfallen, dass sie ja ein Gummimensch war, der sich wie ein Tintenfisch unter ihm wegquetschen und mit ihren Tentakelarmen nach vorne greifen könnte, um das Unglück zu verhindern. Was ihr natürlich nicht möglich war.

Weswegen es erst ein ohrenbetäubendes Knirschen, dann einen schmerzhaften Ruck gab, der sie und Matthias noch weiter nach vorne riss, bis der Wagen zum Stillstand kam. Und endlich schwieg auch die Autoalarmanlage. Dafür schepperten die Sicherheitssirenen des Juweliergeschäfts nun umso lauter.

»Panzerglas«, hörte sie Matthias gegen den Lärm anschreien. »Die Scheibe ist nicht kaputt!« Er schien sich ernsthaft darüber zu freuen.

»Ach so, na dann ist ja alles bestens«, keuchte sie in sein Sturmhaubengesicht. »Dann können wir uns ja alle Zeit der Welt lassen, bis die Polizei eintrifft, um das Missverständnis aufzuklären, während die Feuerwehr uns mit einem Schneidbrenner hier rausflext.«

Jessica stieß ihrem ehemaligen Dozenten mit aller Gewalt das Knie in den Unterleib in der Hoffnung, dass wenigstens diese Schmerzen Matthias zu einer Positionsveränderung bewegen könnten; aber sie erreichte damit nur, dass sie ihn komplett paralysierte.

Was ihr mittlerweile vollkommen egal war, da sich herausgestellt hatte, dass ihnen nicht einmal mehr die Zeit bis zur Ankunft der Polizei blieb. Denn es hatte sich bereits ein neugieriger Zeuge am Heck eingefunden.

Jessica spürte, wie ein Schatten die Rückbank verdunkelte.

»Hab ich euch!«, sagte dieser Schatten triumphierend. Jessica hob den Kopf und sah einen kaum Zwanzigjährigen mit streng nach hinten gegelten blonden Haaren durch die Heckscheibe starren. Er trug ein zugeknöpftes roséfarbenes Poloshirt und kurze Khakihosen. Und er war bewaffnet. In der rechten Hand hielt er eine Pistole. In der linken etwas sehr viel Gefährlicheres: ein Handy.

*Oh Gott.*

Der College-Boy war möglicherweise ein eitler Fatzke, aber Jessica bezweifelte stark, dass er gerade ein Selfie machte, weswegen das an seinem Telefon aktivierte Taschenlampenlicht nur eines bedeuten konnte: *Er filmt uns!*

»Heute wird's wohl nichts mit fetter Beute bei meinem Vater«, hörte sie ihn sagen.

Es dauerte eine Weile, bis Jessica begriff, was der Schnösel sich aufgrund des sich ihm bietenden Anblicks zusammengereimt hatte: ein bewaffneter Mann mit Sturmhaube in einem wahrscheinlich geklauten Auto, der von der Panzerglassscheibe bei dem Versuch gestoppt worden war, ins Schaufenster von Luxor-Juwelen zu schleudern, um sich dann an Uhren, Ringen und sonstigem Schmuck zu bedienen. Dass die Weste des Professors mit »Polizei« beschriftet war, konnte der Sohn des Juweliers wegen der Bauchlage von Matthias nicht sehen. Auch die nackte Frau unter dem vermeintlichen Einbrecher schien ihn nicht zu irritieren. Der Juwelierssohn klang überzeugt und selbstzufrieden bei dem Selbstgespräch, das er zweifellos mit seinem Handy führte.

»Hey, Leute, wir sind live, und ihr seht gerade, wie ich einen weiteren Einbruch bei Papa verhindern konnte. Die Polizei ist schon unterwegs! Gebt mir ein Like, wenn ihr das cool findet.«

*Live?*

Jessica wusste nicht, wie lange sie es noch verhindern konnte, sich vor Verzweiflung zu übergeben.

Es war nicht allein, dass Luxor-Junior offenbar seine Online-Community mit Livebildern bediente, auf denen eher früher als später zu sehen sein würde, wie sie nackt aus einem Mini kletterte, um von der Polizei abgeführt zu werden. Das Schlimmste daran war, dass Mr. Poloshirt schon jetzt die ganze Zeit das »Zu verkaufen«-Schild filmte, das sich im Seitenfenster

des Minis befand. Mit dem QR-Code, der zu ihrer privaten Homepage führte.

Womit schon sehr bald halb Instagram, TikTok und YouTube den Namen der Frau kennen würden, deren Seitensprung direkt in ein Schaufenster hineingeführt hatte.

Die halbe Welt ... *und Julius!*

## 44. Kapitel

### Nala

**E**s roch würzig nach frisch geschnittenem Heu. Nala sah eine erste dunkle Wolke am Himmel und war sich sicher, dass sich die angestaute Hitze des Tages bald in einem kurzen, aber heftigen Sommergewitter über dem Schwielowsee entladen würde.

»Spinne ich, oder habe ich gerade einen Elefanten tröten hören?«, fragte Colette, mit der sie durch den vorderen Teil des Parks spazieren ging.

»Ja, das ist Bruno.« Nala klärte sie über die Zirkus-Rettungsaktion ihres Vaters auf. »Keine Sorge, er ist gerade in seinem provisorischen Gehege.«

»Ist er für die Beule in Julius' Porsche verantwortlich?« Colette zeigte Richtung Eingangstor, vor dem sie bei ihrer Ankunft offenbar das verbeulte Auto hatte stehen sehen. »Sylvio hat mich darauf aufmerksam gemacht. Ich interessiere mich nicht für Autos. Egal, ob mit oder ohne Blechschäden.«

Nala stellte fest, dass sie hier etwas gemeinsam hatten, und fragte dann: »Apropos Sylvio. Weißt du, wo er nach der Besprechung hin ist?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass er sich im See ertränken wollte.«

Nala grinste. Tatsächlich war ihr Vater mit diesem eingebildeten Lackaffen hart ins Gericht gegangen. Er hatte keinerlei Zweifel daran gelassen, dass er sein Investment stornieren würde. Zudem hatte Papa angeregt, dass Colette und sie sich überlegen sollten, gemeinsam eine Firma mit ähnlichem Geschäftsmodell weiterzuführen. Sie hatte ihm klargemacht, dass ihre jetzige Arbeit sie voll und ganz erfülle, doch Vierlaken hatte sich davon nur wenig beeindruckt gezeigt. »Da bleibt Raum für andere Aufgaben«, hatte er gesagt und sie schließlich mit der Bemerkung »Muss jetzt schnell mal mit Rosie schmusen« sitzen lassen.

»Ich muss mich für meinen exzentrischen Vater entschuldigen«, sagte Nala.

Colette lachte. »I wo. Ich finde ihn erfrischend ehrlich. Auch wenn sein Humor irgendwo in der Pubertät hängen geblieben ist.«

*Wohl wahr.*

Nala nickte und sah auf ihre Uhr. Beinahe sieben. Das Abendessen hätte längst beginnen sollen, aber jetzt war alles durcheinandergeraten. Papa war dabei, das Projekt Nachwuchs anzugehen, Julius wartete in seinem Zimmer auf seine Kleidung, die von der Haushälterin in Windeseile gereinigt und gebügelt worden war und ihm von Juan gebracht werden dürfte. Nach der Kondom- und Zigarettennummer hofften alle auf seinen baldigen Abschied. Julius selbst fieberte ihm wohl am meisten entgegen.

Ihr Begleiter hätte ja allem Anschein nach am liebsten schon kurz nach der Ankunft kehrtgemacht.

Nala unterdrückte einen tiefen Seufzer.

Sie wusste um die wesensverändernde Wirkung, die Schloss Alt-Freudental auf Menschen haben konnte, die hier zum ersten Mal zu Gast waren. Aber Julius war nicht nur eingeschüchtert gewesen. Sie konnte es nicht genau benennen, doch sie war sich sicher, dass es nicht allein der Protz und der Prunk waren, weswegen er sich von Anfang an fehl am Platze gefühlt hatte.

»Ich werde aus Julius nicht schlau«, sagte sie zu Colette.

Sie blieben vor einer Parkbank stehen, an deren Lehne ein Messingschild befestigt war. Ähnlich jenen, mit denen in öffentlichen Anlagen die Spender bekannt gemacht werden.

Ihr Papa benutzte sie dafür, um etwaige Ruhesuchende mit seinen Lebensweisheiten zu konfrontieren. Auf diesem Exemplar war groß eingraviert: *Geben ist seliger denn Nehmen!*

Und klein darunter: *Alte Profiboxer-Weisheit.*

»In seinen Briefen war er so lebensklug, humorvoll und witzig. Immer wieder hat er mich abwechselnd zum Lachen und zum Nachdenken gebracht, einfach, weil er eine so ungewöhnliche Sichtweise auf alltägliche Dinge hat.«

»Zum Beispiel?«

»Wir haben über carpe diem diskutiert. Er hat mir widersprochen, als ich gesagt habe, wir müssten in der wenigen Zeit, die uns bleibt, mehr im Hier und Jetzt leben. Julius' Meinung nach würde das die schönste aller Freuden ausklammern, und zwar die Vorfreude auf die Zukunft. Wie auf unser Date.« Nala

seufzte. »Und nun habe ich den Eindruck, er hat sich nie auf unser Kennenlernen gefreut. Anders, als er in seinen Mails behauptet hat. Er war von der ersten Sekunde an seltsam.«

Colette nickte. »Tatsächlich schlagen zwei Herzen in Julius' Brust. Zu Beginn unserer Beziehung war er für mich auch ein Rätsel. Aber Raphael hat mich irgendwann aufgeklärt.«

»Wer ist Raphael?«

Sie schlenderten weiter.

»Sein bester Freund. Julius weiß nicht, dass er mir sein Geheimnis anvertraut hat.« Colette lächelte traurig. »Jetzt, wo er nicht mehr viel Zeit hat, macht es ihm vermutlich nichts aus, wenn ich dich einweihe.« Sie räusperte sich. »Julius hatte eine schwere Kindheit. Nicht in dem Sinne, dass ihm eine Karriere als Junkie oder Verbrecher vorgezeichnet gewesen wäre. Aber sie hat ihn negativ geprägt.«

Sie passierten wieder eine Bank. Nala hoffte inständig, die Inschrift dieses Messingschildes würde Colette verborgen bleiben, denn hier hatte ihr Vater hinterlassen:

*Glück ist wie ein Furz. Willst du es erzwingen, geht's meistens in die Hose!*

Falls sie das tatsächlich im Vorbeigehen gelesen hatte, musste Nala ihr Respekt zollen, denn Colette ließ sich von diesem infantilen Spruch nicht aus dem Konzept bringen.

»Die meisten lieben ihn für seine vermittelnde Art«, sagte sie. »Er wäre der perfekte Diplomat. Man hat mit ihm selten Streit, weißt du?« Colettes Blick schweifte in die Ferne, als erinnerte sie sich an etwas. »Es sei denn, er ist seelisch komplett überfordert.

Oder er weiß, dass er mit der Person so gut befreundet ist, dass er hinterher immer alles geradebügeln kann. Dann fühlt er sich sicher und kann auch mal ein richtiger Scheißkerl sein.«

Sie mussten die Luft anhalten, weil eine Wolke kleinerer Eintagsfliegen vor ihnen aufgetaucht war.

Nala atmete erst wieder, als sie sie passiert hatten.

»In seiner Kindheit haben seine Eltern ständig gestritten. Julius hasste nichts so sehr, wie seine Mutter oder seinen Vater streiten zu sehen. Zumal die Auseinandersetzungen von Mal zu Mal heftiger wurden. Und körperlicher.«

»Seine Mutter wurde von ihrem Mann geschlagen?«

Colette lachte freudlos. »Sie haben sich gegenseitig vertrimmt.« Sie schnipste sich eine Fliege vom Kleid. »Ich bin keine Expertin, aber ich glaube, die Wutausbrüche haben Julius' Empathie geschult. Er hat mir mal erzählt, irgendwann war er so weit, dass er aus winzigen Details in der Stimme, dem Gang, der Atmung oder allein an dem Thema, das ein Elternteil beim Essen anschnitt, spüren konnte, dass es wieder zum Streit kommen würde.«

»Den er dann abzuwenden versuchte.«

Colette nickte. »Indem er eine vermittelnde Position einnahm. Das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken versuchte. Oder indem er den Eltern etwas sagte, wovon er glaubte, dass es gute Laune erzeugte.«

Sie blieben stehen und sahen einander an. »Er ist kein schlechter Mensch, im Gegenteil. Das beweist ja allein seine JGA-

Idee. Er ist einfach nur darauf konditioniert, jeglichen Streit zu vermeiden. Lieber leidet er, als dass er andere leiden sehen will.«

»Wie ist das mit Julius' Eltern ausgegangen?«, fragte Nala, die einen Verdacht hatte.

»Böse!«, bestätigte Colette ihre Vermutung.

Sie gingen weiter.

»Er war siebzehn, als es mal wieder eskalierte. Es fing an wie bei Loriot. Vater und Mutter waren beim Kofferpacken. Sein Vater fragte, ob er einen Anzug in die Ferien mitnehmen solle, Julius' Mutter verneinte, was solle er mit einem Zweireiher bei dreißig Grad in Spanien? Außerdem sei der eh nicht mehr in Mode. ›Nicht mehr in Mode? Du hast mich das gesamte letzte Jahr mit ihm zur Arbeit gehen lassen.‹ Und so weiter und so fort. Ein Wort ergab das andere. Julius war an diesem Tag erschöpft und müde vom Sport. Er beschloss, sich nicht einzumischen, obwohl er, wie er meinte, gewusst habe, wie er mit einem Scherz die Situation hätte deeskalieren können.«

*Und wieder einmal der traurige Klassiker*, dachte Nala. Wie viele Eltern gab es da draußen, die gar nicht wussten, was sie ihren Kindern antaten, indem sie sie an ihrem Gefühlsleben so offen teilhaben ließen. Väter, die brüllten, Mütter, die weinten, oder umgekehrt. Als Therapeutin hatte sie die Folgen eines solchen passiven seelischen Missbrauchs nur zu häufig in ihrer Praxis auf dem Sofa sitzen. Männer wie Frauen, die in viel zu jungen Jahren psychisch komplett überfordert gewesen waren, weil sie gemeint hatten, schlichtend oder beruhigend eingreifen zu müssen. Kleine Seelen, die zu früh ein falsches

Selbstwertgefühl daraus gezogen hatten, dass sie mit den scheinbar richtigen Worten und Gesten Mama getröstet oder Papa beruhigt hatten ...

»Sein Vater ist außer sich vor Wut in sein Auto gesprungen, um sich einen neuen Anzug zu kaufen, seine Mutter wütend auf den Beifahrersitz gestiegen. Beide waren nicht angeschnallt. Beide starben noch am Unfallort.«

Obwohl Nala fast damit gerechnet hatte, spürte sie eine tiefe Traurigkeit, jetzt, da Colette es aussprach.

»Und Julius gibt sich die Schuld, es nicht verhindert zu haben!«, fasste sie zusammen. *Der traurige Klassiker eben.*

Colette stimmte ihr zu.

Sie erreichten die dritte und letzte Parkbank auf ihrem Weg, der jetzt einen Bogen machte und zum Schloss zurückführte.

Die hier verewigte Inschrift passte sogar zu der Tragödie, die Julius' Ex ihr gerade geschildert hatte.

*Auch Atheisten müssen irgendwann dran glauben!*

»Seitdem macht und sagt Julius meistens nur noch das, von dem er meint, dass andere es sehen oder hören wollen. Er tut alles dafür, um geliebt zu werden. Ich glaube, er würde sogar die falsche Frau heiraten, nur weil er es nicht erträgt, sie traurig zu sehen, wenn er ihr einen Korb gibt.« Colette seufzte.

»Deswegen konnte ich nicht länger eine Beziehung mit ihm führen. Über alldem, was andere an ihm so mögen, hat er verlernt, sich selbst zu lieben.«

»Nein«, wagte Nala ihr zu widersprechen.

Sie standen wieder vor dem Schlosstor.

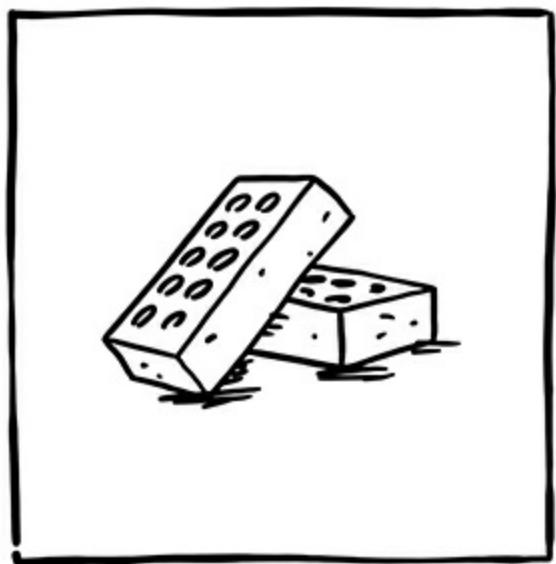
»Er hat es nicht verlernt. Er hat es noch nie gekonnt. Ich denke, Julius hat noch nie herausgefunden, wer er ist und was er wirklich will.«

Colette nickte. Traurig und zustimmend zugleich. »Und jetzt fehlt ihm die Zeit dafür«, flüsterte sie.

»Jetzt fehlt ihm die Zeit dafür«, bestätigte Nala.

Sie sah, wie Julius' Ex-Freundin auf die Uhr schaute, dann zum Fenster hochsah, hinter dem sie ihn vermutete. »Schätze, er ist jetzt umgezogen. Ich schau, wo Sylvio steckt, und dann fahren wir alle heim.«

Nala schüttelte nachdenklich den Kopf. »Nein. Fahr du allein mit seinem Partner. Ich habe mit Julius noch was zu besprechen!«



# 45. Kapitel

## Julius

**I**st der Ruf erst ruiniert, lebt's sich gänzlich ungeniert.

Ich hatte diesem Spruch noch nie etwas abgewinnen können. Heute hatte ich gelernt, ihn zu hassen.

In Vierlakens Augen war ich entweder ein simulierender Betrüger oder ein todkranker Lügner, in jedem Fall aber ein humorgestörter Irrer, der seine minderjährigen Enkel mit Verhütungsmitteln und seine demente Mutter mit Zigaretten fütterte. Mit diesem Ruf würde es sich nicht ungeniert leben lassen, sondern nur noch in Verbogenheit und unter Pseudonym auf einem anderen Kontinent.

Mir graute vor dem Moment, in dem ich das Jessica würde erklären müssen. Ich fürchtete mich schon jetzt vor ihrem unvermeidlichen Anruf. Zwar war sie auf Hiddensee von allen digitalen Annehmlichkeiten abgeschnitten, doch früher oder später würde sie von der Misere erfahren, in die ich mich und damit uns alle geritten hatte.

Immerhin: Mein Sommeranzug war wieder trocken. Juan hatte ihn mir zusammen mit meiner Unterwäsche gebracht. Ich war gerade dabei, mir die Hose anzuziehen, als es an der Zimmertür klopfte.

»Hier steckst du also, du Idiot!«

Oma Karl stampfte zielstrebig an mir vorbei ins Zimmer, arthritisch auf einen Stock gestützt, die Sonnenbrille wieder im Gesicht.

Ich verpasste den Moment, ihr zu sagen, dass ich beim Anziehen auf ihre Anwesenheit keinen gesteigerten Wert legte, und sah ihr dabei zu, wie sie sich auf einen einzelnen Sessel pflanzte, der schräg neben dem Bett stand.

*(Was hat es eigentlich mit diesen schräg neben Betten stehenden Einzelsesseln auf sich, die sich zu hundert Prozent in jedem Hotelzimmer und nun mittlerweile auch in Häusern wiederfinden, die sich ein Gästezimmer leisten können? Irgendwo auf der Welt muss es eine Verschwörung von Innenarchitektinnen und Ausstattern geben, die einen Geheimdeal mit Plüschsessel-Herstellern haben. Ich weiß, ich schweife ab.)*

»Wo ist meine Zigarette?«, fragte mich Henrietta und streckte die knochige Hand nach mir aus.

Ich überlegte, ob ich meinen Gürtel schließen sollte oder ob das wieder zu Missverständnissen führen würde, wenn Sadia unangemeldet hier reinplatzen und mich dabei erwischen würde, wie ich direkt vor Nalas Oma an meinem Hosenbund herumnestelte.

»Wenn Sie glauben, dass ich Ihnen etwas zu rauchen besorge, nach allem, was ...«

»Halt die Backen!«, unterbrach sie mich. »Das war ein Witz. Ich bin gekommen, um unseren Deal einzuhalten.«

»Wir hatten einen Deal?«

»Ich bin dir noch die Antwort schuldig.«

Ich entschied mich, den Gürtel zu schließen. Die Gefahr, sonst mit heruntergerutschten Hosen erwischt zu werden, erschien mir größer.

»Sie meinen die Antwort, wie ich den Kopf aus der Schlinge ziehen kann? Tut mir leid, aber ich fürchte, der Zug ist endgültig abgefahren.«

Sie schüttelte den Kopf, während ich mich aufs Bett setzte, um mir die Socken anzuziehen, die – kein Witz – ebenfalls geplättet waren. Das nächste Mal, wenn Vierlaken mir »Katscheng« androhte, würde ich sichergehen, meine sämtliche Bügelwäsche auf einmal am Leib zu tragen. Das hier war besser als jede professionelle Schnellreinigung.

»Ich hab dir nicht versprochen, dir zu sagen, wie du hier heile rauskommst. Ich hab dir gesagt, ich zeige dir, was du tun musst, um dein Problem zu lösen.«

»Ist das nicht dasselbe?«, fragte ich Karl.

»Nein. Ganz und gar nicht.« Sie kratzte sich den Hals kurz über der Lagerfeld-Krawatte. »Du Schwachmat denkst, mein Sohn Hartmuth wäre dein Problem. Oder Nala. Oder dein Geschäftspartner. Oder irgendwer sonst hier auf dem Fest.«

»Sind sie es etwa nicht?«

»Nein.«

*Aha.*

»Und wer ist es dann?«

»Du! Du bist dein einziges, verdammtes, riesengroßes Problem, Blödsau!«

Wenn der Ton die Musik machte, spielte Henrietta ihr Lied gerade auf einem verstimmten Klavier mit zertrümmerten Tasten.

»Was interessieren dich denn all die Trottel um dich herum? Nala mal ausgenommen, denn die ist wirklich toll. Auf die lasse ich nichts kommen. Aber der Rest?«

Sie machte eine fahriges Handbewegung, als wollte sie eine Fliege verscheuchen.

»Sagen Sie mir jetzt bitte nicht, ich soll den Rest meines Lebens so stumm werden wie Sie!«, flehte ich.

*Obwohl.* Keine dummen Gespräche mehr mit Sackgesichtern wie Sylvio führen zu müssen, nur noch Schimpfwörter, die ich ihm hin und wieder an den Kopf ballerte – die Vorstellung hatte etwas Verlockendes.

Oma Karl nahm ihren Stock und stocherte mit seinem Ende in meine Richtung. »Du Idiot sollst dir eine Frage stellen!«

»Welche?«

»Eine einzige. Die wichtigste. Sie lautet: ›Was ist rot und ganz schlecht für die Zähne?‹«

»Wie bitte?«

»Ein Ziegelstein.«

Henrietta rollte genervt mit den Augen, als sie in mein ratloses Gesicht sah. »Das war wieder ein Witz. Hartmuth hat recht. Mit deinem Humor stimmt was nicht. Egal. Die richtige, alles entscheidende Frage lautet: Wen?«

»Wen was?«, wiederholte ich, diesmal darauf lauernd, schon wieder von der Alten hopsgenommen zu werden.

Sie holte tief Luft wie ein Kind, das mit seinen Freunden im Schwimmbad wettet, wer länger unter Wasser bleiben kann. Einen Moment lang befürchtete ich, sie würde sich sogar die Nase zuhalten.

»Wenn hier auf Schloss Alt-Freudental alle Menschen versammelt wären«, sagte sie, »alle, die du kennst. Freunde, Bekannte, Verwandte, Kollegen ...«

*Dann wäre hier im Schloss noch immer mächtig viel Platz am Esstisch.*

»... wen würdest du suchen gehen?«

Hm. Gute Frage eigentlich. Simpel, aber effektiv.

»Nach wem würdest du dich umschauen, Jungchen?«

Ich dachte nach.

Die Situation, auf Partys nach bekannten Gesichtern Ausschau zu halten, war mir nicht fremd. Ich konnte es nicht leiden, irgendwo alleine herumzustehen. Zum Glück waren irgendwann Handys erfunden worden, so konnte man immer so tun, als wäre man nicht der Solo-Trottel in einer Gesellschaft, in der alle einander zu kennen schienen, sondern absichtlich damit beschäftigt, irgendwelche blöden Mails zu checken, während man in Wahrheit nur keinen Anschluss fand. Allerdings war es mir in diesen Situationen gleichgültig, mit wem ich sprach. Hauptsache irgendwer, der mich von dem Gefühl befreite, allein unter vielen zu sein. Oma Karl aber fragte mich nach der mir wichtigsten Person in meinem Universum.

»Nur um diesen Menschen geht es«, fuhr sie fort. »Um keinen sonst. Alle anderen können dich mal. Auf die kommt es nicht an.

Es ist völlig egal, was sie denken. Ihre Meinung muss dir nicht wichtig sein. Nur dieser eine Dinosaurier-Mensch ...«

»Wer?«

Sie schob sich von dem Sessel hoch und stakste mit dem Stock zur Tür. »Der Mensch, zu dem du fährst, wenn es in den Nachrichten heißt, dass in zwei Stunden ein Meteorit einschlägt und wir deshalb das Schicksal der Dinos teilen.«

*Aha.* Sie hatte das Ausgangsszenario ausgetauscht. Das Schloss war nicht mehr mit meinen Bekannten bevölkert, stattdessen rauschte eine tödliche Gefahr aus dem All auf uns zu. Auch gut. Die Aufgabenstellung war die gleiche.

*Wen?*

Ich ging Namen um Namen durch. Gesicht um Gesicht zog vor meinem geistigen Auge vorbei, da war Henrietta schon längst wieder verschwunden.

Die Frage, die sie mir gestellt und mit der sie mich allein gelassen hatte, beanspruchte mich so sehr, dass ich vergaß, mir die zweite Socke anzuziehen, weswegen ich Nala halb barfüßig die Zimmertür öffnete, nachdem sie geklopft hatte.

Kurz nachdem mir die Person eingefallen war.

Die einzige, nach der ich Ausschau halten würde.

»Wo willst du hin?«, fragte sie mich, als ich mit der Socke in der Hand an ihr vorbei in den Flur eilte. »Zu meinem Dinosaurier-Menschen!«

Sie lächelte, ohne eine weitere Frage zu stellen. Offenbar hatte es eine Zeit gegeben, zu der Oma Karl auch mit ihr den

Meteoriten-Test gemacht hatte, denn sie sagte, ohne zu zögern:  
»Gute Idee. Ich komme mit!«

## 46. Kapitel

Diesmal gelangte ich ohne Zwischenfälle zu meinem Targa, der noch immer vor den Zufahrtstoren von Schloss Alt-Freudenthal parkte. Mit der Hilfe von Nala, die den Code natürlich kannte, musste ich auch nicht übers Gitter klettern. Nur der Einstieg erwies sich als etwas schwierig. Weil Bruno die Fahrertür demoliert hatte, musste ich mich über die Beifahrerseite hinters Steuer klemmen, bevor Nala einsteigen konnte.

»Zu wem geht es?«, fragte sie, als wir schon eine Weile auf einer Landstraße Richtung Potsdam fuhren. Mein Handy wurde über den USB-Adapter des Zigarettenanzünders mit Strom versorgt, hatte aber noch nicht genügend Saft, um hochzufahren.

»Kennst du nicht«, wischte ich aus.

»Aber werde ich bald kennenlernen.«

Ich nickte. Von allen Ideen, die ich heute gehabt hatte, war die, Nala zu meinem Dinosaurier-Menschen mitzunehmen, die vermutlich einzig vernünftige.

»Ich hoffe nur, es ist nicht Sylvio.« Sie lachte. »Dein Mitgesellschafter hat sich ohne Verabschiedung vom Hof gemacht. Ohne Colette wieder mitzunehmen. Juan hat der Armen ein Taxi rufen müssen.«

Ich setzte den Blinker, um einen Rollerfahrer zu überholen.  
»Übrigens, deine Ex ist toll!«, stellte Nala fest.

»Abgesehen von ihrem Wunsch nach einer einseitig offenen Beziehung, bei der ich die geschlossene Seite war.«

»Sei nicht so kleinlich.« Sie tätschelte freundschaftlich meine Hand auf dem Schalthebel. »Das wäre alles nicht passiert, wärt ihr zur Paartherapie gegangen.«

»Ob du es glaubst oder nicht, das habe ich ihr sogar vorgeschlagen.«

»Wann?«

»In unserem letzten Beziehungsjahr, aber sie ...«

»Also zu spät«, unterbrach sie mich.

»Wann wäre denn deiner Meinung nach der beste Zeitpunkt gewesen?«

»Da gibt es keine Faustregel. Aber ich befürworte einen ersten Termin nach dem zweiten oder dritten Date.«

»Wie bitte?« Ich drehte mich zu ihr, um zu sehen, ob sie mich veralberte. Doch sie wirkte todernst.

»Ehrlich gesagt, hat eine Paartherapie keinen Sinn mehr, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist. Viel besser ist es, wenn man den ersten Termin in der Hochphase des Verliebtseins macht.«

»Ernsthaft?«, fragte ich und versuchte mir vorzustellen, wie ich zu meiner brandneuen Bekanntschaft sagte: »*Hey, lass uns das Candle-Light-Dinner mit anschließender Mondscheinfahrt auf der Spree verschieben. Ich würde mit dir viel lieber ganz romantisch zu einer Paarberaterin gehen!*«

»Du gehst doch auch zum Friseur, wenn du noch Haare auf dem Kopf hast, und nicht erst, wenn sie ausgefallen sind.«

»Ja, aber nicht zwei Tage nach meiner Geburt.«

»Das kann man nicht vergleichen«, befand sie, obwohl sie es war, die mit der Haarschneide-Analogie angefangen hatte.

»Die meisten Menschen kommen aus einem bestimmten Grund mit ihrem Partner zusammen, nur kennen sie den in den seltensten Fällen. Zu mir kam beispielsweise mal ein Sportler, der unter seinen autoritären Eltern litt. Er wollte sich von ihnen emanzipieren und suchte sich deshalb eine starke, durchsetzungsfähige Freundin. Eine, in deren Gegenwart sich seine Eltern nicht trauten, ihm reinzureden oder ihn rumzukommandieren. Kaum war mein Klient von daheim ausgezogen, fand er, seine Partnerin würde nicht mehr zu ihm passen. Dabei hatte nicht sie sich verändert, sondern er. Er war befreit, stand nicht mehr unter der Fuchtel seiner Eltern.«

»Du meinst, der Grund, weshalb er mit seiner Freundin zusammenkam, war weggefallen?«

»Genau. Er brauchte sie nicht mehr als rebellischen Puffer zwischen sich und seiner Herkunft. Aber da ihm nicht bewusst war, weshalb er sie ausgewählt hatte, meinte er jetzt, sich von ihr trennen zu müssen.«

Ich bremste, weil ein Achtziger-Schild mir signalisierte, dass ich meinen Führerschein riskierte, wenn ich es nicht täte.

»Du willst mir also sagen, ich soll meine zukünftige Liebe nach dem ersten Treffen zu dir schleppen, damit du uns sagst, weshalb wir uns zueinander hingezogen fühlen?«

»Ja.«

»Damit wir nach dem dritten Date dann sofort Schluss machen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Damit ihr euch bewusst seid, auf was für einem Fundament ihr steht. Und ihr könnt Vorsorge treffen, falls sich die Geschäftsgrundlage eurer Liebe verändert. Mein Mentor hat immer gesagt: Eine zu frühe Paarvorsorge ist besser als eine zu späte Paartherapie!«

*Hm.* Klang etwas technisch, aber einleuchtend.

Bevor ich sie fragen konnte, ob es tatsächlich Verliebte gab, die in einem so frühen Stadium ihrer Beziehung bei ihr vorstellig wurden, leuchtete mein Smartphone auf. Ich tippte den Code zum Entsperren ein und freute mich, dass ich es noch stumm geschaltet hatte. Wenn verpasste Anrufe und ungelesene Nachrichten ein reales Gewicht hätten, hätte ich einen Gabelstapler gebraucht, um mein Handy anzuheben.

Da ich unmöglich für sechs Stunden in einer Nothaltebucht parken konnte, um alle Mitteilungen durchzulesen, beschloss ich, die Nachrichten vorerst zu ignorieren.

Wir hatten mittlerweile den Stadtrand Potsdams erreicht und nahmen Kurs auf das Holländische Viertel, das ich gerne als Disneyland Potsdam bezeichnete. Einfach, weil es so unnatürlich schön war und man immer das Gefühl hatte, man würde Urlaub machen, wenn man als Berliner da durchwanderte.

»Weißt du denn noch, weshalb du dich in Colette verliebt hast?«, fragte Nala.

Ich dachte nach. Und ich erinnerte mich.

An das erste Lächeln, das meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Ihre angenehme Stimme, der ich schon nach dem ersten Satz stundenlang hatte zuhören mögen. An das Gefühl, nicht mehr allein zu sein, weil ich wusste, dass ich immer nach ihrer Hand greifen konnte, wenn ich mich irgendwo fremd oder einsam fühlte. Letztlich aber war es die Gewissheit, einen Menschen getroffen zu haben, zu dem ich aufsehen konnte, weil sie sich in einem Punkt fundamental von mir unterschied.

»Sie war echt!«, sagte ich. »Sie hat nie mit ihrer Meinung hinter dem Berg gehalten. Sich nie selbst verleugnet.« Ich sah zu Nala. »Jetzt, wo ich darüber nachdenke, hat das sogar für ihren Betrug gegolten. Sie hat mir ihre Fehlritte jedes Mal sofort gebeichtet. Ich hingegen hätte wohl alles darangesetzt, sie auf ewig zu vertuschen.« Ich machte eine Pause und schloss mit dem Fazit: »Ich hab mich damals in sie verliebt, weil sie ehrlich war.«

Nala nickte. Ihre Stimme klang einfühlsam. Nicht mehr wie die einer professionellen Therapeutin, sondern wie die einer guten Freundin. »So ehrlich, wie du gerade zu dir selbst warst.«

Ich seufzte. Ohne dass Nala es ausgesprochen hatte, war mir klar geworden, weshalb Colette und ich damals nicht zusammengepasst hatten. Nicht sie, sondern ich hätte mich ändern und eigene Wege gehen müssen.

»Ich glaube, ich kann mich selbst nicht leiden«, stellte ich resigniert fest. »Wie soll mich dann jemand anderes lieben?«

Irritiert bemerkte ich, wie Nala neben mir zu kichern begann.

»Nun werd hier mal nicht theatralisch«, lachte sie. »So pathologisch ist es mit dir auch wieder nicht.«

»Nein?«

»Nichts, was ich nicht in ein, zwei oder drei...«, sie machte eine Kunstpause, »... hundert Sitzungen wieder geradebiegen könnte.«

Jetzt lachten wir beide.

Danach fuhren wir schweigend weiter, bis wir über die Glienicker Brücke nach Zehlendorf hinein bis zur Potsdamer Chaussee gelangten. Ich dachte über die verrückten Ereignisse des Tages und das eben geführte Gespräch nach. Und mein Nachdenken war so intensiv, dass ich darüber die flackernden Lichter am Straßenrand übersah. Blau zuckende Signallampen, die schon von Weitem zum Abbremsen aufforderten, wenn man nicht – wie ich – mit unverminderter Geschwindigkeit in die Polizeikontrolle rasen wollte.



## 47. Kapitel

Mir gelang es gerade noch, eine Vollbremsung hinzulegen und meinen Targa ohne Verluste an Mensch oder Material in die von den Polizeieinsatzkräften kurz vor dem Abzweig zur Tierklinik Düppel angelegte Haltebucht zu manövrieren.

Die Aufmerksamkeit aller anwesenden Beamten war mir dank meiner quietschenden Reifen sicher.

Vor allem die des Bodybuilder-Polizisten, der so aussah, als würde er mir eigenhändig das Verdeck vom Dach reißen, sollte ich nicht schnell genug das Fenster runterkurbeln, was mir wegen des Blechschadens nur zur Hälfte gelang.

»Haben Sie was getrunken?«, lautete seine erste Frage.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen ergeht, wenn Sie kontrolliert werden, aber mir pumpt schon die Düse, wenn ich beim Flughafen-Zoll den grünen Ausgang nehme. Ich meine, ich weiß schon, dass ich keine Drogen im Koffer schmuggele, so wie ich jetzt wusste, dass bei mir keine amputierten Leichenteile im Kofferraum lagen – und dennoch war ich so nervös wie ein Knacki kurz nach dem Gefängnisausbruch.

»Getrunken? Ich hab noch nicht einmal was gegessen!«, antwortete ich und biss mir sofort auf die Zunge. Ich hatte gar nicht albern sein wollen und eigentlich nur die Wahrheit gesagt,

aber dem mürrischen Zucken der Mundwinkel von Arnold nach zu schließen, dachte er, ich wollte mich über ihn lustig machen.

»Also nein, nein. Ich habe nichts getrunken«, schob ich rasch hinterher.

Der Beamte fragte nach meinen Papieren, für die ich mein Handschuhfach öffnen musste, wodurch sich bei mir die klassischen Symptome einstellten, die in der Regel einem Herzinfarkt vorausgingen: Angstschweiß, Atemnot und ein Übelkeit erregendes Druckgefühl im Brustkorb.

Alles ausgelöst durch die winzigen Likörflaschen, die klirrend zwischen Nalas Beine in den Fußraum gefallen waren.

*Ach du Schei...*

Die Glasflachmänner, die vorhin unter meinem Reifen geklemmt hatten, hatte ich völlig vergessen.

»Kleiner Feigling!«, stöhnte ich.

»Wie war das?« Arnold trat einen Schritt von meinem Wagen zurück. Seine Hand wanderte in Richtung des Schlagstocks an seinem Gürtel.

»Ich hab nur mit mir selbst geredet«, sagte ich.

Neben mir begann Nala zu kichern. Wenigstens eine, die sich hier amüsierte.

Der Beamte verschwand aus meinem Sichtfeld, um nach einer Umrundung des Wagens wieder am Seitenfenster aufzutauchen.

Dann stellte er eine Frage, die Nala noch mehr belustigte.

»Sagen Sie mal, haben Sie kürzlich einen Unfall gehabt?«

»Wie, äh, nein!«

*Oder halt, doch.* Na klar, er musste sich über die zerbeulte Tür

wundern, die so aussah, als hätte ich versucht, den Targa um eine Laterne zu wickeln.

»Das war der Elefant!«

Arnolds Hand wanderte vom Schlagstock zur Pistole. »Wer?«

Meine Nervosität wurde noch schlimmer. »Der Elefant. Der hat dagegengetreten.«

»Der E-le-fant?« Er sprach das Wort aus, als wäre er in der Grundschule beim Silbentrennungstest.

»Ja, vorhin erst«, versuchte ich es ihm zu erklären und machte in meiner Aufregung alles schlimmer. »Der lief durch den Garten meiner Freundin und ...«

Vermutlich ist es überflüssig zu erwähnen, dass der Beamte mich aufforderte, umgehend aus dem Wagen zu steigen, was ich nicht konnte, da ja die Tür klemmte. Also musste ich Nala bitten, ebenfalls auszusteigen, was deren guter Laune keinen Abbruch tat. Im Gegenteil.

Als wir nebeneinanderstanden und darauf warteten, dass Arnold eine Kollegin für die anstehenden Drogen- und Alkoholtests zu Hilfe rief, nahm sie meine Hand und lächelte mich an, wie mich seit langer, langer Zeit keine Frau mehr angelächelt hatte.

»Was?«, fragte ich, nun endgültig mit der Situation überfordert.

»Du bist so völlig anders, als ich es mir vorgestellt habe.« Sie grinste. »Du bist der vielleicht liebenswürdigste Trottel, der mir je untergekommen ist. Und irgendwie ist mir gerade klar geworden, dass ich dir dafür danken muss. Ich meine, wir beide

haben nicht mehr viel Zeit. Und die sollten wir nutzen, um sie mit unvergesslichen Erinnerungen zu füllen, hab ich recht?«

»Äh, ja ...«

»Also, ich denke, Erinnerungen haben wir heute auf jeden Fall gesammelt, oder?«

Ich blinzelte. Roch ihr angenehmes Parfum, spürte die weiche Haut ihrer Hand auf meiner Wange und fragte mich, ob ich jetzt halluzinierte oder ob sich ihre Lippen wirklich meinen näherten.

Ich sollte es nicht herausfinden.

## 48. Kapitel

Z u einem Kuss, wenn der denn überhaupt beabsichtigt gewesen war, kam es nicht, da ich mich von ihr löste. Um einen Blick ins Innere meines Wagens zu werfen. Auf mein Handy.

Auf dem eine SMS eingegangen war. Mit einem ganz besonderen Klingelton. Diesem einen, der so eingestellt war, dass er selbst dann läutete, wenn mein Telefon stumm geschaltet war. Ich hatte ihn für eine einzige Person reserviert.

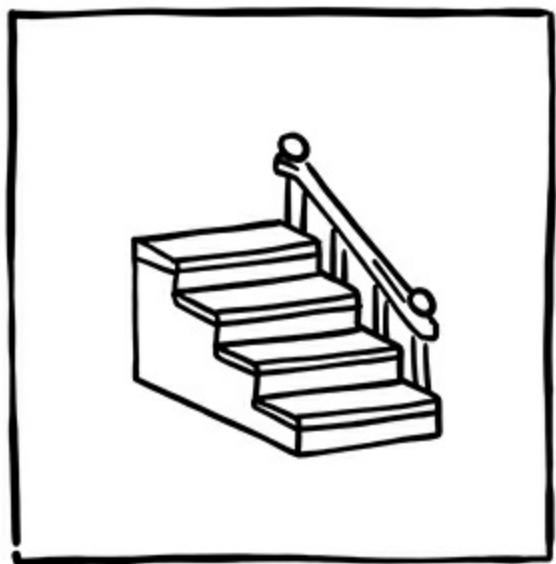
Für meinen Dinosaurier-Menschen.

Raphael.

Der mir das eine Wort geschickt hatte, vor dem ich mich die ganzen letzten Monate von Tag zu Tag mehr gefürchtet hatte.

LÖSCHKANONE!

Unser Codewort, das wir versprochen hatten, nur im äußersten Notfall zu benutzen.



## 49. Kapitel

Ich konnte nicht anders. Es war wie ein Reflex. Ich entzog mich der Polizeikontrolle, indem ich wie vom Teufel gejagt über die Straße rannte, in eine Seitenstraße hinein, die Rufe der Polizisten und Nalas hinter mir ignorierend; immer weiter und weiter, ohne mich nach etwaigen Verfolgern umzudrehen.

Raphael wohnte zu Fuß noch vielleicht zehn Minuten entfernt.

Ich schaffte die Strecke von der Potsdamer Chaussee bis zum Mexikoplatz in weniger als drei.

In Filmen steht die Haustür in solchen Fällen offen (weshalb auch immer), aber mein bester Freund war nicht lebensmüde. In Berlin ging man langsam dazu über, selbst seine Klotür einbruchsicher mit Querriegelschlössern zu versehen, was für mich allerdings kein Hindernis darstellte, da Raphael mir längst einen Zweitschlüssel ausgehändigt hatte. Für den schlimmsten Fall der Fälle.

Der offenbar eingetreten war, wie ich feststellte, nachdem ich die Treppe hochgespurtet war und in seinem Schlafzimmer stand.

»Spargel?«, fragte ich.

Er lag im Halbdunkel. Die Jalousien waren heruntergezogen. Auf einem Nachttisch lag ein einzelnes Buch. Auf dem anderen

türmten sich so viele Medikamente, dass der Apotheker sich davon locker einen Maledivenurlaub finanzieren konnte.

»Hey, Kumpel!«

Ich trat näher an die reglose Gestalt, die unter einer dünnen Baumwolldecke lag. Sein Oberkörper bewegte sich ungefähr so heftig wie die Deckel der zahlreichen Bücher in den Wandregalen. Nämlich gar nicht.

Ich schluckte, doch der Kloß in meinem Hals wurde nur noch größer.

»Kannst du mich hören?«, fragte ich, was in etwa so sinnbehaftet war, wie ihn zu fragen, ob er Lust habe, mit mir heute Skateboard zu fahren.

*Bitte nicht, nein. Lass mich nicht zu spät gekommen sein,* flehte ich ein höheres Wesen an, von dem ich hoffte, dass es existierte.

Paralysiert harrte ich mehrere Schreckminuten vor seinem Bett aus. Dann hörte ich Schritte hinter mir die Treppe heraufkommen. Ich war mir sicher, gleich von starken Händen an der Schulter gepackt und nach hinten gerissen zu werden. Doch es war nicht die Polizei, die mich eingeholt hatte. Sondern Nala, die in der Tür stand und den Blick durchs Schlafzimmer gleiten ließ.

»Wie hast du mich gefunden?«, fragte ich und schaute in ihr trauriges Gesicht, auch um mich von dem Unausweichlichen abzulenken. Dabei wurde mir bewusst, dass der Anblick des Todes für Nala noch schlimmer sein musste als für mich. Ein Blick in die Zukunft, wenn ihre Hinterbliebenen mit ihrem Anblick konfrontiert sein würden.

»Du hast dein Handy im Auto gelassen. Ich habe gesehen, dass Raphael dir die letzte Nachricht geschrieben hat. Du hast seine Adresse abgespeichert.«

»Verstehe. Dann wird der Polizist wohl auch gleich hier sein.«

Was gut war. Man musste bei Todesfällen doch die Polizei rufen, oder nicht?

Nala griff nach meiner Hand und erklärte mir, dass die Beamten keine Veranlassung gesehen hatten, mir hinterherzujagen, da sie mein Auto beschlagnahmt hatten und davon ausgingen, dass ich es früher oder später bei ihnen abholen würde.

»Ist das dein bester Freund?«, fragte sie. »Dein Dinosaurier-Mensch?«

Ich nickte und roch wieder ihr angenehmes Parfum, jetzt, wo sie so nah stand. Erst dadurch wurde mir bewusst, wie abgestanden die Luft hier drinnen war. Es stank nach schwerer Krankheit, Schmerz und Angst.

Mit zitternder Hand öffnete ich ein Fenster.

»Was hat er denn?«

»Einen ...« Die Worte lösten sich aus meinem Mund, als wären sie mit Bleigewichten beschwert. »Einen Zeckenbiss.«

»Borreliose?«

Ich nickte.

»Wann kommt der Krankenwagen?«, fragte sie mit Blick auf ein schnurloses Telefon auf dem Nachttisch.

»Ich ... ich habe noch keinen gerufen.«

»Wieso denn nicht?«

Sie trat neben den Nachttisch.

»Na ja, weil es doch keinen ...«

»... *Sinn mehr ergibt!*«, hatte ich den Satz vollenden wollen. Da bemerkte ich das, was Nala offenbar längst aufgefallen war.

Raphaels Decke. Über der Brust. Sie bewegte sich. Zart, aber immerhin.

»Was ist das?«, hörte ich Nala erschrocken als Nächstes fragen, und weder ihre Stimmlage noch die Frage selbst ergaben einen Sinn für mich. Ich war viel zu sehr von der Euphorie erfasst, meinen Dino-Menschen atmen zu sehen, als auf ihren Gefühlsumschwung zu achten.

»Er lebt!«, rief ich und bat Nala, mir mein Handy zu geben, was sie tat, ohne zu mir aufzusehen.

Erst als ich den 112-Notruf abgesetzt hatte, sah ich, was sie entdeckt hatte, und begriff, weshalb sie so erschüttert war.

»Was soll das?«, fragte sie mich. Tränen lösten sich aus ihren Augen. Sie rannen in Strömen über ihre Sommersprossenwang und tropften auf das Buch, das sie sich vom Nachttisch gegriffen hatte und das nun in ihren zitternden Händen lag. Ein altes, abgegriffenes Buch. Hemingway. Die handsignierte Erstauflage von »Der alte Mann und das Meer«.

»Du hast mich belogen?« Es war noch als Frage formuliert, aber ich las in ihren Augen bereits Gewissheit.

Wie könnte es auch anders sein?

Vor ihr lag ein sterbender Mann in einem Zimmer, die Regale an den Wänden vollgestopft mit Büchern, über die sie sich vermutlich die letzten Wochen ausgetauscht hatten. Und jetzt

hielt sie dieses höchst seltene Exemplar in den Händen. Jenes, das Raphael versprochen hatte, ihr beim ersten Date zu zeigen.

»Wieso?«, fragte sie. Ein Wort. Eine Anklage.

Die Gewissheit, dass ich einen Menschen so sehr verletzt hatte, wie er noch nie verletzt worden war, traf mich mit entsetzlicher Härte.

Nala war nicht doof. Natürlich musste sie gespürt haben, dass mit mir etwas nicht stimmte. Dennoch hatte sie ihre innere Stimme ignoriert, um sich der schmerzhaften Erkenntnis nicht beugen müssen, dass sie zum Narren gehalten wurde.

Doch jetzt, hier in Raphaels Schlafzimmer, hatte sie keine Möglichkeit mehr, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen.

Ich war als Lügner enttarnt und sie als einfältiges Opfer entlarvt.

»Ich wollte es dir sagen«, flüsterte ich. Zu mehr Stimme fehlte mir die Kraft. »Glaub mir, Nala. Deswegen habe ich mich gefreut, dass du mitkommen wolltest.«

Weil ich ihr hier vor Ort reinen Wein hatte einschenken wollen; mit Raphael als Leumund, der bezeugen konnte, dass ich die Wahrheit sagte. Doch wieder einmal, wie so oft an diesem fürchterlichsten aller Tage, war es anders gekommen, als ich gedacht hatte.

Raphael lag im Sterben. Er war bewusstlos und konnte mich nicht von dem Verdacht befreien, ein Lügner und Betrüger zu sein, der sich in Nalas Augen nur ein schnelles Schäferstündchen oder ein Investment ihres Vaters hatte erschleichen wollen.

Dennoch, obwohl mir die Worte dafür fehlten, versprach ich

Nala, alles erklären zu können.

»Hör mir bitte zu!«, flehte ich. Doch sie weigerte sich. Blieb noch nicht einmal mit mir im selben Raum. Erschüttert, mit immer wieder neuen Tränen in den Augen, wich sie zurück. Gedemüigt und verletzt, Schritt um Schritt, rückwärts zur Tür hinaus; als befürchtete sie, ich könnte sie hinterrücks anfallen, wenn sie es wagte, sich von mir abzuwenden.

»Bitte, Nala!«, rief ich und wurde weiterhin ignoriert.

In einem letzten, verzweifelten Versuch, sie zum Bleiben zu bewegen, machte ich nun selbst einen großen Schritt auf sie zu, und das entpuppte sich als der wohl folgenschwerste Fehler in einer Kette von folgenschweren Fehlern, die ich heute begangen hatte.

Nala schrie auf, machte einen unkontrollierten Satz nach hinten, verschätzte sich im Abstand zum Geländer, nach dem sie in einer Seitwärtsbewegung griff. Und verfehlte. Weswegen sie das Gleichgewicht verlor.

Sie schrie, spitz und hell, jetzt mit begründeter Angst, denn sie griff ins Leere. Was zur Folge hatte, dass sie fiel. Rücklings.

Die Treppe hinunter. Stufe um Stufe, bis es einen lauten Knall gab, als ihr Kopf auf dem Steinfußboden unten im Flur aufschlug.



## 50. Kapitel

Eine halbe Stunde später saß ich allein im Wartesaal der Notaufnahme vom Krankenhaus Waldfriede und spürte, wie die Schocksymptome langsam nachließen. Dafür bekam ich Kopfschmerzen, vermutlich weil ich den Tag über zu wenig – im Grunde bis auf einen übersäuerten Salat gar nichts – gegessen hatte, weswegen ich jetzt den gröbsten Hunger mit einer BiFi aus dem Snackautomaten zu stillen versuchte.

Da die Klinik nicht besonders weit entfernt von Raphaels Haus lag, hatte es keine drei Minuten gedauert, bis der Rettungswagen gekommen war, zumal ich den ja schon vor dem Treppensturz gerufen hatte, was bei den Einsatzkräften für einige Verwirrung sorgte.

»Ich dachte, wir sollen hier einen Herrn Nader mit Verdacht auf multiples Organversagen abholen?«, hatte mich einer der beiden Rettungssanitäter, ein kahlköpfiger Mitteldreißiger gefragt, kaum dass ich ihm die Tür aufgemacht hatte. Ich verstand sein Misstrauen.

Wenn er (wie ich) zu viel True Crime geschaut hatte, konnte ich es ihm nicht verübeln, wenn er in mir einen Serienkiller vermutete.

Immerhin stand ich aufgelöst und vor Verzweiflung zitternd vor ihm und hatte Mühe, meine Tränen beim Sprechen zu

unterdrücken.

»Der liegt oben.«

»Oben?«

»Im Bett!«

»Und wer ist die Dame hier?«

Er hatte verunsichert auf Nala am Boden gezeigt. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass Vierlakens Tochter noch atmete und kein Blut aus irgendwelchen Verletzungen austrat, hatte ich sie im Flur in eine stabile Seitenlage gelegt, was hoffentlich richtig gewesen war.

»Das ist eine, äh, Bekannte. Sie ist die Treppe heruntergestürzt. Sie können nicht zufällig zwei Patienten in einem Wagen transportieren?«

Konnte er nicht. Aber der zweite Rettungswagen hatte nicht lange auf sich warten lassen, wie auch die Neurologin in der Notaufnahme nicht, die Nala sofort nach der Einlieferung ins MRT schob, während Raphael auf die Intensivstation verbracht wurde.

Während ich jetzt – kurz, bevor hier die Hölle ausbrechen sollte – in einem für ein Wochenende erstaunlich leeren Wartebereich den letzten Bissen der Salamistange aus einer verdächtig nach Kondom ausschenden Schutzhülle befreite, vibrierte mein Telefon.

Ich war versucht, den eingehenden Anruf zu ignorieren wie die anderthalb Millionen zuvor, aber dieser kam von Jessica.

*Natürlich.* Die Nachricht meines baldigen Ablebens, kombiniert mit der Absicht, wie Sterntaler mein Hab und Gut zu

verschenken, hatte sich also bis nach Hiddensee rumgesprochen. Irgendjemand in ihrer Detox-Mädchenruppe hatte sich nicht ans Handyverbot gehalten und meine Verlobte brühwarm von den vermeintlichen Exzessen ihres Bald-Bräutigams unterrichtet. Ich hatte damit gerechnet, nur nicht so früh. Allerdings, was machte ein Tag mehr oder weniger schon für einen Unterschied? Mein bester Freund lag im Sterben, Nala war meinewegen womöglich schwer verletzt. Im Grunde war mir gerade alles egal. Ich könnte Jessica jetzt weg-, mich aber nicht für immer davor drücken, dieses Gespräch mit ihr zu führen. Also konnte ich es genauso gut auch jetzt angehen ...

## 51. Kapitel

H i!«

»Hi!«, antwortete sie erstaunlich sanft, fast zaghaf.

»Du rufst wegen des Videos an?«, fragte ich.

»Ja.«

*Klar. Weswegen sonst.*

Meine Kehle war auf einmal so rau, als hätte ich die Mini-Salami mitsamt Packung verspeist. »Hör mal, lass uns in Ruhe darüber reden, wenn du wieder da bist.«

»Ja, äh, klar.« Sie klang verunsichert. Überhaupt nicht böse. Eher erstaunt.

»Nur so viel: Ich bin nicht krank, das musst du wissen«, versicherte ich ihr, während ich mich auf den Weg zum Getränkeautomaten machte. Ich brauchte dringend etwas Flüssiges, um den salzigen Nachgeschmack aus dem Mund zu spülen.

»Natürlich nicht«, hauchte Jessica. »Davon bin ich auch nicht ausgegangen.«

Ich seufzte. »Gut, denn das ist alles ein großes Missverständnis. Eine Verkettung völlig verrückter Umstände.«

Ich hörte, wie sie sich räusperte. Das tat ein Mann hinter mir ebenfalls. Als ich mich umdrehte, sah ich in das wütende Gesicht eines mit zwei Krücken bewaffneten Patienten im

Krankenhausnachthemd. Alles an ihm, von der Körperhaltung bis zum Gesichtsausdruck, schrie: »*Mach mal hinne, du Penner!*«

Derweil verwirrte mich Jessica mit der Feststellung: »Hör mal. Ich finde es gut, dass du nicht rumschreist und mich beleidigst. Und mit der Verkettung der Umstände hast du sogar recht. Aber ich will ehrlich zu dir sein. Um ein Missverständnis handelt es sich eher nicht.«

»Nein?«, fragte ich verwirrt. Ich hielt meine EC-Karte an das Lesegerät, um meine Auswahl (Cola light) zu bezahlen.

Was wusste sie über meine Intentionen, die zu dem JGA-Video geführt hatten?

»Nein. Ich hab mich freiwillig in den Kofferraum gelegt!«

Ich nahm das Handy vom Ohr, um einen Blick aufs Display zu werfen, damit ich mich vergewissern konnte, wirklich mit Jessica zu reden und nicht mit einer Stimmenimitatorin, die ihren einzigen freien Anruf aus der geschlossenen Psychiatrie dazu benutzt hatte, meine Nummer zu wählen.

»Wo hast du dich reingelegt?«, fragte ich verdattert.

»Hast du getrunken?«

Ich verneinte ihre Gegenfrage, während ich die Cola aus dem Ausgabefach nahm. Der Krückenpatient hinter mir grunzte entnervt, als hätte ich mir damit ein halbes Jahr Zeit gelassen.

»Vielleicht solltest du aber mal was trinken, du klingst komplett verwirrt.«

*Ach was.*

Ich setzte mich auf eine Hartschalenbank mit Blick zum Haupteingang der ansonsten menschenleeren Klinik. Mal

abgesehen von Mr. Krücke, der mit der flachen Hand wieder und wieder gegen den Automaten klatschte.

»Ich bin auch verwirrt, Jessy. Was faselst du von Kofferräumen?«

Es folgte eine Pause, in der ich einen ersten Schluck nehmen konnte. Dann: »Du hast das Video doch gesehen!«

»Ja, logisch!«, sagte ich genervt, jetzt etwas lauter. Schließlich spielte ich in ihm die Hauptrolle.

»Dann ist dir vermutlich aufgefallen, dass ich komplett nackt war, als die Polizei mich aus dem Mini vor dem Juweliergeschäft gezogen hat!« Auch Jessy schien wütend, sie schrie regelrecht.

Ich tippte mir an den Kopf. Offenbar hatte es ihr die Sicherungen rausgeschossen. Wenn das die Nebenwirkungen eines Entschlackungswochenendes waren, würde ich mich eher eine Woche in Einzelhaft als nach Hiddensee begeben.

»Während ich im Restaurant war?«, bellte ich ebenso laut wie sie zurück, was den Krückenmann vom Automaten ablassen ließ. »Nein, ich fürchte, dieses winzige Detail ist mir bei meiner ›Ich habe einen Tumor und verschenke alles‹-Ansprache leider entgangen.«

»Tumor?« Nun hauchte sie wieder.

Ich atmete tief durch, trank einen zweiten Schluck und sagte: »Ja, ein Tumor. Aber, wie gesagt, den hab ich ja nicht. Das war gelogen. Das hab ich nur Raphael zuliebe gemacht!«

Jessy räusperte sich wieder, dann fragte sie: »Wo steckst du gerade?«

»Im Krankenhaus Waldfriede, aber ...«

Ich sah, wie die Schiebetüren des Eingangs sich öffneten und der Vierlaken-Vorhut den Einlass ermöglichten. Zuerst erschienen Anna und Elsa, dann Andreas Albrecht und zuletzt das Oberhaupt.

»Gut, da bist du in guten Händen«, urteilte meine Verlobte. »Es tut mir wirklich leid, dass dich mein Video aus der Bahn geworfen hat. Ich wünschte, du hättest nie von mir und Matthias erfahren. Es war immer nur Sex.«

*Freiwillig in den Kofferraum. Nackt herausgezogen. Matthias, ihr schleimiger Ex-Prof ...*

Langsam griffen die Zahnräder der Erkenntnis ineinander und drehten sich mit grausamer Präzision Richtung Wahrheit.

»*Es war immer nur Sex.*«

»*Dein Video?*«, krächzte ich.

»Von welchem reden wir denn die ganze Zeit?«, fragte sie mich.

Keine Ahnung. Ich wusste es nicht.

Mir war nur klar, dass ich heute, wenn Raphael diese Nacht nicht überlebte, mehr als nur einen Menschen an meiner Seite verloren hatte. Und dass ich dieses Gespräch mit Jessy nicht würde fortsetzen können. Nicht nur, weil ich viel zu erschüttert war und sich mein Akku erneut ins Betriebskoma verabschiedet hatte. Sondern vor allem, weil das Wartezimmer sich mit immer mehr Mitgliedern der Familie Vierlaken füllte. Gerome, Constantin, Tiffy, Sadia, Andreas Albrecht, Zoe, Rosemarie, Oma Karl. Selbst Simon, Nalas Fast-Ex-Ehemann und offenbar

Vierlakens Noch-immer-Lieblingsschwiegersohn-Anwärter, war unter den Neuankömmlingen.

Ich sah, wie das Familienoberhaupt einen Pfleger von mindestens doppelter Körperlänge am Kittel festhielt, um ihn anzublaffen: »Ich verlange, dass meine Tochter von unserem Hausarzt untersucht wird!«

Nur, um eine Sekunde später von dem ratlosen Mann abzulassen, weil er mich entdeckt hatte.

Vierlakens Miene verdunkelte sich. Mit raschen Schritten, mir die geballte Faust entgegenstreckend, kam er auf mich zu und schrie: »DU DRECKSKERL! JETZT GEHT'S DIR AN DEN KRAGEN!«



## 52. Kapitel

### Nala

Dr. Franziska Lohse (laut ihrem Namensschild Oberärztin) trug einen blitzsauberen weißen Kittel und dazu passende Plateau-Sneaker, mit denen Nala selbst bei bester gesundheitlicher Verfassung Mühe gehabt hätte, das Gleichgewicht zu halten. Aktuell – mit einem Kopf, der sich anfühlte, als trüge sie einen zu fest sitzenden Motorradhelm, auf den jemand mit einem Vorschlaghammer eingedroschen hatte – schmerzte allein der Anblick, die Medizinerin dabei zu beobachten, wie sie in ihren Schuhen zum Schreibtisch stakste.

Während der steril wirkende Raum genauso aussah, wie man sich das Behandlungszimmer einer Notaufnahme vorstellte (mit Hygienekrepp abgedeckte Liege, weiße Möbel, Flatscreen an der Wand und eine verkümmerte Topfpflanze vor dem Fenster), galt das nicht in Bezug auf Dr. Lohse. Die Ärztin, die sie seit ihrem Erwachen in der Notaufnahme betreute, ihr Kontrastmittel gespritzt und sie durch den MRT geschoben hatte, war weder übermüdet noch von unzähligen Nachschichten gezeichnet. Im Gegenteil: Ihr lockiges Haar wippte auf den Schultern wie bei einer L'Oréal-Werbung, ihrem Teint nach kam sie gerade frisch aus dem Urlaub, wo sie frische Bergluft getankt hatte. Und die

Fingernägel waren nicht abgekaut, sondern perfekt manikürt. Mit einem davon tippte sie gerade gegen den Monitor auf dem Schreibtisch vor sich, der sich auf Fußdruck zu einem Stehpult verwandelt hatte.

»Sie können von Glück reden«, erklärte sie.

»Ja, heute sollte ich Lotto spielen«, stöhnte Nala und griff sich an ihre heftig schmerzende Schulter. Von ihrem Ellenbogen, der Hüfte und dem Kopf ganz zu schweigen.

»Keine Frakturen, keine inneren Blutungen. Sie müssen sich auf der Treppe wie ein Stuntman abgerollt haben!«

»Mit dem Unterschied, dass ein Stuntman nach dem Dreh nicht bewusstlos liegen bleibt«, wagte sie einzuwenden.

Die Ärztin lächelte. »Stimmt. Aber wenigstens deutet die Bildgebung nur auf eine leichte Gehirnerschütterung hin.«

Nala wäre gerne zu ihr gegangen, um sich das MRT-Bild anzusehen. Jedoch hatte sie Angst, bei dem Versuch auf das Linoleum zu schlagen, weswegen sie so ruhig wie möglich auf der Behandlungsliege sitzen blieb.

Ihr Blick blieb an dem Poster haften, das neben dem Schreibtisch hing. Darauf stand mit weißer Schrift auf schwarzem Hintergrund:

Ein kluger Arzt sagte einmal:

Darunter fand sich nichts als das unleserliche Gekritzeln einer typischen Medizinerhandschrift. Unlesbare Hieroglyphen, an denen selbst Apotheker scheitern würden.

»Tut mir leid, das ist das Büro von Professor Bruckner«, entschuldigte sich die Ärztin, die Nalas Blick aufgefangen haben musste. »Der Chef ist wegen seines schrägen Humors hier nicht besonders beliebt.«

»Na ja, da müssten Sie mal sehen, was mein Vater für Bilder in seinem Büro an die Wand gepinnt hat. Ich versichere Ihnen, so schlimm ist das Plakat hier nicht.«

Dr. Lohse runzelte die Stirn. »Haben Sie den Kalender gesehen, den Bruckner in den Aufwachraum gehängt hat?«

Nala vermied es, den Kopf zu schütteln. »Nein. Was stand denn drauf?«

»Es ist ein Kalender von 2034.«

Nala musste grinsen, was sie allerdings sofort bereute. Wenn sie gekonnt hätte, hätte sie das Atmen eingestellt, um die anscheinend flüssig gewordene Masse unter ihrer Schädeldecke nicht noch mehr zu reizen. Allerdings war die Vorstellung eines Patienten, der sich nach einer OP in der Zukunft wähnte, genau ihr Humor. Albern, aber kreativ. Bruckner und Papa könnten beste Freunde werden, wenn sie sich über den Weg liefen. Mit Dr. Lohse würde das eher nicht passieren.

»Ich warte nur darauf, dass wir den ersten Patienten wegen eines Herzinfarkts verlieren!« Die Neurologin zeigte wieder auf den Monitor. »Bei Ihnen gibt es jedenfalls keine inneren Blutungen. Die Gehirnerschütterung müssen wir natürlich im Blick behalten, aber soweit ich das sehe, geht es Ihrem Kopf prima.«

»Abgesehen von Mr. Tod da drin«, murmelte Nala. Sie klopfte

sich gegen die Schläfe.

»Was meinen Sie?«

Nala seufzte. »Na, mein Lymphom.«

Dr. Lohse schaute wieder auf den Monitor vor sich. Tippte mit flinken Fingern Befehle auf der Tastatur und schien damit weitere Bilder und Ausschnitte aus anderen Perspektiven zu öffnen.

»Hm«, sagte sie. Neben »Oh, oh« und »Moment mal, was haben wir denn hier?« war »Hm« garantiert ebenfalls unter den Top fünf der Äußerungen, die man von seinem Arzt nie hören will.

»Ich war schon einmal in Behandlung, doch der Krebs ist, wenn Sie sich die Bilder des frontalen Cortex genauer ansehen, leider zurückgekommen.«

Dr. Lohse wandte sich vom Bildschirm ab und sah Nala direkt in die Augen. Sie erkannte äußerste Besorgnis in dem Blick der Radiologin. Verständlich.

»Wo genau soll sich das Lymphom befinden?«

»Jetzt sagen Sie mir nicht, Sie haben es übersehen!«

Die Oberärztein schnaubte entrüstet. »Frau Vierlaken, ich arbeite stets gründlich und akkurat. Zudem habe ich einen Bluttest veranlasst.«

*Klar, was man bei Privatpatienten eben so macht, wenn ausnahmsweise mal Ebbe herrscht in der Notaufnahme.*

»Bei einer bösartigen Geschwulst, wie Sie sie beschreiben, hätten wir etwas finden müssen.«

»Und?«, fragte Nala, deren Kopf für einen Moment nicht mehr schmerzte. So, als hätte allergrößte Verwirrung die Wirkung von

Morphium.

»Fehlanzeige!« Dr. Lohse lächelte sie aufmunternd an. »Seien Sie beruhigt. Wenn ich Ihnen eins versichern kann, dann das: Sie haben unter Garantie keinen Tumor im Kopf.«



# 53. Kapitel

## Julius

Die Meute kam immer näher.

Die Vierlaken-Familie samt Anhang drängte mich im Wartesaal in die Enge. Bank um Bank wich ich zurück, auf die Wand in meinem Rücken zu, an der eine übergroße Zeigeruhr hing, wie man sie aus Bahnhofshallen kennt. Ich konnte wegen Vierlakens Gebrüll den Sekundenzeiger nicht ticken hören, hatte aber trotzdem das Gefühl, dass meine Zeit ablief.

»Du hast meine Tochter die Treppe runtergeschmissen? Was stimmt denn mit dir nicht, du Idiot?« Er spuckte beim Schreien, was ihn tollwütig wirken ließ.

Meine Möglichkeiten, von ihm und seinen Begleitern (die nicht annähernd so rachsüchtig wirkten) weiter Abstand zu halten, waren aufgebraucht. In einem lächerlichen Versuch, aus seinem Spuck-Radius zu kommen, stieg ich auf die letzte Hartschalenbank und presste den Rücken gegen die Wand mit der Uhr, weswegen ich jetzt wohl so aussah, als wollte ich wie ein Verwirrter im Park eine Rede zu Themen wie »Der Weltuntergang ist nah« oder »Hütet euch vor der Pharma-Verschwörung« halten.

In Wahrheit hatte mein Vortrag den Titel: »Ihr könnt mich mal, ihr Heuchler!«

Mit dem Mut der Verzweiflung beschloss ich, Vierlakens Frage mit einem ebenfalls gebrüllten Redeschwall zu beantworten:

»Was mit mir nicht stimmt?«, schrie ich ihn von oben herab an.

»Was glauben Sie denn? Denken Sie, ich bin heute Morgen aufgewacht und hab mir gesagt: ›Mensch, Julius, heute ist doch der perfekte Tag, um deinem FKK-freudigen Großinvestor einen Besuch in seinem Prunkschloss abzustatten, um dich von ihm vor den versammelten Gästen im Garten waterboarden zu lassen, nachdem du deinen Porsche von einem Elefanten hast schrottreif treten lassen. Ja, Mensch. Das klingt doch nach einem guten Plan. Vielleicht solltest du zuvor noch seine Tochter beim Speed Dating aufreißen und im Netz zum Tag der offenen ‹Julius verschenkt alles›-Tür aufrufen, damit auch sichergestellt ist, dass du nackt im Park vor deiner Ex-Freundin stehst. Dann runderst du den Abend ab, indem du die Oma mit Kippen vergiftest und dem kleinen Racker einen Pariser zum Lutschen gibst, bevor du vor einer Polizeikontrolle zu deinem sterbenden Freund fliehst. Wo du Nala natürlich abschließend die Treppe runterschmeißen wirst, damit wir hier auch alle gemeinsam einen geilen Notaufnahmen-Samstag verbringen!««

»Ich verstehe kein Wort«, hörte ich eine Stimme neben dem Snackautomaten. Sie gehörte dem einzigen Nicht-Familienmitglied oder -bekannten, nämlich dem Krückenpatienten.

Doch auch die Vierlaken-Familie starrte mit großen Fragezeichen im Gesicht zu mir hoch.

»Verdammt, ja, ich gebe es zu. Ich habe gelogen!«, rief ich weiter. »Ich bin nicht krank. Ich habe nicht vor, irgendetwas zu verschenken, schon gar nicht meine Firma an diesen Schwachkopf Sylvio.« Der zum Glück nicht da war, allerdings war ich so aufgebracht, dass er mich gewiss nicht davon abgehalten hätte, das zu sagen.

»Ich habe gelogen«, wiederholte ich. »Aber das habe ich nur aus Liebe zu meinem besten Freund getan, der hier übrigens gerade im Sterben liegt, falls euch Egozentriker das überhaupt interessiert.« Ich sah Oma Karl an, und meine Stimme brach. »Raphael Nader. Mein Dino-Mensch!«

Sie lächelte sanft und nickte mir zu, was mir Auftrieb gab, die unter Garantie verworrenste Rede meines gesamten Lebens fortzusetzen.

»Ich habe gelogen, den ganzen Tag über, aber ich habe es nur gut gemeint. Das könnt ihr mir vorwerfen, okay, aber bedenkt: Ihr alle hier, ihr seid keinen Deut besser! Sie ...«, ich zeigte auf Vierlaken, »... Sie tun gegenüber Ihrer Freundin so, als würden Sie ihre esoterischen Sex-Fantasien begeistert teilen, dabei betteln Sie hinter Rosies Rücken um Viagra, um den Tag zu überstehen.«

»Ist das wahr, Hartmuth?«, fragte Rosemarie.

»Und ihr ...«, jetzt waren Anna und Elsa an der Reihe, »... Constantin, Gerome! Ihr wolltet eurem Vater Abführmittel

verpassen, um einen Erben zu verhindern, anstatt mit ihm das Gespräch zu suchen!«

Vierlakens Augen wurden zu Schlitzen, durch die man nicht einmal mehr ein Centstück hätte stecken können. »Was höre ich da?«

Auch Rosie wirkte wie vom Pferd getreten.

»Und dann wäre da noch Henrietta!«

»Was ist mit ihr?«, fragte Tiffany.

Ich sah zu Oma Karl, die sanft den Kopf schüttelte. Kein Vorwurf war in ihrem Blick, kein Bitten oder gar Flehen.

Ich überlegte, dass sie die Einzige war, die mir heute geholfen hatte, also sagte ich nur: »Ihr solltet nicht so mit ihr reden, als wäre sie plemplem oder gar nicht im Raum.«

Sie lächelte wieder mild, konnte sich aber ein »Pimmelkopf!« in meine Richtung nicht verkneifen.

»Ist das alles?«, fragte mich Vierlaken, dessen Faust noch immer geballt war, wenngleich sein Blick etwas von seinem Kampfesmut verloren hatte.

»Nein, ist es nicht. Das Wichtigste fehlt noch: Nala.«

»Was ist mit mir?«

Alle drehten sich zu dem Gang, aus dem sie zu uns nach vorne schritt. Sie machten ihr Platz, als wäre sie ein Popstar, der durch die Menge zur Bühne will.

Nala trug eine pflasterfarbene Halskrause wie Schleudertraumapatienten nach einem Autounfall. Sie humpelte leicht, aber sie musste nicht gestützt werden.

»Ich wollte dich nicht anlügen«, sagte ich, ohne zu wissen, wie

lange sie schon im Hintergrund gestanden und wie viel sie von meiner Ansprache mitbekommen hatte. »Ich hatte keine bösen Absichten. So wie ich weiß, dass du niemanden durch dein Schweigen verletzen willst.«

»Womit verletzen?«, fragte Sadia laut. »Was verschweigst du?« Alle Augen richteten sich auf Nala.

»Nala?«, sagte ich leise. Ich musste nicht mehr laut rufen. Es war so still im Wartesaal geworden, dass man das Ticken der Zeigeruhr hören konnte. »Ich finde, alle hier haben ein Recht darauf, es zu wissen. Willst du es ihnen selbst erzählen?«

Sie nickte. Auch ihre Augen waren tränenerfüllt. »Julius hat recht. Es ist an der Zeit, dass ihr erfahrt, wie es um mich steht. Und mit ihr meine ich vor allem dich, Julius.«

Ich zog irritiert meine Augenbrauen zusammen.

*Weshalb ich?*

»Eben wurde ein MRT von mir gemacht.«

Sie ließ eine Pause, die mir rückblickend so quälend lang vorkam wie eine Werbeunterbrechung vor dem entscheidenden WM-Elfmeterschießen.

»Und?«, fragte Oma Karl. Niemand außer mir beachtete, dass dies keine ihrer üblichen wirren Schimpfwortäußerungen war, sondern eine berechtigte Nachfrage.

»Ich habe keinen neuen Tumor!«, sagte sie.

Vierlaken und ich stöhnten auf. Gleichermassen verwirrt und entsetzt.

»Wieso neuer Tumor ...?«, fragte ihr Vater, unfähig, seinen Satz zu Ende zu bringen, *verständlichlicherweise*. Ich war vor

Verwirrung noch nicht einmal zum Stammeln in der Lage.

*Bedeutet das etwa, Nala wird nicht sterben? Sie ist gesund?*

*Aber wie kann das sein?*

Meine Gedanken drehten sich fast so rasch wie der Oberkörper eines der Anwesenden, der sich blitzschnell von mir abwandte. Kurz nachdem sich für eine Millisekunde unsere Blicke getroffen hatten.

*Simon.*

Genau in diesem Moment, als er die Flucht antrat und Richtung Ausgang rannte, kam mir ein Gedanke. Ich ahnte auf einmal, woher ich ihn kannte!

Nach einer weiteren Schrecksekunde rannte ich Simon hinterher.

## 54. Kapitel

Nala war schneller als ich, was Sie vielleicht bemerkenswert finden, hatte sie doch mit einer Gehirnerschütterung und der geprellten Hüfte zu kämpfen. Zu meiner Rechtfertigung, weshalb sie es war, die Simon auf dem Parkplatz des Krankenhauses stellte, und nicht ich, muss ich anführen, dass Nala sehr viel näher am Ausgang gestanden hatte.

Außerdem – *ja, nun, ich gebe es zu* – war ich beim Abstieg von der Bank ausgerutscht und hingeschlagen. Wären die beiden TikTok-Mädels vom Maya-Grill wieder mit dem Handy zur Stelle gewesen, hätte die Plattform »Deutschlands dümmste Krankenhausbesucher« quotenträchtigen Nachschub bekommen.

Und aus diesem Grund war es eben Nala, die vor Simons Cabrio stand und ihm den Weg zur Ausfahrt versperrte. Als ich dazukam, hörte ich ihn durch das geöffnete Verdeck schreien: »Es tut mir leid. Ich war verzweifelt!«

»Du? Verzweifelt?«, rief Nala wütend. »Wie konntest du mir das antun?«

Er sah kurz zu mir, zögerte und kam zu der Erkenntnis, dass er in der Falle saß. Rechts von ihm parkte ein Geländewagen, zu seiner Linken wartete ich, und Nala wollte er wohl auch nicht über den Haufen fahren. Resigniert schaltete er den Motor ab.

»Wieso, Simon? Weshalb?«

Er rieb sich die Augen, als wäre er wie ich Allergiker und in einen Pollenschwarm geraten.

»Als du gesund wurdest, hast du dich von mir abgewendet«, sagte er, was Nalas Wut zusätzlich anfachte.

»*Deshalb* hast du die Diagnose erfunden? Mich glauben lassen, ich würde sterben? Damit ich mich wieder in dich verliebe, wenn du mich erneut rettest?«

Er hob die Hände vom Lenkrad. Im Hintergrund sah ich die Vierlaken-Familie geschlossen im Ausgang stehen, noch hielt sie Abstand zu uns.

»Nicht allein deshalb. Ja, ich liebe dich. Unendlich, Nala. Die Zeit, in der ich mich um dich kümmern durfte, war die beste meines Lebens. Ich wollte, dass es wieder so ist wie früher. Dass ich für dich da sein kann und du merkst, wie gut ich dir tue. Wie damals. Wir waren glücklich.«

»Du warst glücklich«, sagte Nala. Ihre Stimme brach. »Ich war krank!«

Simon, der sich erkennbar nicht traute, aus seinem Wagen zu steigen, versuchte sie zu beschwichtigen: »Versteh doch. Ich habe nicht rein egoistisch gehandelt. Vor allem wollte ich dich von deinem Irrweg abhalten.«

»Was denn für ein Irrweg?« Nala zog die Nase hoch. Wut flackerte wieder in ihren Augen auf.

Auch Simons Stimme klang auf einmal trotziger, wie bei einem Kleinkind, das zum Gegenangriff übergeht. »Du hast aus der ersten Krankheit nichts gelernt. Nachdem du geheilt warst,

hast du sinnlos in den Tag gelebt. Warst auf Partys und Dates anstatt bei deiner Familie. Hast deine Zeit mit deinen völlig bekloppten Klienten verbracht, anstatt ...«

»... anstatt mit dir«, fiel Nala ihm ins Wort. »Das willst du doch wohl sagen!« Hätte sie vor Simons Auto auf den Boden gespuckt, hätte ich mich nicht gewundert. Sie rümpfte die Nase, als ekelte sie sich. Vermutlich war es auch so. »Du bist derjenige, der krank ist, Simon. Versetzt mich mit gefälschten Röntgenbildern in Todesangst.«

»Sie waren nicht gefälscht!«, sagte ich tonlos den ersten Satz, seitdem ich auf dem Parkplatz zu ihnen gestoßen war.

»Wie bitte?«, fragte mich Nala.

Ich atmete schwer.

Vorhin hatte ich es geahnt, jetzt wusste ich, woher ich Simon kannte. Und jetzt verstand ich auch, weshalb er immer so unangenehm berührt schien, wenn er auf mich traf. Zuerst im Maya-Grill, dann hier im Wartesaal.

Vierlaken hatte Sylvio und mich in die Vorsorgepraxis am Ku'damm geschickt, um uns dort dem Gesundheitscheck zu unterziehen, bevor er grünes Licht für sein Investment in White Umbrella gab.

*Du mieser ...!*

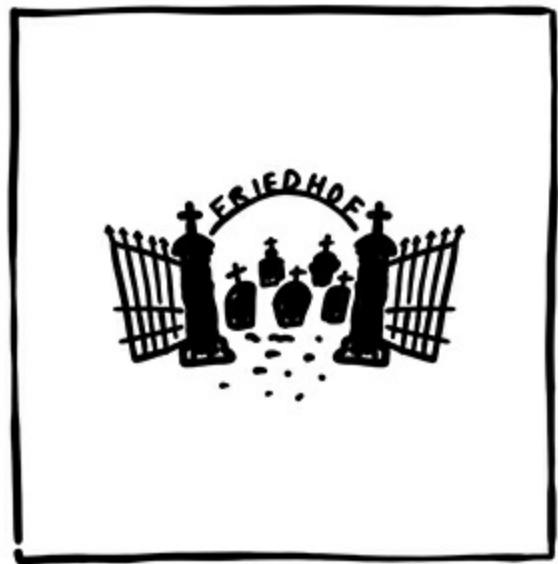
Als sich der letzte Puzzlestein vor meinem geistigen Auge an die richtige Stelle legte, spürte ich nicht, dass meine Nase zu bluten begann. Was in der Gräserpollen-Hochzeit nichts Ungewöhnliches für mich war.

Die Aufregung der letzten Stunde hatte mich so mit Adrenalin

vollgepumpt, dass meine Allergiesymptome kaum eine Chance gehabt hatten, sich bemerkbar zu machen, und jetzt schien sich alles auf einmal in einem heftigen Schwall zu entladen. Meine Augen trännten, und mein Kopf war auf einmal zwei Nummern zu klein für mein Gehirn. Das spürte ich, nicht jedoch das Blut, das mir über die Lippen lief. Ich merkte nicht, wie ich unbewusst versuchte, es mit den Fingern abzuwischen. Und trotzdem begriff ich in diesem Moment, dass all meine körperlichen Reaktionen nichts mit meinem Heuschnupfen zu tun hatten. Ich wusste es mit der gleichen Gewissheit, wie mir klar war, dass der Mann, der in dem Auto hier vor mir saß, von all den Lügnern heute der größte und verwerlichste war.

Weil Simon es war, der mich beim Check-up neuroradiologisch untersucht hatte. Weil er es gewesen war, der hinter dem Monitor stand, während ich in der Röhre gelegen hatte.

Weil er, Dr. Simon Schultz, meine MRT-Aufnahmen vom Kopf ausgewertet – und mit denen von Nala vertauscht hatte!



# 55. Kapitel

Drei Wochen später  
Friedhof Nikolassee

Für den Nachmittag war passendes Begräbniswetter angekündigt. Seit einer Woche nun schon warteten die Berliner darauf, dass sich das schwülheiße Wetter in einem Wärmegewitter entlud, aber die Natur hatte offenbar wenig Lust, sich an den Wetterbericht zu halten. Mittlerweile herrschte höchste Waldbrandgefahr, und auch am Eingang des Friedhofs Nikolassee warnte ein selbst gemaltes Schild davor, im Freien zu rauchen. Mit anderen Worten: Ich schwitzte trotz kurzer Hosen, T-Shirt und Sneaker, als hätte ich mich mit Pelz in die Sauna gesetzt.

*Hier endet es dann also*, dachte ich und sah mich um. Jede Lücke zwischen den Gräbern könnte für mich sein. Ich hasste den Gedanken so sehr, wie ich es hasste, nicht verhindern zu können, ein Dutzend Mal am Tag in Selbstmitleid zu verfallen.

*Verdammt*, ich war noch nicht mal alt genug für eine Ü40-Party und konnte die mir offiziell noch verbleibenden Monate an beiden Händen abzählen. Wie viele Jahre meines Lebens hatte ich verschwendet in dem Glauben, unsterblich zu sein?

»Tja, Alter. Wie es ausschaut, sehen wir uns schneller wieder, als dir vermutlich lieb ist!«, sagte ich und wischte mir die Tränen aus den Augen. Den ganzen Weg auf der Suche nach Raphaels letzter Ruhestätte hatte ich geheult. (Bei dem Urnenbegräbnis letzte Woche war ich so durch den Wind gewesen, dass ich mir den genauen Platz auf dem Friedhof nicht gemerkt hatte.) Doch jetzt, als ich den schlichten Grabstein meines besten Freundes endlich gefunden hatte, musste ich beinahe lächeln.

Raphaels Name stand silbern eingefräst auf grauem Marmor, darunter sein Geburts- und Sterbedatum sowie eine eingeklammerte Vierunddreißig.

Raphael Nader, praktisch veranlagt bis zuletzt.

*Iudex non calculat*, hatte er gerne gesagt. Frei übersetzt: Wenn ein Jurist rechnen könnte, hätte er etwas Sinnvollereres studiert. Weswegen Spargel für alle Besucher seines Grabes sein Todesalter in Klammern gesetzt hatte, damit diese nicht gezwungen waren, es sich mithilfe der Datumsangaben zu entschlüsseln.

»Die Frau, die ich für dich daten sollte, ist kerngesund«, sagte ich. »Ich bin es, der ein Taubenei unterm Schädeldach trägt.« Ich versuchte zu grinsen, was mir womöglich ähnlich gut gelang wie Raphael in seinen letzten Tagen.

»Ist ne lange Geschichte, erzähl ich dir, wenn wir uns wiedersehen. Aber nimm es mir nicht übel ...«

Ich wartete ab, bis ein dunkel gekleidetes Teenager-Pärchen, das den Friedhof vermutlich als coolen Datingort ausgewählt hatte, auf dem Kiesweg an mir vorbeigeknirscht war.

»Nimm es mir nicht übel, ich versuche unsere Wiedervereinigung noch etwas hinauszuzögern.«

Simon, dieser Dreckskerl, hatte Nala nämlich doppelt angelogen. Nicht nur, dass er ihr meinen Tumor untergejubelt hatte. Er hatte auch gelogen, was die Behandlungsmöglichkeiten und -chancen anging. Er saß zwar tatsächlich ungünstig, aber nicht, wie von Simon behauptet, an einer völlig unzugänglichen Stelle.

»Morgen schon startet die Bestrahlung und ...«

Ich unterbrach mein Zwiegespräch mit meinem toten Freund, weil mir in der rechten unteren Ecke seines Grabsteins etwas auffiel. Ich wusste, dass sich Raphaels Bruder streng an Spargels Testament gehalten hatte, das von dem Streber-Juristen natürlich akribisch vorbereitet worden war. Würde ich morgen die Grätsche machen, würde man in meiner Schreibtischschublade nur Tankquittungen und den Abholschein für meine Winterjacken bei der Reinigung finden.

Ich kniete mich hin, wischte mir den Schweiß von den Brauen, der mir die Sicht erschwerte und ... *tatsächlich*. Ich hatte mich nicht geirrt. Das war kein Materialfehler im Marmor, sondern eine Gravur. So groß wie eine Briefmarke. Aber eindeutig erkennbar: ein QR-Code.

Ich zog mein Handy aus der Tasche meiner Shorts und hielt meine Fotokamera drauf. Ein Link zeigte sich, den ich anklickte.

*Ist denn das zu fassen?*

Zum Glück war es nur seine Stimme. Hinterlegt mit beeindruckenden Natur- und Landschaftsaufnahmen.

Schneebedeckte Gebirge, tosende Wellen, glitzernde Mohnfelder und atemberaubende Korallenlandschaften unter Wasser. Hätte ich auch sein Gesicht gesehen, wäre ich vermutlich vor Kummer direkt vor Raphaels Grab zusammengebrochen. So zerriss es mir nur das Herz, als ich ihn sagen hörte:

»Hey, wer auch immer du bist. Wenn du das hier liest, habe ich nur eine einzige Frage an dich: Warum in drei Teufels Namen schleppst du ein Handy mit auf den Friedhof?

Willst du etwa telefonieren, während andere am Grab ihrer Liebsten trauern? Oder eine Nachricht tippen? E-Mails checken? Auf Insta surfen?

Ach so, du hast es immer dabei!

Du arme Sau!!!

Lass dir eines gesagt sein von einem, der es wissen muss, weil er im Sarg liegt: Das wahre Leben findet nicht mit einem Deckel vor dem Kopf statt.

Leg das Ding weg. Mach es aus. Und genieße die Zeit, die dir bleibt, mit echten Menschen, in einer echten Welt. Mit echten Erinnerungen. Oder, um es mit einem abgewandelten Sprichwort zu sagen ...«

In diesem Moment wurde der Bildschirm schwarz.

»Wer zu spät vom Handy loskommt, den bestraft das Leben!«

Ich starrte auf das Telefon in meiner Hand und konnte nicht anders. Ich musste lachen. Erst leise, kichernd, dann immer

lauter, bis mich zufällige Beobachter für einen Trauernden halten mussten, der vor Schmerz den Verstand verloren hatte.

»Das waren fünf Fragen, du Idiot«, kicherte ich Raphaels Grabstein an, wohl wissend, dass er mit allem recht gehabt hatte. Insbesondere mit seiner letzten Schlussfolgerung.

»Klugscheißer«, sagte ich. »Zur Strafe komme ich nächstes Mal mit einem Laptop und surfe vor deinem Grab auf YouTube.«

Ich war für meinen nächsten Termin schon etwas spät dran, also verabschiedete ich mich, noch immer grinsend, von Raphaels letzter Ruhestätte mit der Geste, mit der wir uns zu Lebzeiten am häufigsten unserer gegenseitigen Freundschaft versichert hatten – ich zeigte dem QR-Code den Mittelfinger.

Dann machte ich mich auf den Weg zum Maya-Grill.



## 56. Kapitel

Ich hätte nie gedacht, dass ich mich irgendwann einmal beim Betreten eines Restaurants wie ein Promi fühlen würde, der vom Wirt mit einer Anakonda-Umarmung begrüßt wurde, so herzlich und heftig, dass mir im Schlangengriff die Luft wegblieb. Dass mein Bild gerahmt neben anderen (mir allerdings unbekannten Gesichtern) hing, die hier ihr Geld gelassen hatten, worauf der Inhaber wohl stolz war. Und nie im Leben hätte ich damit gerechnet, einen Extra-VIP-Platz zu haben, der immer für mich freigehalten wurde. Es war der Tisch vor der Mooswand am Fenster, an dem ich das erste Mal mit Nala gesessen hatte.

Vermutlich hatte Tony, der Wirt, auch nicht damit gerechnet, dass das heimlich ins Netz hochgeladene Video von diesem denkwürdigen Tag so hohe Wellen schlagen würde, dass der Maya-Grill fortan aus allen Nähten platzte. Das Restaurant war auf Monate ausgebucht. Der Rollrasen auf dem Boden war in einem ähnlich bemitleidenswerten Zustand wie ein Fußballfeld am Ende der Bundesligasaison.

So gesehen war es von Vorteil, einen eigenen Tisch zu haben, an dem Sylvio bereits auf mich wartete.

Wir wollten die Übergabe der Firma regeln, die wegen meiner unerwarteten Diagnose nun tatsächlich in Strukturen überführt

werden musste, die eine längere Überlebenswahrscheinlichkeit hatten als ich – also länger als ein Jahr etwa.

Zu meinem Erstaunen war Sylvio nicht alleine gekommen.

»Hey!«, rief sie schon von Weitem. Im Gegensatz zu seinem war ihr Lächeln ehrlich. Ihre Umarmung kam von Herzen und geschah nicht aus Pflichtgefühl wie Sylvios schlaffer Händedruck.

»Colette!«, erwiderte ich ihr Lächeln. »Wie schön, dich zu sehen.«

»Du hast ihn nicht informiert, dass ich dabei bin?«, fragte sie Sylvio.

»Das muss ich wohl vergessen haben«, log er, ohne rot zu werden.

»Du meinst, du hast bis zur letzten Minute gehofft, Dr. Vierlaken noch umstimmen zu können!«, schlussfolgerte Colette. Zu mir sagte sie, während wir uns setzten: »Nalas Vater ist nur bereit, weiter zu investieren, wenn ich deine Anteile übernehme und in die Geschäftsführung einsteige.«

»Das ist wunderbar«, lächelte ich.

Sylvio sah aus, als hätte er herhaft in ein Brötchen mit Kuhdung gebissen. »Ja, wunderbar. Obwohl ich mir weiterhin sehr unsicher bin, ob du das neben deinem Hauptberuf zeitlich stemmen kannst, Colette!«

»Meine Tätigkeit war, wie du weißt, der Hauptgrund, weshalb Hartmuth mich in der Geschäftsführung haben will, Sylvio.«

*Aha. Sie duzte Nalas Vater bereits.*

»Ein großer Teil der Gewinne wird fortan für die

Unterstützung meines Kinderheims eingesetzt«, erklärte sie mir freudestrahlend. »Bei der Umsatzlage von White Umbrella werden wir sehr bald weitere Häuser aufbauen können.«

»Wie schön!« Meine gute Laune wuchs mit jedem Millimeter, den Sylvios Mundwinkel weiter herabsackten. »Wo kann ich unterschreiben?«

Wortlos schob mir mein zukünftiger Ex-Kompagnon die Papiere über den Tisch.

»Sie sind geprüft?«, fragte ich Colette.

Sie nickte. »Von zwei Anwälten. Du musst nur noch deine Bankverbindung eintragen, wohin du den Kaufpreis überwiesen haben willst.«

»Die hast du schon!«, sagte ich und unterschrieb den Vertrag ungelesen auf der letzten Seite. »Auf das Konto des Kinderheims.«

## 57. Kapitel

Sylvio verabschiedete sich hastig, Colette blieb noch sitzen, ließ sich aber vom Aufbruch überzeugen, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass es mir den Umständen entsprechend gut ging und ich nicht in den nächsten drei Tagen den Löffel abgeben würde.

Ich versprach ihr, am Leben zu bleiben, obwohl es gerade die Tücke dieser Krankheit war, dass man oft bis zum Endstadium keine oder wenige Symptome hatte.

Nachdem Colette mir etwas länger als zwischen Ex-Partnern üblich die Hand gedrückt hatte, war sie zu ihrer Arbeitsstelle gefahren, um dem dort chronisch unterbezahlten, aber Höchstleistungen erbringenden Personal die frohe Kunde zu überbringen.

Ich nutzte mein erstes Essen als Vorruheständler mit begrenzter Lebenserwartung dazu, mir eine Coke Zero und den Spezial-Burger zu bestellen. »Mit extra viel Dill!«, bat ich dieselbe Kellnerin, die vor wenigen Wochen an meiner und Nalas Bestellung verzweifelt war. Neu war ihre blaue Schürze. Die künstlichen Wimpern hingegen waren noch so lang und dick wie damals. Ich war versucht, Gläser und Besteck festzuhalten, damit sie nicht mitsamt der Tischdecke wegfliegen, sollte sie zu heftig mit ihnen klippern.

»Kann aber dauern«, informierte sie mich, ohne von ihrem Handy aufzuschauen, in das sie die Bestellung gepatscht hatte. *Hm.* Mein VIP-Status schien sich zu ihr noch nicht rumgesprochen zu haben.

»Du siehst ja, was hier los ist!«

Tatsächlich war jeder Platz besetzt, und das, obwohl Tony einige Gäste sogar vor die Klotüren platziert hatte. Die zusätzlichen Tische hatte er durch eine Verringerung der Abstände unter Ignorierung sämtlicher Sicherheitsvorschriften reinquetschen können. Ich musste mir keine Sorgen machen, dass der Anzugträger am Nachbartisch auf die Idee kam, mich heimlich filmen zu wollen. Wir saßen uns so nah, dass er bei dem geringen Abstand lediglich mein rechtes Auge im Bildausschnitt gehabt hätte.

Die Kellnerin sollte recht behalten. Ich wartete eine Viertelstunde allein auf mein Getränk, allerdings tat ich das nicht allein. Noch bevor die Cola kam, tauchten Anselm und Stulle auf. Die nächsten Gäste, mit denen ich nicht gerechnet hatte.

»Was wollt ihr denn hier?«

Meine Freunde klemmten sich auf die Bankplätze, auf denen Colette und Sylvio gesessen hatten, wobei wir wegen Anselms langer Beine und Stulles Bierbauch den Tisch etwas weiter von der Wand weg ins Restaurant hineinschieben mussten.

»Ich hab euch doch gesagt, dass ihr meinen Targa nicht bekommt!«

Sie lachten, obwohl ich es ernst meinte. Denn es blieb dabei, ich wollte in dem Ding begraben werden. Allerdings hätte ich

nicht gedacht, dass mein Wunsch sich derart schnell erfüllen könnte.

»Colette hat uns den Tipp gegeben, dass wir dich hier treffen können. Wir haben eine Überraschung für dich.«

*Oje.*

Das letzte Mal hatte Stulle mich überrascht, als er zu meinen Ehren eine geheime Geburtstagsparty in unserer WG schmeißen wollte. Leider hatte er sich im Tag geirrt. Und im Monat. Weswegen ich einen halben Schlaganfall bekam, als ich nichts ahnend ins Wohnzimmer ging und auf einmal eine Meute mir unbekannter Menschen mit Konfettikanonen hinter Sofa, Sesseln und Türen hervorsprang. Unbekannt waren sie, weil Stulle nur Arbeitskollegen für den Anlass hatte auftreiben können; meine echten Freunde wussten ja, dass ich im Frühling und nicht im Winter Geburtstag hatte.

»Was habt ihr mit Colette zu schaffen?«, fragte ich.

»Sie ist doch jetzt Big Chef bei White Umbrella«, sagte Anselm.

»Und?«

»Sie hat uns einen kostenlosen Account besorgt!« Stulle grinste.

»Wofür?«

»The Walking Date.«

»Was wollt ihr damit?«, fragte ich und hatte bereits eine dunkle Vorahnung.

»Nicht wir. Du. Wir haben dir ein Profil angelegt, jetzt, wo du ...«

Stulle war immerhin so pietätvoll, den Satz nicht zu vollenden.

»Ich meine, du wirst ja nun nicht mehr heiraten, oder doch?«

Mein Mitbewohner konnte es immer noch nicht fassen, dass ich bei Jessica den Schlussstrich gezogen hatte.

»Ich weiß, es ist völlig verrückt«, sagte ich ihm. »Jeder andere Mann würde auf Knien zum Altar robben, könnte er doch nur eine Frau heiraten, die sich beim Fremdvögeln auf der Rückbank filmen lässt. Aber ich bin da wohl irgendwie altmodisch.«

Stulle nickte in vollem Ernst. »Ja, das bist du. Ich meine, wo findet man heutzutage noch so gut aussehende, mitten im Leben stehende Frauen, die sich auf Rollenspiele an ungewöhnlichen Orten einlassen?« Für ihn war das die Definition einer Traumfrau.

»Hättest du denn was dagegen, wenn ich bei Jessy mein Glück versuche?«, fragte er und tätschelte sich die Kugelwampe. »Sie mag sicher mein Tattoo sehen!«

Anselm verdrehte angesichts dieses Größenwahns kurz die Augen und versuchte, auf den Grund ihres Besuchs zurückzukommen. »Also, wir haben dich angemeldet bei TWD!«

*Großer Gott*, die Profilbeschreibung wollte ich gar nicht sehen. Vermutlich hatten die beiden Gehirnamöben ihr Lieblingsfoto von mir genommen (wo ich nach einer durchfeierten Nacht schnarchend auf der Couch lag und sie mir Popcorn in die Nase gesteckt hatten) und dazu so etwas geschrieben wie:

*Mein Name ist Microsoft. Wollen wir nicht mal gemeinsam abstürzen?*

Gott, wie ich Raphael vermisste.

»Es haben sich auch schon vielversprechende Kandidatinnen

gemeldet.« Anselm schob mir einen Umschlag zu. »Hier sind deine Zugangsdaten. Und ein Brief von einer, von der wir glauben, dass sie zu dir passen könnte.«

»Ist ne echte Elf von Zehn«, befand Stulle. »Sie will mit dir einen Test machen!«

»Was denn für einen Test?« Ich nahm das Kuvert in die Hand, überlegte, ob ich es tatsächlich riskieren sollte, da einen Blick reinzuwerfen. Dabei vergaß ich, mich bei der Kellnerin zu bedanken, die mir meine Bestellung hingestellt hatte.

Ich entschied mich dazu, erst einmal einen Bissen von dem vielversprechend aussehenden Burger zu nehmen, der allerdings entgegen meiner Bestellung keinerlei Dill zwischen den Rindfleischscheiben kleben hatte.

»Also Jungs, es tut mir leid, aber ...«

*«... ich habe überhaupt kein Verlangen, meine letzten Tage damit zu verbringen, mich von Blind Dates testen zu lassen»,* hatte ich den Satz vollenden wollen. Aber das war mir unmöglich.

Das eklig-cremige Gefühl auf der Zunge hielt mich davon ab. Ich blähte die Backen auf und suchte nach einem Weg, wie ich meinen Brechreiz erregenden Mundinhalt loswerden könnte, ohne dass den anderen Gästen ebenfalls übel wurde.

»Was ist denn los?«, fragten Anselm und Stulle unisono.

Mir blieb nichts anderes übrig, als die Stoffserviette als Spucknapf zu benutzen. Nachdem ich die halbe Cola geleert hatte, um den ekelhaften Geschmack halbwegs zu neutralisieren, drehte ich mich zur Kellnerin um, die direkt hinter mir stand.

»Entschuldigung«, räusperte ich mich und war versucht, ihr

auf die blaue Schürze zu tippen, weil sie sich nicht umdrehte.  
»Da stimmt was nicht mit meinem Burger«, sagte ich, und endlich wandte sie sich zu mir.

Zuerst dachte ich, sie hätte irgendwo ihre Wischlappen-Wimpern verloren. Dann bemerkte ich, dass es überhaupt nicht die Kellnerin war, die ich erwartet hatte, bis mir schließlich klar wurde, dass diese Frau nicht einmal hier im Restaurant arbeitete.

»Test bestanden!«, lachte Nala mich an.



## 58. Kapitel

Der Umschlag war leer.

Es gab auch kein Profil von mir bei »The Walking Date«. Anselm und Stulle waren nur gekommen, um mich abzulenken, während Nala sich von Tony eine Schürze hatte geben lassen, um mir mein Essen zu bringen.

»Sieh mal einer an. Du kannst dich ja doch beschweren, wenn dir was nicht passt!«, sagte sie.

Sie hatte sich mir gegenübergesetzt, kaum dass Stulle und Anselm sich schulterklopfend verdrückt hatten. Ordentlich gefaltet legte sie die wieder abgebundene Schürze neben sich. Ihre dunklen Haare waren zu einem festen Zopf gebunden, und sie trug dasselbe sommerliche Kleid wie bei unserem ersten Date. So musste sich also ein Déjà-vu anfühlen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn sie gleich ihren Lieblingsphilosophen zitiert hätte: *Jemanden zu schonen heißt, ihn zu bevormunden.*

»Du hast meinen Burger mit Nutella gefüllt«, stellte ich fest.  
»Wer hätte da den ›Ich schluck meine Meinung nicht mehr runter-Test‹ versemmt?«

Sie nickte, und ihr Blick wurde ernst: »Vielleicht wollte ich auf Nummer sicher gehen, dass du bestehst.«

Wir wurden kurz von der echten Kellnerin unterbrochen, die mit angewidertem Blick sowohl meinen Teller als auch die

Spuckserviette einsammelte. Nala bestellte nichts.

»Es tut mir leid, dass ich mich nach dem Krankenhaus nicht mehr bei dir gemeldet habe«, sagte sie, als die Kellnerin wieder gegangen war. »Ich hatte Angst.«

»Vor mir?«

»Vor einem Gespräch wie diesem. Deshalb habe ich mich auch bei Raphaels Beerdigung im Hintergrund gehalten.«

»Du warst da?«, fragte ich erstaunt. Ich hatte sie nicht gesehen, was auch kein Wunder war. An dem Tag hatte ich vermutlich nur die Hälfte der Trauergäste wahrgenommen, wenn überhaupt.

»Ja. Das war mir ein Bedürfnis. Immerhin war er in den letzten Wochen für mich zu einem der wichtigsten Menschen geworden, auch wenn ich ihn nie persönlich kennengelernt habe. Deswegen bin ich gekommen, auch wenn ich an dem Tag auf keinen Fall auf dich treffen wollte.«

Ich nickte, weil ich sie verstand. Vor wenigen Tagen noch hatte sie buchstäblich auf meinem Platz gesessen. Dann war sie dem Tod von der Schippe gesprungen, dafür war ich an ihrer Stelle darauf gelandet. Es war schon unter normalen Umständen schwer, eine ungezwungene Unterhaltung mit einem Sterbenden zu führen. Nach unserer, zugegeben, völlig verrückten Vorgeschichte konnte ich mir vorstellen, welche innerlichen Hürden sie überwunden haben musste, um mir jetzt Auge in Auge gegenüberzusitzen.

»Simon wartet auf einen Prozess und wird garantiert seine Zulassung verlieren«, stellte sie fest.

»Hm.« Damit hatte ich gerechnet.

Sie legte den Kopf schief und musterte mich. »Du klingst, als würdest du das nicht gut finden.«

»Ich finde es nie gut, wenn die Zukunft eines Menschen zerstört wird.«

»Er hat uns manipuliert«, empörte sie sich. »Er hat dich angelogen und mich in Todesangst versetzt. Ich war psychisch so am Ende, dass ich tatsächlich die Symptome entwickelt habe, die ich schon von meiner ersten Krankheit kannte. Und dir hat er Wochen gestohlen, in denen du dich hättest behandeln lassen können!«

»Aber er hat uns auch zusammengebracht«, rutschte es mir heraus, bevor ich merkte, dass das so formuliert falsch verstanden werden könnte. »Ich meine, es war trotz allem so, wie du es kurz vor deinem Sturz bei Raphael formuliert hast«, schob ich rasch hinterher, damit sie nicht dachte, mein Tumor säße dort in meinem Gehirn, wo er meine Zurechnungsfähigkeit außer Gefecht setzte und mich denken ließ, ich wäre mit ihr verheiratet oder so. »Wie du selbst gesagt hast: Für die wenige Zeit, die wir uns kannten, haben wir sie an diesem Tag doch ganz gut genutzt, oder nicht?«

Sie seufzte, als würde ihr ein Stein vom Herzen fallen. »Du bist also nicht böse auf mich?«

»Nein. Und seltsamerweise auch nicht auf Simon.« Auch wenn ich durch ihn womöglich wertvolle Zeit verloren hatte. Dafür würde ich die mir verbleibenden Tage bewusster verbringen, was vermutlich sehr viel mehr wert war.

»Apropos Zeit«, sagte Nala. »Was machst du heute Abend?«

»Wieso macht mir die Frage Angst?«

Sie lachte. »Aus gutem Grund. Mein Vater holt heute die verpatzte Familienfeier nach. Hast du Lust, mich zu begleiten?«

Ich tippte mir an die Stirn. »Soll das ein Witz sein? Zu seinem zweiten Anlauf, einen Erben zu zeugen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Rosie hat dieses Wochenende keinen Eisprung. Papa hat geschworen, dass seine Hosen diesmal oben bleiben.« Sie sah auf die Uhr, auf einmal wirkte sie wieder so nervös wie zu Beginn unserer Unterhaltung. Niedliche rote Flecken zeigten sich auf ihren Wangen.

»Ich schwöre, wir alle haben wieder keine Ahnung, worum es geht. Also, was meinst du?«

Ich legte den Kopf schief, versuchte für einen Moment, nicht daran zu denken, dass die leichten Schmerzen hinter den Augen sehr bald schon von schlimmeren Symptomen abgelöst werden würden, und stand auf. »Ich denke, das Leben ist zu kurz, um keine Risiken einzugehen.« Lächelnd nahm ich Nalas Hand. »Ich denke, wir sollten herausfinden, was der Verrückte diesmal im Schilde führt! Und zuvor habe ich noch eine wichtige Frage.«

Ich stand mit ihr gemeinsam auf.

»Welche?«, fragte sie zögernd.

»Wie viele?«

Für einen Moment zog sie die Augenbrauen noch mehr zusammen, dann grinste sie über beide Ohren.

»Sieben«, sagte sie. »Und du?«

»Bei mir waren es elf!«

Jetzt lachten wir beide.

»Na, dann lass uns doch mal rausfinden, wie viele rote Autos wir auf dem Weg zum Schwielowsee zählen werden«, sagte sie und zog mich hinter sich her; am langen Arm aus dem Maya-Grill hinaus auf die Straße über den Bürgersteig bis zu ihrem Auto.

In den Rest meines zweiten, letzten Lebens hinein.

# Zum Buch und Danksagung

Um es ganz deutlich zu sagen: Nur weil man Single ist, ist man nicht zwangsläufig unglücklich. Fast könnte man behaupten: »Im Gegenteil!« Ich kann Rolf Dobelli viel abgewinnen, der in einer seiner meistgelesenen Kolumnen schrieb: »Es gibt im Leben wohl keine wichtigere Entscheidung als die Wahl seines Partners oder Partnerin. Wer auf die falsche Person setzt, dem ist Unglück garantiert.« Was zusammengefasst sinngemäß heißt: »Lieber keine Beziehung als irgendeine.«

Wenn in Deutschland etwa 23 Millionen Singles leben, ist dies also erst einmal keine negative Nachricht. Negativ ist oft nur die Wahrnehmung von vermeintlich glücklichen Paaren; sind die mitleidigen Blicke, denen man als Alleinstehender ausgesetzt ist, wenn man es wagt, allein zur Party zu kommen. Die aufgezwungenen Rechtfertigungen, weshalb es noch immer nicht mit der Partnerin oder dem Partner »geklappt« hat. Dieses Single-Shaming ist ein großes Übel in unserer Gesellschaft und vielleicht mitverantwortlich dafür, dass so viele verzweifelt nach dem passenden Gegenstück suchen. Die meisten im Internet.

Über 7 Millionen Menschen sind derzeit auf Dating-Portalen angemeldet. Kein Wunder, dass man nicht lange recherchieren muss, um auf die verrücktesten Dating-Geschichten zu stoßen. Und wie bei meinen Psychothrillern musste ich auch bei der

Recherche zu meinem Kein-Thriller lernen: Das Leben ist verrückter als die Fiktion.

Letztens sah ich auf Instagram ein Video, in dem ein Schlitzohr seine Dating-Tricks verriet: Wie bei vielen anderen stimmte sein (attraktives, aber gefälschtes) Profil-Bild überhaupt nicht mit seinem wahren Anblick überein. Wenn es zu einem Date kam, gab er sich mit Absicht der am Nachbartisch wartenden Dame nicht zu erkennen. Irgendwann, kurz bevor die vermeintlich Versetzte enttäuscht wieder aufbrechen wollte, sagte er (mit Blick auf sein Handy, so laut, dass die Verabredung es hören konnte): »Dieses verdammte Tinder.« Was in der Regel dazu führte, dass die Dame vom Nachbartisch interessiert nachfragte: »Ach, wurdest du auch versetzt?«

Im Grunde eine geniale Methode, um ins Gespräch zu kommen, aber auch verwerflich, weshalb ich alle Suchenden an dieser Stelle eindringlich vor dieser Masche warnen will.

Übrigens: Selbst ein Horror-Date kann sich als wahrer Glücksfall entpuppen!

Vor Jahren schon schrieb mir Eva an fitzek@sebastianfitzek.de und berichtete von dem schlimmsten Date ihres Lebens. Es war so übel, dass sie aufs Klo ging und ihre beste Freundin bat, sie mit einem Fake-Anruf (»Du musst ganz schnell nach Hause kommen«) zu erlösen.

Nach dem abrupten Ende des Dates fragte der Mann, ob Eva ihn wenigstens noch mit dem Auto zur weit entfernten Bushaltestelle fahren könnte. Da sie kein Unmensch war, tat sie das. Und um das peinliche Schweigen im Wagen zu überbrücken,

fragte sie ihn ohne große Hintergedanken, welche Bücher er denn lese. »Fitzek« war seine Antwort, und sie dachte sich: »Das kann ja wohl nicht sein, dass der Idiot denselben Lieblingsautor hat wie ich.« Sie begannen sich zu streiten, welches meiner Bücher wohl das beste sei. Das Gespräch wühlte sie so auf, dass sie sich daheim an den Schreibtisch setzte und ihm eine Mail schrieb, weshalb »ihr« Buch besser wäre als »seines«. Um das Thema auszudiskutieren, trafen sie sich noch einmal. Und heute sind sie verheiratet und haben Kinder!

Für alle, die mit Internet-Portalen nichts am Hut haben und sich fragen, wo die Zeiten geblieben sind, wo man sich noch ganz altmodisch im realen Leben kennenlernte – auch diese Geschichten gibt es noch.

Ich selbst traf die wichtigste Person in meinem Leben in einem überfüllten Intercity von Berlin nach Leipzig. Ich setzte mich auf den einzigen freien Platz im Speisewagen, Linda gegenüber. Nun muss man wissen, dass ich ein Buch-Stalker bin. Ich bin stets neugierig zu erfahren, was für Bücher meine Mitmenschen lesen. Daher kann man mich oft bei Verrenkungen ertappen, wenn ich etwa auf Flughäfen oder an Bushaltestellen versuche, einen Blick auf den Einband des Werkes zu erhaschen, das die mir gegenüber sitzende Person gerade in den Händen hält. (Was übrigens erklärt, weshalb ich E-Books nicht so gern mag. Hier muss ich mich immer von hinten an die Sonnenliege am Strand anschleichen, um einen direkten Blick aufs Display zu haben, und es kommt häufig zu unschönen Szenen, wenn die in

ihren Roman vertiefte Person plötzlich feststellt, dass das der Fitzek ist, der an ihrer Wange hängt, aber ich schweife ab.)

Jedenfalls sah ich, wie aus der Handtasche meiner zukünftigen Angebeteten ein Buch herauslugte. Linda bemerkte meine verdrehte Kopfhaltung, mit der ich den Titel des Sachbuches entschlüsseln wollte – der mich übrigens hätte stutzig werden lassen müssen: Es war »Generation Beziehungsunfähig« von Michael Nast.

Von diesem schönsten, zufälligen Date meines Lebens profitieren im Grunde auch Sie, liebe Leserin, lieber Leser. Ohne Lindas stetige Ermutigungen, kritische Anmerkungen und lebenskluge Hinweise wäre dieses Buch niemals geschrieben worden. Womit wir schon fast bei der Danksagung wären. Zuvor will ich noch einen weiteren Beweis dafür anführen, dass Bücher Menschen auf ewig verbinden können.

Auf der letzten Frankfurter Buchmesse wartete in meiner Signierschlange ein junges Pärchen. Als sie an der Reihe waren, luden sie mich zu ihrer Hochzeit ein. Ich fragte, wie ich denn zu dieser Ehre käme. Die Antwort: »Vor einem Jahr bereits standen wir in deiner Schlange. Doch damals kannten wir uns noch nicht. Wir standen nur zufällig hintereinander. In den drei Stunden Wartezeit lernten wir uns erst kennen, dann lieben. Und jetzt wollen wir heiraten!«

Was wieder einmal den Wahrheitsgehalt einer der vielen Weisheiten meiner Mama Christa beweist (Gott hab sie selig): »Man weiß nie, wozu es gut ist!« Selbst sich stundenlang die

Beine in den Bauch zu stehen, um dann von mir mit einer unleserlichen Krakel-Unterschrift abgespeist zu werden.

Mit all den nachfolgenden Personen, meinem Kernteam, kann ich Ihnen nur dringend ein Date empfehlen, sollten Sie sich jemals mit dem Gedanken tragen, ein Buch veröffentlichen zu wollen.

Carolin Graehl und Regine Weisbrod (Lektorat)

Manuela Raschke (Managerin, Geschäftspartnerin)

Sally Raschke (Marketing Raschke Entertainment)

Luisa Bredlow (Officemanagement)

Roman Hocke (Literaturagent AVA-International)

Sabrina Rabow (PR)

Christian Meyer (C&M Sicherheit)

Jörn Stolli Stollmann (Graphik und Design)

Wie immer danke ich allen Buchhändlerinnen und Buchhändlern, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in Bibliotheken und auf Buchfestivals. Und natürlich Ihnen – am meisten dafür, dass Sie mir Ihre Lebenszeit geschenkt haben. Mit das Kostbarste, was wir haben. Aufmerksame Leserinnen und Leser, die bis zu diesem Satz hier durchgehalten haben, bemerkten es schon sehr viel früher. Wie bei meinen Psychothrillern lässt mich auch in meinen Kein-Thrillern das Thema »Tod« nicht los. Das einzige, unvermeidliche Date, von dem ich uns allen wünsche, dass es noch sehr lange auf sich warten lässt.

Egal ob Single, verliebt, verlobt, verheiratet oder was auch

immer: Bleiben Sie am Leben!

Auf Wiederlesen

Ihr

Sebastian Fitzek

Frankfurt, wenige Stunden vor der Thriller Arena Tour

um 11:23 am 5. Dezember 2024

# Über Sebastian Fitzek

Sebastian Fitzek, geboren 1971, ist Deutschlands meistverkaufter Autor. Seit 2006 schreibt er Psychothriller, die allesamt zu Bestsellern wurden. Seine Bücher sind in 36 Sprachen übersetzt und über 20 Millionen Mal verkauft. Viele davon sind erfolgreich verfilmt, *Die Therapie* wurde als sechsteilige Miniserie für Prime Video produziert. 2017 wurde Sebastian Fitzek als erster deutscher Autor mit dem Europäischen Preis für Kriminalliteratur ausgezeichnet. Er ist Stifter des Viktor Crime Awards und engagiert sich als Schirmherr für den Bundesverband »Das frühgeborene Kind« e.V. Sebastian Fitzek lebt mit seiner Familie in Berlin.

# **Impressum**

© Droemer eBook April 2025

© 2025 Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Maria-Luiko-Straße 54, 80636 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH Autoren- und Verlagsagentur, München.

[www.ava-international.de](http://www.ava-international.de)

Redaktion: Regine Weisbrod

Abbildungen im Innenteil: Jörn Stollmann

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-56120-1

## **Hinweise des Verlags**

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

**Wissen, was gelesen wird**

Aktuelle Bestseller, spannende Unterhaltung, informative Sachbücher und kreative Geschenkideen: Entdecken Sie unsere Bücher und Autor\*innen auf [www.droemer-knaur.de](http://www.droemer-knaur.de).

Sie möchten über Neuheiten und aktuelle Aktionen auf dem Laufenden gehalten werden? Abonnieren Sie [hier](#) unseren kostenlosen Newsletter.